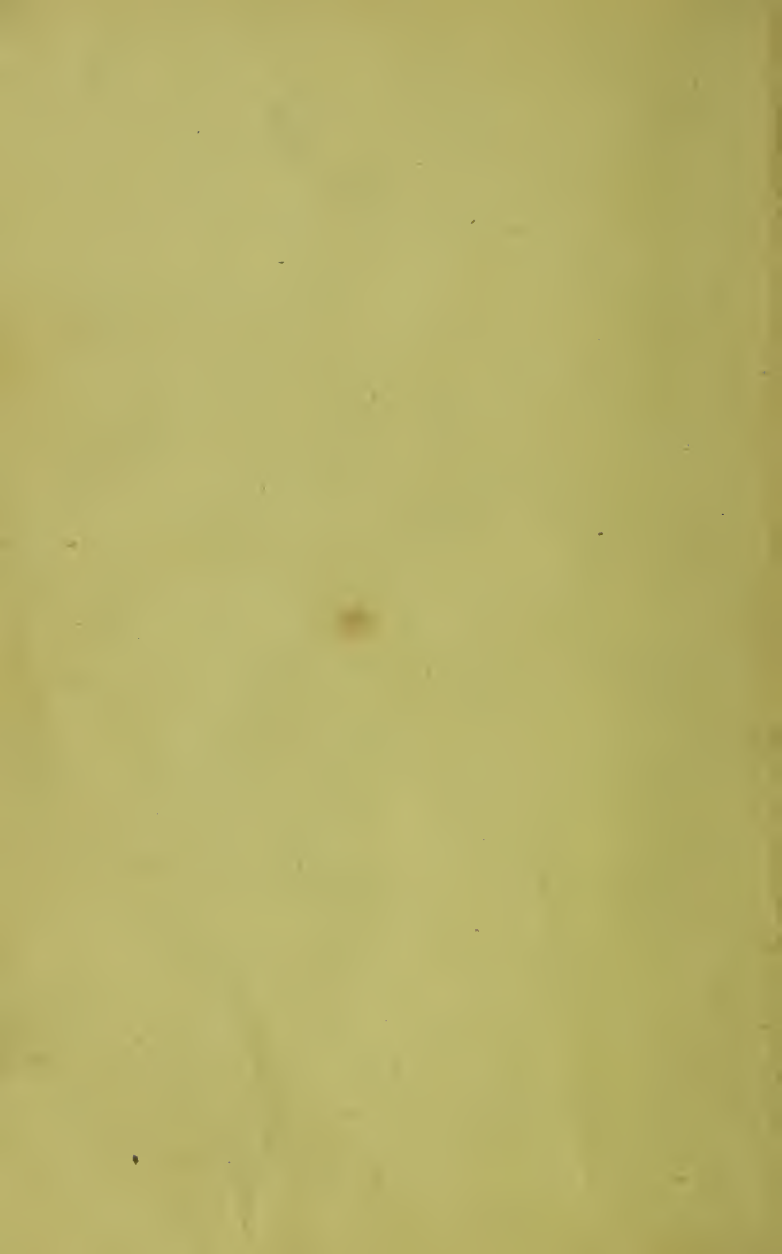
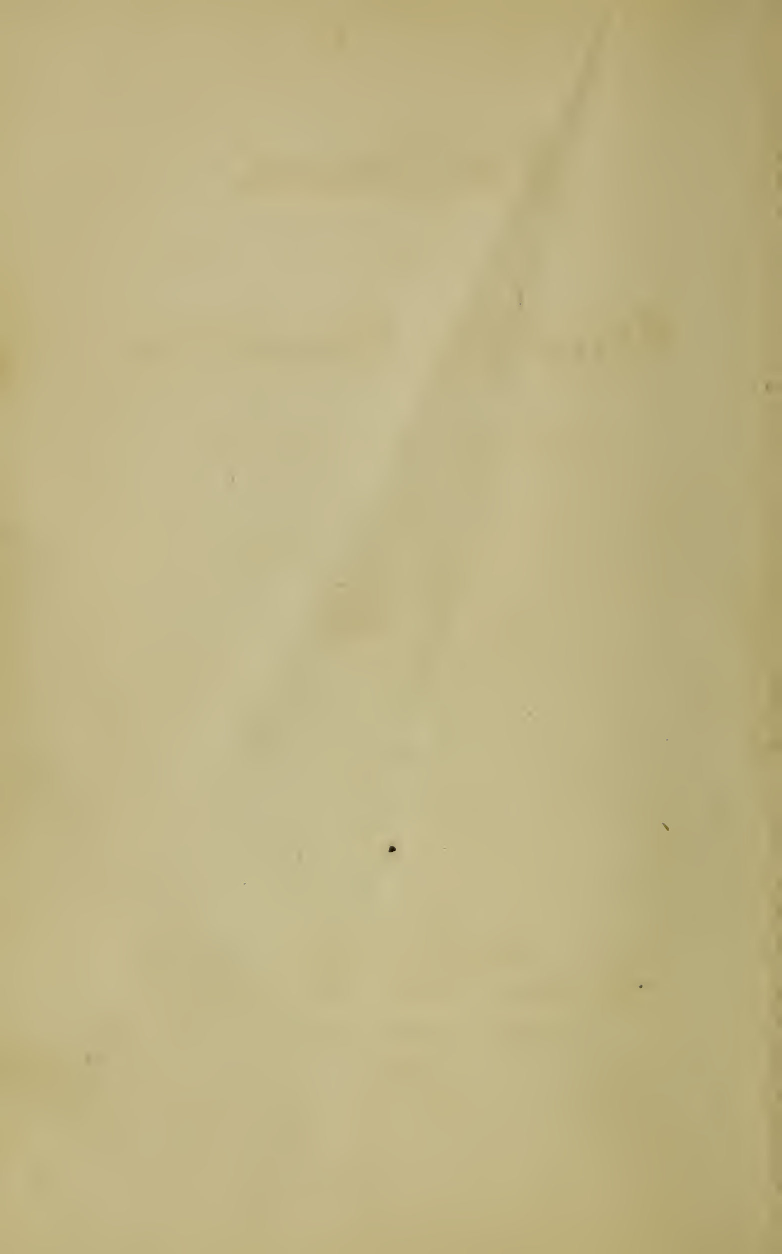










Edle Frauen.

Christliche Frauenbilder.

Gesammelt und bearbeitet

von

H. Liebhart.

Hitchcock & Walden:
Cincinnati, Chicago und St. Louis.
Carlton & Lanahan: New-York.
1872.

(Noble Women.)

Vorwort.

Die Frauenwelt hat zu allen Zeiten herrliche, hehre Charakterbilder, glänzende Sterne, aufzuweisen gehabt, die wohl geeignet sind, eine Fülle Material für fesselnde und nützliche Lebensbeschreibungen zu bieten. Schon die heidnische Welt weist solche hohe, uns zur Bewunderung hinreißende Gestalten auf, denn die erhaltende und verlaufende Gnade hat mitten im Verderben, mitten im Schatten des Todes, einzelne Lichter aufgehen lassen, die auf jene Sonne hindeuten sollten, mit welcher der volle Tag für die Menschheit anbrach.

Jedoch — was sind die wenigen Herrlichkeiten gegen die ungezählten Gräuel, welche in einer Welt „ohne Gott" das weibliche, das jungfräuliche Leben der alten Heidenwelt bedecken? Schon die Frauen Israels stehen in ganz anderem, in himmlischerem Lichte da, als die Frauen der Griechen und Römer. Diese sind, wenn es hoch kommt, Trägerinnen weltlicher Tugend; jene große Vorbilder des Glaubens und der Liebe, Mütter der Gottseligkeit, Töchter des Friedens, Priesterinnen des Gebets, Streiterinnen des Herrn.

Aber auch neben diesen alttestamentlichen Höhepunkten der Frauenwelt gewahrt man noch gar viel Schatten, der durch die neutestamentliche Offenbarung verschwinden sollte. Es sind bei

aller Gottesfurcht eben noch Mägde, nicht freie, fröhliche Kindschaftserben, die uns vorgeführt werden; es sind Gebundene, denn Christus der Erlöser war noch nicht erschienen, um allen, auch dem Weibe, die wahre Stellung anzuweisen. „Maria, du hast Gnade bei Gott gefunden," — mit diesem Engelsgruße ist dem ganzen weiblichen Geschlechte Gnade zu Theil geworden, daß nun nicht mehr ist Mann und Weib, Herrin und Sclavin, sondern diese allzumal Gefreite des Herrn sind Brüder und Schwestern in Christo. Christus erschien den Menschen der alternden, hinsterbenden Welt, daß während alles um sie her verwelkte, sie durch ihn neues, jugendliches Leben empfangen sollten. Und zur Mittheilung dieses göttlichen Lebens benützt der Herr Alle; nicht blos die Großen der Zeit, die in Glanz leben, nein, auch den Kleinsten in seiner Demuth und Unscheinbarkeit; nicht allein den Mann, sondern auch die Frau. Keines aber von allen soll, um den ihm von Gott bestimmten Beruf auszuführen, aus seiner Stellung heraustreten. Der Handarbeiter braucht zu diesem Zwecke nicht nach Scepter und Krone zu schmachten, die Frau nicht des Mannes Stelle einzunehmen, der Mann nicht weibisch zu werden. Nein — darin bestehet ja gerade die Erfüllung unserer hohen Aufgabe, daß jedes in dem ihm angewiesenen Stande seine volle Pflicht mit Freuden thut. Wie herrlich die Frauenpflicht ist, das haben tausend edle Jungfrauen und Gattinnen durch ihr reiches, frommes Leben bewiesen. Sie haben durch die That dargethan, daß das Streben einer gewissen Klasse ihres Geschlechts, herauszutreten aus den von Gott verordneten Verhältnissen, Pflichten an sich zu reißen die ihnen vom Schöpfer nicht übertragen sind, und Stellungen einzunehmen, zu welchen sie keinerlei Anlage haben — ein gänzlich verfehltes sein muß. Sie haben festgestellt, daß der höchste Beruf der Frau der ist — ein ächtes gottseliges Weib zu sein.

Solche Frauenbilder führt dieses Buch vor. Dieselben sind mit Sorgfalt aus verschiedenen Zeitaltern ausgewählt. Sie

verbergen, wo solche vorkommen, durchaus nicht die menschlichen Schattenseiten; sie zeichnen auch Charaktere, die vor der Reformation als glänzende Lichter leuchteten; sie schildern das Leben der Königin, der bescheidenen Pfarrfrau, der jungfräulichen Krankenwärterin, der begeisterten Märtyrerin, oder der einfachen, gottseligen Barbara Heck. Wir widmen diese Sammlung allen, die das Wahre und das Gute lieb haben. Den deutschen Frauen und Jungfrauen aber, die mit dem Buche der Bücher unter dem Kreuze Christi stehen, ihnen sei namentlich diese Bildersammlung gewidmet zur Ehre Gottes und zum Heile der Brüder.

Cincinnati, im September 1871.

H. Liebhart.

Inhalt.

	Seite.
Perpetua	7
Nonna	11
Monica	27
Fritigilde	58
Mathilde, Königin von Deutschland	68
Elisabeth von Ungarn	85
Katharina Luther, geb. v. Bora	109
Katharina Melanchton	162
Anna Zwingli	192
Erdmuth Dorothea, Gräfin von Zinzendorf	211
Susanna Wesley	219
Barbara Heck	240
Elisabeth Frey	254
Florence Nightingale	281

Edle Frauen.

Perpetua.

† 202.

Die römischen Kaiser waren eine Zeitlang gegen das Christenthum gleichgültig oder gar ihm geneigt. Aber durch die bestehenden Gesetze waren die Christen der Willkür einzelner Statthalter preisgegeben. So zeigt uns die Geschichte der jungen Kirche nur wenige Zeiten und Länder, in denen nicht Märtyrerblut geflossen wäre. In Afrika brach eine Verfolgung im Jahre 202 aus. Da lebte Perpetua, gegen das Ende des zweiten Jahrhunderts in einer der Vorstädte Karthago's aus edlem Geschleche geboren und trefflich erzogen. Sie war etwa 22 Jahre alt, verheirathet und hatte ein säugendes Kind. Noch lebten die beiden Eltern und ein Bruder; ein anderer war frühe gestorben. Der Vater war Heide, die beiden Geschwister standen im Vorbereitungs-Unterricht zur Taufe als Katechumenen.

Als die Verfolgung ausbrach, wollte der Vater die Tochter vom Christenthum abwenden, Perpetua blieb aber standhaft. „Vater," sagte sie zu ihm, „siehst du dieses

Gefäß?" — sie wies auf ein zu Erde liegendes Faß.— „Kann man es wohl anders benennen, als was es ist? Siehe, so kann auch ich mich nicht anders nennen, als was ich bin und bleibe: eine Christin." Der Vater bat, drohte —umsonst! Nach wenigen Tagen ließ sie sich taufen, und der Geist deutet ihr auf die andere Taufe: die Bluttaufe.

Bald darauf wurde sie eingezogen. Sie gestand, daß sie aufangs selbst ergriffen worden sei bei dem Anblick des finsteren Ortes; die furchtbare Hitze, die große Zahl der Gefangenen, die schlechte Behandlung von Seiten der Soldaten, zu alledem die Besorgniß für ihr armes Kind, wie hätte alles dieses nicht tiefen Eindruck auf sie machen sollen! Die Diakonen, die sie besuchten, erkauften ihr endlich größere Freiheit; sie durfte einige Stunden des Tages an einem freieren Orte zubringen, und diese Zeit benutzte sie, ihr Kind, das beinahe verschmachtete, zu säugen. Lange mußte sie es also aushalten; endlich erlangte sie die Erlaubniß, ihren Säugling zu sich ins Gefängniß nehmen zu dürfen und jetzt befand sie sich wie neu belebt; „der Kerker," sagte sie, „wurde mir zum Palast."

Einst, Nachts im Traume, sah sie eine goldene Leiter von wunderbarer Höhe bis zum Himmel reichend, aber so schmal, daß nur immer Einer allein hinaufsteigen konnte; an der Seite der Leiter waren alle Arten von Instrumenten befestigt; unter der Leiter aber lag ein Drache, der den Aufsteigenden Fallstricke legte und sie zurückzuschrecken suchte. Saturus, ihr Bruder, der damals noch nicht gefangen lag, aber später sich freiwillig überlieferte, stieg zuerst hinauf; er kam bis zur Höhe, da sprach er gegen die Zuschauenden gewendet: „Perpetua, ich warte deiner;

aber sieh zu, daß der Drache dich nicht versehre!" „Er wird mir nicht schaden im Namen des Herrn Jesu Christi," erwiderte sie. Das Unthier, als ob es die Heranschreitende fürchte, erhob langsam sein Haupt; sie aber, den Fuß auf die erste Stufe der Leiter setzend, trat ihm auf das Haupt und stieg hinan. Oben that sich der Staunenden die unermeßliche Weite eines Gartens auf und in der Mitte desselben sah sie einen eisgrauen Mann sitzen, in der Tracht eines Hirten, der war groß und melkte die Schafe und um ihn standen viele Tausende in weißen Kleidern. Er erhob das Haupt, sagte mit einem Blick auf Perpetua: „Willkommen Tochter!" rief sie zu sich und gab ihr von dem Käse, den er gemolken, ein kleines Stück; sie nahm es in die zusammengefügten Hände und aß; alle, die herumstanden, sprachen Amen!—Auf den Laut dieser Stimmen erwachte sie, noch essend an dieser ihr unbekannten Süßigkeit. Was sie gesehen, das erzählte sie alsbald dem Bruder; beide erkannten, daß ihnen Leiden bevorstehen, und schöpften nun keine Hoffnung mehr für diese Welt.

Bald darauf sollte sie verhört werden. Noch einmal kam der Vater, um die Tochter abwendig zu machen. Er war vor Gram fast verzehrt. „Kind," rief er, „erbarme dich meiner grauen Haare, habe Mitleid mit deinem Vater, wenn ich noch werth bin, von dir Vater genannt zu werden. Habe ich dich mit diesen Händen bis zu dieser Blüthe deines Lebens gebracht, habe ich dich deinen Brüdern vorgezogen, o, so mache mich nicht zur Schmach der Menschen! Schau deine Brüder an, deine Mutter, deinen Sohn, der nach dir nicht mehr leben kann. Laß den hohen Sinn fahren und bring uns nicht Alle ins Unglück."

So flehte der Vater und küßte ihr die Hand und warf sich ihr zu Füßen und nannte sie weinend nicht mehr Tochter, sondern Herrin. Wohl drang es ihr an's Herz, es schmerzte sie tief, daß ihr greiser Vater allein sich ihrer Leiden nicht freute; sie tröstete ihn und sprach: „Vater, es wird geschehen, was Gott will. Denn wisse, wir sind nicht in unserer Macht, sondern in der Hand Gottes." Der Vater schied von ihr in tiefem Leid.

Perpetua kam zum Verhör. Die Menge des neugierigen Volkes war unermeßlich, auch der Vater war wieder da mit dem Enkel. „Erbarme dich des Kindes," rief er ihr zu. Der Landpfleger selbst mahnte: „Schone der grauen Haare deines Vaters, schone der Jugend deines Kindes, opfere dem Kaiser!" Sie aber antwortete: „Nimmermehr!" Und als sie der Landpfleger befragte, ob sie eine Christin sei, sagte sie fest und entschieden „Ja!" Nun wurde ihr Urtheil gefällt: in den nächsten Festspielen sollte sie den wilden Thieren vorgeworfen werden. Freudig verließ sie den Richter, freudig betrat sie wieder ihr Gefängniß. Sie verlangte nach ihrem Kinde, das gewohnt war bei der Mutter zu sein, um von ihr gesäugt zu werden; aber der Vater verweigerte es. Von dieser Zeit an — Perpetua hielt es für eine liebreiche Schickung Gottes—verlangte das Kind nicht mehr nach der Mutter.

Immer näher rückte der Todestag; noch einmal kam ihr Vater, vom Kummer wie verzehrt; er raufte sich seinen Bart aus, warf sich auf den Boden und that also, daß es alle Kreatur bewegte. Perpetua trauerte für sein unglückliches Alter. — So viel Gotteskraft ergriff selbst den Gefangenenwärter; er ließ die Brüder und Schwestern

sich gegenseitig besuchen und stärken, ja, er selber wurde gläubig.

Den Tag vor dem Kampfe hatte Perpetua wieder ein Gesicht. Sie sieht den Diakon Pomponius, der sie öfters besucht hatte, an der Thür des Kerkers. Er klopft heftig und sie geht heraus zu ihm und öffnet ihm; er hat ein weißes Kleid an mit Glöckchen behangen und sagt zu ihr: „Perpetua, wir erwarten dich, komm!“ Da nimmt er sie an der Hand und sie gehen durch rauhe, unebene Wege. Beim Amphitheater angekommen führte er die Athemlose mitten auf den Kampfplatz und sagt: „fürchte dich nicht, ich bin bei dir und helfe dir streiten;“ darauf geht er von dannen, sie aber gewahrt ringsum eine ungeheure Volksmenge und sie wundert sich, daß immer noch keine Thiere auf sie losgelassen werden. Da geht ein Egypter, häßlich von Gestalt, gegen sie heraus, um mit seinen Gesellen gegen sie zu kämpfen; es kommen ihr aber auch edle Jünglinge zu Hülfe. Sie entkleidet sich zum Kampfe und wird wie ein Mann; die Jünglinge salben sie mit Oel, wie es der Brauch, den Egypter aber sieht sie im Sande sich wälzen. Bald kommt ein Mann herzu von so wunderbarer Größe, daß er auch die Höhe des Amphitheaters überragt; sein Kleid ist schön, unter der Brust der Purpur zwischen zwei Gürteln, mit verschiedenen Glöckchen von Gold und Silber besetzt; er trägt einen Stab, wie ein Kampfherold, und einen großen grünen Zweig voll goldener Aepfel. Nachdem er Stille geboten, sagt er: „dieser Egypter, wenn er diese besiegt, wird sie mit dem Schwerte tödten; wenn sie aber ihn besiegt, wird sie diesen Zweig erhalten.“ Darauf tritt er ab und der Kampf beginnt. Sie schreiten

auf einander zu und der Gegner sucht ihr die Füße zu fassen, sie aber schlägt mit den Füßen sein Gesicht; sie wird in die Luft gehoben, aber sie schlägt ihn nun so, als ob sie die Erde stampfte. Sie ersieht darauf ihre Gelegenheit, schlingt, Finger in Finger, die Hände zusammen und faßt dem Gegner das Haupt, daß er aufs Angesicht fällt, und zertritt ihm den Kopf. Das Volk beginnt zu rufen und ihre Beschützer triumphiren; sie aber geht zum Kampfherold und empfängt den Zweig, und er küßt sie und sagt: „Tochter, der Friede sei mit dir." Im Triumphe geht sie nun hin zum Thore. Da erwacht sie und erkennt, daß sie nicht gegen die Thiere, sondern gegen den Teufel streiten müsse; aber sie weiß auch, daß sie siegen wird.

Der Preis des Sieges und der Herrlichkeit ist dann in einem Gesicht verbildlicht, das dem unterdessen gleichfalls verhafteten Saturus, ihrem Bruder, geworden. Sie hatten, so kam es ihm vor, ausgelitten und waren aus dem Leibe gegangen und wurden von vier Engeln, deren Hände sie nicht berührten, gen Morgen getragen, aber nicht liegend, sondern aufgerichtet, als ob sie einen sanften Hügel hinaufstiegen. Sie sehen das erste unermeßliche Licht, und Saturus sagt zu Perpetua an seiner Seite: „das ist es, was uns der Herr verheißen; wir haben die Verheißung empfangen." Indem sie von vier Engeln weiter getragen werden, öffnet sich ihnen ein weiter Raum gleich einem Lustgarten voll von Rosenbäumen und aller Arten von Blumen; die Bäume sind hoch wie Cypressen, ihre Blätter aber rieseln unaufhörlich zur Erde nieder. Hier nun im Lustgarten empfangen sie vier andere Engel, herrlicher denn die ersten, und wie sie die Kommenden

gewahren, erweisen sie ihnen große Ehre und sagen den übrigen Engeln: „Siehe, sie sind's, sie sind's!" Abgesetzt von den vier ersten Engeln, die sie getragen, durchschreiten sie dann den Raum auf breitem Wege und finden dort die Vorangezogenen, welche dieselbe Verfolgung erduldet; sie fragen, „wo die Uebrigen seien," und die Engel sagen: ‚Kommt vorerst, tretet herein und begrüßet den Herrn." Und sie kommen an einen Ort, dessen Wände waren, als ob sie von Licht erbauet wären, und am Eingang stehen vier Engel, welche die Eintretenden mit weißen Gewändern bekleiden. Auch sie gehen bekleidet hinein, sehen ein unermeßliches Licht und hören eine vereinte Stimme, die unaufhörlich heilig! heilig! heilig! rief. Inmitten des Orts aber sitzt ein alter Mann mit schneeweißem Haar, doch jugendlichem Antlitze, seine Füße sind bedeckt; vierundzwanzig Aelteste stehen zu seiner Rechten und Linken und hinter ihm noch viele Andere. Sie harren nun mit Verwunderung vor dem Throne; die vier Engel heben sie auf und küssen den Alten und er wirft es ihnen von seiner Hand zurück. Die übrigen Aeltesten sagen: wartet! und geben ihnen den Friedenskuß und sagen: gehet hin und spielet! Saturus sagt darauf zu Perpetua: „Du hast nun, was du willst!" Sie aber erwidert: „Gott sei Dank, wie ich auch im Fleisch fröhlich war, so bin ich hier noch viel fröhlicher!"

Das sind die hervorleuchtendsten Gesichte der Perpetua und des Saturus, beschrieben von ihnen selbst. Und es ging, wie sie gesehen hatten.

Ein alter Brauch war, daß man denjenigen, welche den wilden Thieren vorgeworfen werden sollten, den Tag vor

ihrem Tode eine Mahlzeit bereitete. Noch einmal sollten sie vollkommene Freiheit haben, sich des Lebens zu freuen und sich gütlich zu thun. Perpetua aber und ihre verurtheilten Genossen — Männer und Frauen — feierten das heilige Mahl der Liebe miteinander, mahnten das herzugelaufene Volk an das Gerichte Gottes, und priesen ihre Fesseln.

Endlich war der letzte Tag gekommen. Nicht als ob es zum Tode ginge, sondern in den Himmel, mit solcher Ruhe und Würde zogen sie aus dem Kerker in's Amphitheater, und wenn sie zitterten, so zitterten sie nicht vor Bangigkeit, sondern vor Wonne. Angekommen an der Pforte sollten sie gezwungen werden, andere Kleider anzulegen: die Männer den rothen Mantel der Priester des Saturn, die Frauen die weiße Binde der Priesterinnen der Ceres. Das war noch eine aus dem blutigen Baalskultus erhaltene Sitte. Aber Perpetua trat dagegen auf im Namen der Uebrigen. „Darum," sagte sie, „sind wir freiwillig hierher gekommen, damit wir unserer Freiheit nicht beraubt werden, darum geben wir unser Leben hin, um dergleichen nicht thun zu müssen; das ist unser Vertrag mit euch." Der Tribun erkannte die Billigkeit der Forderung.

Perpetua lobte nun Gott, daß die Zeit gekommen, das Haupt des Egypters zu schlagen. Drinnen im Amphitheater wandten sich die Verurtheilten, die Männer, noch einmal an das versammelte Volk und bedrohten es mit dem Gerichte Gottes. Dem Hamilkar aber riefen sie fest und muthig zu: „Jetzt verurtheilst du uns; dermaleinst aber wird dich Gott richten." — Das gereizte Volk ver-

langte, daß sie gegeißelt würden. Es geschah. Sie aber frohlockten, nun auch dieses Theils der Leiden des Herrn gewürdigt worden zu sein.

Man ließ auf die Männer Leoparden, Bären und wilde Eber los. Perpetua und ihre Freundin Felicitas sollten von einer wilden Kuh zerrissen werden. Man hatte ihr die Kleider ausgezogen und sie in ein netzförmiges Gewand gehüllt. Aber ihre Verschämtheit machte selbst auf das Volk Eindruck und es wurden ihr wieder ihre Kleider angezogen. Beim ersten Stoß des Thieres fiel sie alsbald rücklings nieder; als sie aber gewahrte, daß ihr Kleid zerrissen sei, suchte sie sich wieder zu verhüllen, mehr der Schamhaftigkeit als der Schmerzen eingedenk. Dann flocht sie die Haare in einen Bund zusammen, weil es sich nicht zieme, daß ein Märtyrer mit fliegenden Haaren litte, damit es nicht scheine, als ob er mitten in seiner Ehre traure. Darauf erhob sie sich, trat zu ihrer Freundin und Leidensschwester Felicitas und reichte ihr die Hand zum Aufstehen und also blieben beide ruhig stehen. Da sah sich selbst das rohe Volk bezwungen und man führte Perpetua mit ihrer Freundin in das Sanavivarische Thor zurück. Hier wurde sie von einem Katechumenen, Rustikus, der ihr treu anhing, in Empfang genommen und es war ihr, als ob sie soeben erst aus tiefem Schlaf erwachte. Sie wandte ihre Augen nach allen Seiten um. „Wann,“ fragte sie dann zum großen Erstaunen aller Anwesenden, „wann werde ich denn einmal jener wilden Kuh ausgesetzt werden?“ Und als man ihr erwiderte, es sei bereits geschehen, wollte sie es nicht glauben, bis sie an ihrem Körper und Kleid die Spuren bemerkte. Nun ermahnte sie

noch die Umstehenden: „Seid fest im Glauben, liebet einander, lasset euch durch unsere Leiden nicht einschüchtern."

Es war Brauch, daß junge Fechter denen, welche von den Thieren nur halb getödtet waren, den Gnadenstoß mit dem Schwerte gaben. Das Volk wollte sich an diesem Sterben weiden, Perpetua und ihre Leidensgefährten wurden wieder in die Mitte des Amphitheaters geführt. Sie gaben sich nun gegenseitig den Friedenskuß zum Abschied aus diesem Leben und machten sich bereit in aller Stille. Ein wenig schrie Perpetua auf, schnell aber führte sie dann selbst die zitternde Hand des Fechters an ihren Hals und lautlos empfing sie den Todesstoß. So litt und starb Perpetua. Die Kraft des Herrn vollendete sich in ihrer Schwachheit, die Rechte des Herrn behielt in ihr den Sieg.

Nonna.

† 380.

Nonna, die Mutter des Gregorius von Nazianz, dieses ausgezeichneten griechischen Kirchenlehrers im vierten Jahrhundert, der wegen eifriger und erfolgreicher Vertheidigung der Lehre von der Gottheit Christi mit dem besonderen Beinamen des „Theologen" oder Gottesgelehrten beehrt worden ist, verdient es, mit den Frauen und Jungfrauen der Bibel und der ältesten christlichen Zeit durch alle Jahrhunderte zu strahlen. Denn sie macht uns, wie nicht viele andere, das wichtige und innige Verhältniß zwischen dem Christenthum und der Frauenwelt in ihrer Person anschaulich, indem sie, durch den Geist Christi wiedergeboren, der erneuernde und belebende Mittelpunkt einer christlichen Familie wurde, deren Gliedern sich ihr Geist durch stillen Einfluß mittheilte und in deren Schooße auch ihr Sohn Gregorius allein das werden konnte, was er geworden ist.

Das Land, in welchem diese Familie, zuerst vielleicht auf einem Landsitz Arianzus, dann in der kleinen Stadt Nazianzus lebte, trug damals den Namen Kappadocien und bildete, dem inneren Kleinasien angehörig, einen Theil des ungeheuren Römerreichs. Die Kappadocier galten für tapfer, aber auch für treulos, tückisch und ver-

wildert, und waren selbst in einem gangbaren Sprichworte übel berüchtigt. Gerade unter einem verwilderten Geschlechte jedoch erweckt sich der göttliche Geist oft um so kräftigere Werkzeuge, und unter verdorbenen Umgebungen bildet sich das christliche Leben um so reiner, fester und strenger heran. Dazu kam, daß das Christenthum damals in diesen Gegenden zwar weit verbreitet, aber noch nicht allgemein durchgedrungen war. Es galt also noch einen Kampf mit dem Heidenthum und einen strengen Gegensatz gegen alles Heidnische durchzuführen. Das alles sehen wir in dem Wesen der Nonna sich abspiegeln. Und wenn ihre christliche Frömmigkeit bei großer Tiefe und Innigkeit in ihrer Kraft auch etwas Strenges und besonders den Nichtchristen gegenüber auch etwas scharf Ausschließendes und mitunter Gesetzliches hatte, so ist das nicht blos menschliche Schranke und Schwäche, sondern ganz natürliches und nothwendiges Theil jener verderbten Umgebungen und jener Uebergangszeit des Christenthums aus dem Helden-Kampfe gegen das Heidenthum in die Zeit des Friedens und der Herrschaft.

Nonna, aus einer angesehenen, längst christlichen Familie abstammend, war mit Sorgfalt im Christenthum erzogen worden. Ihr Gatte dagegen, welcher auch Gregorius hieß, gehörte einer nichtchristlichen Religionspartei an, deren Mitglieder „Anbeter des Höchsten" hießen, weil die Grundlage ihrer Religion der einfache Glaube an einen höchsten, allmächtigen Gott war, womit sie jedoch überlieferte Religionsbestandtheile, vermuthlich jüdische und persische, verschmolzen zu haben scheinen. Der eifrig christlichen Nonna war es ein tiefer Herzenswunsch, ihren

Ehegenossen für das Christenthum zu gewinnen. Unter stetem Flehen zu Gott drang sie in ihn mit Bitten und Mahnungen; vor allem aber suchte sie ihren Glauben durch thätige Frömmigkeit und liebevolle Hingebung ihm zu empfehlen. Das Letztere war ohne Zweifel das Wirksamste. Daran können wir nicht zweifeln, wenn wir uns das Wesen der Nonna mit den Worten ihres Sohnes vergegenwärtigen: „Sie war eine Hausfrau nach dem Sinne Salomo's; nie besuchte sie das Theater — was soll eine Hausfrau ihre Unterhaltung draußen suchen? — in allen Dingen ihrem Gatten nach dem Gesetze der Ehe unterthan, schämte sie sich nicht, in wahrer Frömmigkeit seine Lehrerin und Führerin zu sein. Sie löste die schwierige Aufgabe, eine höhere Bildung, vornehmlich in der Erkenntniß göttlicher Dinge, und strenge Uebung der Andacht mit pünktlicher Sorge für ihr Hauswesen zu vereinigen. War sie im Hause thätig, so schien sie von den Uebungen der Frömmigkeit nichts zu wissen; beschäftigte sie sich mit Gott und seiner Verehrung, so schien ihr jedes irdische Geschäft fremd zu sein: also war sie bei jedem ganz und ungetheilt. Erfahrungen hatten ihr unbegrenztes Vertrauen auf die Wirkungen des glaubensvollen Gebetes eingeflößt. Sie war daher die fleißigste Beterin und überwand durch das Gebet auch die tiefsten Empfindungen des Schmerzes über eigene und fremde Leiden. Sie hatte dadurch eine Gewalt über ihre tief empfindende Seele erlangt, daß sie bei allem Traurigen, das ihr oder andern begegnete, nie einen Klagelaut ausstieß, ehe sie Gott dafür gedankt hatte. Am wenigsten hielt sie es für geziemend, Thränen zu vergießen oder ein Trauerkleid anzulegen an

den Tagen christlicher Festfreude; so vollständig war sie durchdrungen von dem Gedanken: eine gottliebende Seele müsse alles Menschliche dem Göttlichen unterordnen. Den Uebungen der Andacht entsprach ihr thätiger Gottesdienst in Unterstützung der Wittwen und Waisen, Besuchen der Armen und Kranken. Unerschöpflich war ihre Freigebigkeit, ja fast in Leidenschaft ausartend, so daß sie — auch dieß sind die Worte ihres Sohnes — wohl zu sagen pflegte: sie könnte, wenn es anginge, sich selbst und ihre Kinder verkaufen, um das erlöste Geld den Armen zu geben. Ein tägliches Vorbild dieser Art konnte auf den ernsten, empfänglichen Sinn des Gatten nicht ohne Einfluß bleiben. Er fand sich zuletzt von dem christlichen Geist seiner Gattin überwunden. Der Gang in die Kirche war ihr liebster Gang. Wie oft hatte sie gewünscht und gebeten, ihr Gatte möchte mit ihr singen, wie es im 122. Psalm im 1. Verse heißt. Da träumt ihm, als ob er mit seiner Frau diesen Vers sänge: „Ich freue mich deß, das mir geredet ist, daß wir werden in's Haus des Herrn gehen." Dieser Traum machte großen Eindruck auf ihn, es ergriff ihn eine Sehnsucht, an dem seligen Leben seiner Frau Theil zu nehmen; sie benützte den Eindruck und bald wurde Gregorius im Beisein von Bischöfen, die gerade damals zur ersten großen Kirchenversammlung nach Nicäa (325.) reisten, getauft. Er verblieb nun auch nicht mehr lange im Laienstande, sondern ward Priester, und kurz nachher zum Bischof der in letzter Zeit vernachläßigten Gemeinde von Nazianz verordnet. Dieses Amt bekleidete er an der Seite seiner Gattin mit Kraft und Milde 45 Jahre lang bis zu seinem fast hun-

dertjährigen Alter. „Er war" — um auch über ihn das Zeugniß seines Sohnes anzuführen — „ein Mann von feurigem Geist und ruhigem Antlitz; sein Leben war voll Hoheit, sein Sinn voll Demuth; sein Wesen schlicht und recht, fromm ohne Scheinheiligkeit; seine Kleidung einfach, sein Umgang sanft und zuvorkommend; er theilte gern mit, aber die Freude des Gebens überließ er seiner Gattin."

Nachdem in solcher Weise Nonna ihren Gatten für Christenthum und kirchliches Wirken gewonnen, war der Grund zu einem christlichen Familienleben gelegt. Dieses breitete sich nun ganz natürlich und ohne inneren Gegensatz auch in den Kindern aus, doch so, daß offenbar am meisten die Mutter die Seele des höheren Lebens im Hause blieb. Die Eltern hatten drei Kinder, eine Tochter Gorgonia, zwei Söhne Gregorius und Cäsarius. Sie waren unter sich sehr verschieden, namentlich die Brüder; aber alle drei reiften zu trefflichen, von christlichem Geiste erfüllten Menschen heran. Am nächsten stand wohl dem Herzen seiner Mutter der Sohn Gregorius, der nachmals berühmte Gottesgelehrte, und auf ihn ging am meisten, man kann sagen schon mit der Muttermilch, ihr Geist über.

Nonna hatte sich einen Sohn gewünscht und denselben, wenn er ihr zu Theil werden sollte, schon vor der Geburt dem Dienste Gottes gelobt. Als sie wirklich eines Knaben genas, der nach dem Vater Gregorius genannt ward, eilte sie mit ihm zur Kirche und legte zum Zeichen der Weihe seine zarten Hände auf die heilige Schrift. Gregorius verglich sie nachher oft mit der Hanna, die ihren

Sohn Samuel auch schon vor der Geburt dem Dienste des Herrn geheiligt hatte. Natürlich erzog Nonna den ihr geschenkten Sohn ganz in dem Sinne ihres Gelübdes. Frühe gab sie ihm, nach dem Vorbild der ersten Weihe, die heil. Schrift auch zum Lesen und Beherzigen in die Hand, und pflegte in ihm den ernsten, innerlichen, von der Welt abgezogenen Sinn, der einen Grundzug seines Wesens ausmachte. Als er im Jünglingsalter verschiedene Lehranstalten in entlegenen Ländern besuchte, um sich die Schätze der damaligen Bildung anzueignen, war es das Bewußtsein, daß das Gebet der Mutter ihn begleite, waren es noch mehr die im Elternhaus empfangenen Lebenseindrücke, was ihn nicht nur in äußerer Gefahr, z. B. in einem schweren Seesturm, stärkte, sondern ihn auch vor innern Gefahren bewahrte. Es scheint dieß namentlich ein Seelenschatz für ihn gewesen zu sein während seines Aufenthalts in Athen, wo damals noch den studirenden Jünglingen das Heidenthum lockend und reizend entgegentrat.

Nachdem sie an verschiedenen Orten sich ausgebildet hatten, kehrten Gregorius und Cäsarius, glücklich zusammentreffend, in ihr Vaterhaus zurück. Oft hatte die jetzt schon betagte Nonna Gott im Gebete darum angefleht, daß ihre Söhne gemeinschaftlich das elterliche Haus wieder betreten möchten. Dieser Wunsch wurde erfüllt. Beide kamen wohlbehalten und tüchtig ausgerüstet zu den Ihrigen heim. Aber von da an schlugen sie ihrer Eigenthümlichkeit gemäß verschiedene Lebenswege ein. Gregorius, mehr ein Abbild der Mutter, gab sich mit Vorliebe stiller Betrachtung und dem Erforschen göttlicher Dinge

hin, und konnte nur durch die Gewalt der Umstände bewogen werden, auf den Schauplatz kirchlicher Wirksamkeit hinauszutreten, auf welchem er jedoch, besonders während seiner bischöflichen Thätigkeit zu Konstantinopel, in entscheidender Zeit durch Festigkeit des Glaubens, Macht und Glanz der Beredtsamkeit und ernstes christliches Leben bedeutende Erfolge erzielte. Cäsarius dagegen, der sich der Natur- und Arzneikunde gewidmet hatte, war durch sein mehr dem Vater ähnliches Wesen vorherrschend auf das Wirken in der Welt angewiesen; er gelangte zu hohen Ehren, wurde kaiserlicher Leibarzt und bekleidete selbst vorübergehend ein ansehnliches Staatsamt; aber auch in der günstigsten Lage verleugnete er die christlichen Grundsätze, die er in der Jugend in sich aufgenommen, nicht. Es war auch am Hofe sein Stolz, den Namen eines Christen nicht nur zu führen, sondern auch zu verdienen, und sein Bruder konnte an ihm eine hieraus entspringende Eigenschaft, die in solcher Lage so selten ist, rühmen: hohe und ungeheuchelte Einfalt. Gegen Ende seines Lebens wollte auch Cäsarius sich in die Stille zurückziehen; aber der Tod überraschte ihn. Doch hatte er vorher noch die Weihe der Taufe empfangen. Es kam nämlich damals, einer weit verbreiteten Sitte zufolge, auch bei christlich ernsteren Personen nicht selten vor, daß sie die Taufe bis in eine spätere Lebenszeit, ja bis zum Herannahen des Todes verschoben, um nach der Taufe nicht mehr zu sündigen.

Die Mutter Nonna überlebte alle die Ihrigen, mit Ausnahme ihres Sohnes Gregorius, der auch ihr die letzten Pflichten der Liebe und Verehrung erweisen konnte.

Zuerst starb um's Jahr 368 Cäsarius. Als seine irdi-

schen Reste zu den Gräbern der Märtyrer hingetragen wurden, folgte auch Nonna dem Zuge nicht im Trauerkleide, sondern im weißen Gewande festlicher Freude. Sie kannte die christliche Bedeutung des Todes als eine Geburt zum höheren Leben, und überwand ihre Trauer durch heilige Lobgesänge. Gregorius feierte das Andenken des Bruders durch eine Rede, in welcher er unter anderem sagt, der Verklärte werde wohl jetzt über alles hier unten von oben herab lächeln, über die sogenannten Reichthümer und Ehren, über den falschen Ruhm, über den verführerischen Sinnenreiz und über den Sturm dieses Lebens — über das alles werde er lächeln, zur Seite des großen Königs stehend und durch das von Ihm ausstrahlende Licht erleuchtet.

Bald darauf folgte im Tode die Schwester Gorgonia. Auch sie war nach der Weise der Mutter eine wackere Hausfrau und fromme Christin gewesen. Nach dem Tode sich sehnend, hatte sie nicht nur ein Vorgefühl desselben, sondern auch eine Ahnung von der Zeit seines Eintretens. Sie bereitete sich darauf vor wie auf einen Festtag, und versammelte Gatten, Kinder, alle die Ihrigen um ihr Lager und nahm von ihnen unter erhebenden Gesprächen über ein besseres Leben Abschied. Das war eine heilige Feier, an der auch die alte Mutter theilnahm. Bereits schien die Sterbende nicht mehr zu athmen, da bewegten sich noch einmal ihre Lippen und hauchten mit der Seele die Worte des frommen Lobliedes aus: „Ich liege und schlafe ganz im Frieden; denn du, o Herr, hilfst mir, daß ich sicher wohne."

Nach langer und schwerer Krankheit, in welcher die

Tröstungen des Christenthums seine Stärkung waren, verschied, vermuthlich im Frühling 374, auch der Vater Gregorius. Es wurde ihm zu Theil, was jener edle Heide sich wünschte: er starb betend. Die höchste Achtung und Liebe seiner Gemeinde folgte ihm, und auch ihm hat sein Sohn in einer Leichenrede ein dauerndes Denkmal gesetzt. In dieser Rede ruft der Sohn der einsamen Mutter folgende Worte zu: „Das Leben, meine Mutter, und der Tod, wie man das nennt, obgleich sie sehr verschieden zu sein scheinen, gehen doch in einander über und treten eines an des andern Stelle. Das Leben beginnt mit Verderbniß, und geht durch Verderbniß hindurch, indem uns das Gegenwärtige immer entrissen wird, und endigt auch mit Verderbniß, dem Tode selbst. Der Tod aber, der eine Erlösung von den jetzigen Uebeln gewährt und zu einem höheren Leben führt, ich weiß nicht, ob man ihn eigentlich Tod nennen sollte, da er mehr dem Namen als der That nach furchtbar ist. Es giebt nur ein Leben, nämlich auf das Leben hinzuschauen; es giebt nur einen Tod, nämlich die Sünde, denn sie ist der Seele Verderben. Alles Uebrige aber, um deßwillen sich manche stolz erheben, ist ein Traumgesicht, ein verführerisches Trugbild der Seele. Wenn wir so denken, meine Mutter, dann werden wir uns des Lebens wegen nicht überheben, noch um des Todes willen uns ängstigen. Denn was erdulden wir doch Schlimmes, wenn wir von hier zum wahren Leben hindurchdringen, wenn wir aus allem Strudel, aus allem Ueberfluß, aus aller Zinsbarkeit an das Schlechte befreit, dort sein werden bei den ewigen, nicht mehr wandelbaren

Dingen, als kleine Lichter das große Licht umkreisend!" Diese Worte des Sohnes schienen für die Mutter, deren ganzes Leben eine Vorbereitung auf den Tod gewesen, eine noch nähere Mahnung an das Ende zu sein. Wahrscheinlich überlebte die Hochbetagte ihren Gatten nicht lange. Ihr Tod war ihres Lebens würdig. Ohne von Kränklichkeit oder Alter niedergebeugt zu sein, ging sie zum Gebet in die Kirche. Hier in dem Hause, welches ihr Gatte größtentheils erbaut, und vor dem Altar, wo er so lange als treuer Hirte gedient, ward ihr das Ziel der Lebensbahn gesteckt. Wahrscheinlich vom Schlage gerührt, hielt sie sich mit der einen Hand am Altare fest, die andere erhob sie flehend zum Himmel und sank dann mit den Worten zusammen: „Sei mir gnädig, mein König Jesus." Auch sie wurde bedauert von allen, besonders von Wittwen und Waisen, bei den Märtyrern zur Seite ihres Gatten bestattet! Der allein überlebende Sohn feierte sie durch eine Rede und durch mehrere Gedichte. In einem derselben sagt er: „Beweinet, Sterbliche, das sterbliche Geschlecht! Wenn aber Jemand, wie Nonna, betend starb, dann weine ich nicht!"

Monika.

† 383.

Lieblich blickt durch viele Thränen hindurch zu uns herüber die vielduldende, vielbewährte Frau, die durch ihre Tugenden ebenso große, durch ihren Sohn fast noch berühmtere Monika. Wahrscheinlich in der römischen Provinz Numidien, an der Nordküste Afrika's, wo jetzt Algier und Tunis liegt, im Jahr 332 in einer christlichen Familie geboren, verdankte sie einer alten, frommen Dienerin ihres elterlichen Hauses ihre Erziehung, denn die Mutter konnte sich derselben nicht annehmen. Von der Strenge, womit diese Dienerin das Kind zur Selbstverleugnung zu erziehen suchte, zeugt das, daß sie dem jungen Mädchen nur in der Zeit zu trinken erlaubte, wo sie am Tische der Eltern ihr bescheidenes Mahl genoß, außer dieser Zeit litt sie nicht, daß auch nur Wasser über ihre Lippen kam, selbst bei heftigem Durste. Sie pflegte hinzuzufügen: „Jetzt trinket ihr Wasser, weil ihr noch keinen Wein haben könnt, wenn ihr aber erst verheirathet und Herrinnen über Küche und Keller seid, dann wird euch das Wasser nicht mehr schmecken, die angewöhnte Trinklust dagegen wird geblieben sein."

Augustin führt diesen Zug von Seiten der Dienerin als einen löblichen an, wir werden in demselben bereits eine

Hinneigung zu der Geselligkeit sehen, die sich mehr und mehr in die Kirche Christi einschlich. Die Natur, in diesem Falle nicht glücklich berathen, rächte sich auch. Monika half als herangewachsenes Mädchen der Mutter im Haushalte und hatte das Geschäft bekommen, aus dem Keller den täglichen Weinbedarf zu holen. Da nippte sie dann, ehe sie den Krug füllte, jedesmal ein wenig, um zu sehen, wie es schmecke. Und siehe, es schmeckte immer besser, so daß sie endlich ganze Becher Wein austrinken konnte. Die begleitende Magd war des Zeugin gewesen, aber sie verschwieg es. Endlich wurde es ihr doch zu arg; aber die Furcht, wegen der langen Verschweigung als Hehlerin bestraft zu werden, machte sie mißgestimmt gegen Monika, und eine Gelegenheit, den Mißmuth auszulassen, fand sich bald. Monika und die Magd waren wieder im Keller, erstere setzt, wie gewohnt, den Becher an den Mund und verschüttet etwas auf das Kleid der Magd. Diese fährt wild auf und schilt sie über und über eine Weinsäuferin. Darüber erschrickt Monika im tiefsten Gewissen, erkennt und bereut ihren Fehler und macht sich von Stund' an desselben nie mehr schuldig. Das Gebot der Mäßigkeit war ihr denn doch durch ihre Erzieherin in's Herz gesenkt und brachte nun seine Früchte.

Monika hatte ein leicht empfängliches und erregbares Gemüth, nur der tief in ihr gewurzelte Glaube und die in ihrer kindlichen Seele entzündete Liebe zu Christus schützte sie vor den ihr drohenden Gefahren, so daß sie im vierzehnten Jahre ein gutes Bekenntniß thun und (nach damali ger Sitte) die Taufe empfangen konnte.

In strenger Zucht zur zwanzigjährigen Jungfrau heran-

geblüht, wurde sie einem Heiden, Namens Patricius, zum Weibe gegeben. Er war Rathsherr zu Tagaste und besaß ein kleines Landgut mit schönen Wein- und Obstpflanzungen, das ihn jedoch bei den vielfachen Bedürfnissen seines Ehrenamtes nicht hinreichend nährte. Patricius war ein gutmüthiger Mann mit allen Licht- und Schattenseiten blos natürlicher Gutmüthigkeit. Mitleid und Wohlwollen wechselte in ihm mit schrecklichem Jähzorn, löbliche Sorgsamkeit war mit ängstlicher Sorge um's Fortkommen gemischt, „denn also thun die Heiden" (Matth. 6, 32.). In seiner Sinnlichkeit war er lange dem Trunk und der Fleischeslust ergeben, eheliche Untreue war nichts Seltenes bei ihm, und im Weinrausche beging er die rohesten Schamlosigkeiten. Dennoch glimmte noch ein Funke des göttlichen Ebenbildes auch in diesem Heiden; sein Glück war, daß er eine Monika hatte, welche in der Macht des Glaubens und der Liebe alles zu tragen, zu dulden, zu hoffen wußte. Der Apostel hatte auch ihr gesagt: „Was weißt du aber, ob du den Mann nicht werdest selig machen?"

Ihr liebevolles Betragen, die Holdseligkeit ihres geheiligten Wandels, die stille Hoheit ihres sanften Geistes mußte sie ihrem Manne verehrungswürdig machen. So weit es ihr zartes Gewissen erlaubte, war sie dem Manne ergeben, und wie sie sich selbst von Gottes Barmherzigkeit getragen wußte, so trug sie auch in Geduld und Sanftmuth den rohen Mann. Langsam, aber sicher, suchte sie ihr Ziel zu erreichen; sie wußte, daß Vorwürfe nur erbittern und zu größerer Verheimlichung der Fehltritte führen. Durch ihre unwandelbare Liebe und Treue suchte sie, dem

Tropfen gleich, der den Stein aushöhlt, das Herz ihres Gatten zu erweichen und zur Umkehr zu leiten. Und mehr, als mit ihrem Manne über Gott, sprach sie mit Gott über ihren Mann.

Schwer litt sie unter seinem aufbrausenden Jähzorn, der auch das ganze Thörichte herrisch durchsetzen wollte. Monika gehorchte dann unbedingt, wie eine Magd, und befolgte die Regel: einem zornigen Manne weder mit That noch Wort zu widerstreben. Erst, wenn sich die Hitze gelegt hatte, suchte sie mit sanftem Worte sich mit ihm zu verständigen, wo er dann auch fast immer herzlich bereute, sie so gekränkt zu haben. Freilich machte sie nur Bitte, Gebet und Fürbitte für ihren Mann stark in solcher alles überwindenden Liebe. Sie zog jene „herzliche Barmherzigkeit" an als Waffe gegen die entsetzlichen Fehler desselben, und damit den linden Geist des Friedens, der allein auf andere heiligend wirken kann. Endlich wurden aber auch ihre Gebete erhört. Patricius ließ sich um's Jahr 360 für's Evangelium gewinnen und taufen. Nun unter das sanfte Joch des Kreuzes Christi gebeugt, erstattete er mit reichlicher Frucht, was die Liebe Christi durch die herrliche Monika in ihn gesäet.

Von welchem segensreichen Einflusse ein Weib nach dem Herzen Gottes unter allen Umständen auf ihren Gatten und ihr Haus sei, hatte sich bereits bewiesen, als Patricius noch ferne war vom Reiche Gottes. Ihr liebevolles Betragen hatte in ihm eine stille Ehrfurcht vor ihr geweckt, so daß der Hausfrieden nie auf lange gestört blieb und auch der wilde Mann die Sonne nicht über seinem Zorn untergehen lassen durfte. Also wurde trotz allen Stür-

men doch ein stilles und geruhliches Leben im Hause geführt. Den übrigen Frauen im Städtchen war das freilich wunderlich; denn sie kamen mit ihren doch bessern Männern nie so gut aus. Wie sie denn das angreife? Hatten die Weiber also gefragt und über ihr Hauskreuz und die im Gesichte sichtbaren Spuren des Zanks und Zorns ihrer Männer geklagt, so antwortete Monika lächelnd: der Grund liege in ihrer scharfen Zunge. Sie sollen nur das kleine Glied beherrschen und bedenken, daß die christlichen Weiber sollen ihren Männern unterthan sein in dem Herrn. Weiber sollen nicht die Herren im Hause spielen wollen, nicht keifen und zanken, nicht widerbellen und murren. Das wußte denn manche Frau der edlen Lehrerin Dank noch in späteren Jahren, nachdem sie an ihrem Wort und Beispiel gelernt hatte, „wenn mein Hausvater schilt, so bete ich; zürnet er, so verzeihe ich ihm oder gebe ihm gute Worte; damit habe ich nicht blos seinen Zorn gestillt, sondern es auch dahin gebracht, daß er bekehrt und ein Christ worden ist."

Neben ihrem Manne hatte Monika auch ihre herrschsüchtige Schwiegermutter zu tragen. Die streng zur Ordnung angehaltenen Mägde steckten sich hinter jene, verleumdeten bei ihr, flüsterten zu und reizten sie zu den heftigsten Auftritten. Aber auch hier wirkte das stille Dulden, die zuvorkommende Liebe und unverwüstliche Sanftmuth am Ende so tief, daß die Schwieger von ihren Vorurtheilen abkam und freiwillig ihrem Sohne die Zwischenträgerinnen nannte. Patricius züchtigte dann diese gebührend und die Schwiegermutter trat fortan als Beschützerin und Beschwichtigerin auf, wo der Monika Unrecht

geschah. Dies Evangelium des Friedens trieb denn Monika auch bei Freundinnen und Nachbarinnen. Statt die bittern Worte der Einen sofort der Andern zu Gehör zu tragen, sagte sie vielmehr nur solches nach, was zur Versöhnung stimmen konnte. Es war keine feige, flaue Friedensliebe, sondern immer eine wohlerwogene That ihres freien großen Geistes. Schwächliche Empfindsamkeit war ihr überhaupt fremd; sie war rasch und gewandt in ihren Bewegungen, hatte einen körnigen Mutterwitz und gesundes Urtheil; sie war empfänglich für Kunst und Wissenschaft, und verband mit der Fülle des Gemüthes den klarsten Blick.

Aber über alles war ihr eines Noth, nämlich wie Maria zu den Füßen ihres Heilandes zu sitzen und an seinem Munde zu hangen. Ununterbrochen besuchte sie den öffentlichen Gottesdienst, oft Morgens und Abends. Dazu forschte sie daheim unter Gebet, ob sich's also verhielte, in der Schrift; so wurde sie selbst zu einer lebendigen Bibel. Der Kirche, die ihre eigenste Heimath war, diente sie, wo und wie sie konnte. Zum Abendmahl brachte sie nach der Sitte jener Zeit wohl des Tages mehrmals ihre Opferspenden an Brod und Wein. Im Almosengeben konnte sie sich kaum genug thun. Daneben hing sie freilich auch mit besonderer Vorliebe an der Verehrung der Heiligen und Märtyrer, welche damals bereits sich zwischen die Christenheit und Christus hinein zu stellen begonnen hatten.

Mit dem Maria-Sinne verstand ihr rüstiges Wesen jede Martha-Thätigkeit im Hause zu verbinden. Sparsamkeit, Wirthschaftlichkeit, pünktlichste Pflege der Kinder zeichnete die junge Frau aus, und noch am Abend ihres Lebens

stand sie einem größeren Hauswesen, in dem mehrere Familien zusammenlebten, rüstig vor.

Von ihren Kindern blieb nur Augustinus und Navigius nebst einer Tochter am Leben. Letztere stand später einem christlichen Frauenverein in Hippo vor. Ihr Sohn Augustinus, der nachher von ihr bezeugte, sie habe ihre Kinder mit größeren Schmerzen geistlich als leiblich geboren, erblickte das Licht dieser Welt am 13. November 354 in Tagaste, als Monika 22 Jahre zählte. Sie war der Ueberzeugung, daß eine Mutter nicht frühe genug anfangen könne, auf die Kinder zu wirken. Schon den kleinen Eigensinn des Kindes suchte sie mit strenger, aber liebender Zucht zu brechen; beim Apfel war die Ruthe, aber bei der Ruthe war auch der Apfel. Die biblische Geschichte begann sie ihm zu erzählen, sobald er drauf merken konnte, und so hat „sein Herz den Namen des Erlösers mit der Muttermilch eingesogen, daß ihn auch das Schönste und Geistreichste außerdem nicht auf die Länge fesseln konnte, wenn es ohne diesen Namen gewesen ist." Insbesondere lehrte sie ihn beten, nicht blos durch andachtsvolles Vorbeten kleiner Kindergebete, sondern noch mehr durch Einpflanzung des wahren Gebetsgeistes. Da hörte sie ihn denn freilich auch einmal gar brünstig den lieben Gott bitten, Er möge ihn doch in der Schule vor Schlägen bewahren.

Treu der Sitte jener Zeit, die bereits den heiligen Sakramenten eine fast zauberische Kraft beimaß, daß z. B. die Taufe von allen zuvor begangenen Sünden vollständig auf einmal reinige, und das ausreichende, darum auch letzte Mittel zur Sühnung sei, schob sie die Taufe des Kin-

des, damit seine Schuld durch neue Sünde nach der Taufe nicht noch größer werde, hinaus. Nur mit dem Zeichen des Kreuzes ihn frühe segnen und mit dem heiligen Salze ihn einweihen zu lassen, wollte sie nicht säumen. (Das Salz war ein Sinnbild des göttlichen Wortes, dieser Nahrung und Bewahrung der Seele.) So gehörte der Knabe der Gemeinschaft der Katechumen, der Vorbereitungsschüler an. Als er von einer gefährlichen Krankheit an den Rand des Grabes gebracht, in seiner Seelenangst die Taufe begehrte, um doch als ein Glied der Kirche in den Himmel einzugehen, eilte Monika tief erschüttert wohl zum Ortsbischofe, aber als sie ihn bei der Heimkehr wunderbar genesen fand, verschob sie nochmals die Taufe. Augustin und das ganze Haus war damit zufrieden. Aber nach und nach brach die Natur seines Vaters in ihm hervor. Er wurde ein zum Lernen und Folgen unwilliger, durch und durch leichtsinniger, diebisch-naschhafter, lügenfertiger, hochmüthiger, wilder Knabe zum schweren Kummer seiner Mutter. Statt ernsthaft zu lernen, las er leichtsinnige Gedichte und Romane, die seine sinnlichen Begierden stachelten. Auf der Schule zu Madaura wurde er ein vollendeter Heide: gerade seine geistigen Vorzüge wurden sein Verderben. Im elterlichen Hause zur Hochschule in Karthago sich rüstend, ergab er sich der entzügelten Lust, und böse Gesellschaft verderbten gänzlich die anerzogenen guten Sitten.

Der Vater kümmerte sich nichts um die Sitten des sechzehnjährigen Sohnes; wenn dieser nur „sprachgewandt" wurde, mochte er auch noch so sehr „in Schmach gewandt" sein, weit ab von Gottes Dienst. War ja der

Vater selbst noch ein Sklave jeder Leidenschaft und seit Kurzem erst in christlichen Vorbereitungs-Unterricht getreten. Während er über die ausbrechenden Wollüste seines ihm ähnlichen Sohnes lachte, härmte die Mutter sich in Zittern und Zagen um ihr Kind. Mit sanfter Hand und Rede nahm Monika den bereits ihrem Einflusse Entwachsenen bei Seite und machte ihm die ernstesten und liebreichsten Vorstellungen. Mit Thränen beschwor sie ihn, mit ihren Worten und Augen suchte sie ihn zu leiten. Augustin verlachte die „weiblichen Mahnungen" als seiner unwürdig, und stürzte sich noch mehr in die Wogen unkeuscher Lust. Mit Schmerzen sah sie den siebzehnjährigen Jüngling dem Verderben zueilen. Eine Zeit lang dachte sie an eine Verheirathung desselben, aber das mußte seinem Studium, also seiner künftigen Laufbahn schaden, so mußte sie ihn sich selbst überlassen und fand für sich ihre einzige Zuflucht im Gebete zu Dem, der allein die Herzen zu lenken vermag wie Wasserbäche.

Ein Jahr war verstrichen und bange sah Monika den festgesetzten Tag der Abreise zur Hochschule nahen. Augustin aber jauchzte der Stunde entgegen, die ihn von der lästigen Liebe und dem widerwärtigen Ernste der Mutter befreien sollte. Zum letzten Mal redete sie ihm in das verdunkelte Gewissen, dann entließ sie ihn segnend aus ihren Armen. Thränen und Gebete sandte sie dem Sohne ihres Leibes, dessen sich ihr ganzes Mutterherz erbarmte, in das versuchungsvolle Karthago nach. In Angst, Sorge und stillem Leide verstrichen von nun an ihre Tage.

Bald darauf starb Patricius (371). Kurz war das Glück der armen Monika gewesen, den Frieden Gottes

mit ihrem Gatten theilen zu können. Doch er war im Herrn entschlafen, das stillte ihren Schmerz, und ihre einzige Sorge um ihn war nur, im Tode wie im Leben mit ihm vereinigt zu sein. Sie eilte, sich eine Grabstätte an der Seite ihres Gatten zu erkaufen. Herrin ihres in die Ehe gebrachten Vermögens geworden, konnte sie damit wohl nothdürftig leben; aber um ihren Sohn zum Berufe eines Redners ausbilden lassen zu können, suchte sie ihren Lebensunterhalt durch ihrer Hände Arbeit zu verdienen. Ihre Geistesstärke, ihre Muttertreue machte ihr das Schwere leicht, ja zum Genusse. Besser wurde ihre äußere Lage, als der reichste Bürger in Tagaste, Romanianus, sich des Sohnes väterlich annahm. Aber die Sorge um dessen Seelenheil folterte sie Tag und Nacht, nur in Thränen und Gebeten hatte sie Trost.

Indessen führte Augustin zu Karthago das lästerlichste Leben. Schwelgerei und Theater rissen ihn in jede unreine Sinnenlust. „So war mein Leben," ruft er später aus, „und o mein Gott, war das ein Leben?" Und dennoch war er noch nicht so schlecht als seine Umgebung. Die Studirenden zu Karthago, alles Heilige schändend, die in bescheidener Stille Lebenden verfolgend, jeden Muthwillen übend, hießen nur „die Zerstörer." Unter und mit ihnen lebte Augustin „mit der schamlosen Scham, daß er nicht war wie sie." Er war stolz auf seinen Fleiß, auf seine Wissenschaft, auf seine Ehrbarkeit, auf die bessern Regungen seines „guten" Herzens! Eine Schrift des Cicero: „Hortensius," gab seinem Weisheitstriebe eine neue Wendung, er warf sich eine kurze Zeit in's Gebet, auf die heilige Schrift, hohe Wünsche erfüllten sein Herz. Aber

jene war ihm zu einfältig. Mehr versprach ihm die Sekte der Manichäer, welche persischen Feuer- oder Sonnendienst mit dem Christenthum vermengte, und große Worte von spekulativer Philosophie und Theologie, von Geist, Wahrheit, Vernunft, Sittlichkeit ertönen ließ, um damit ihren fleischlichen Sinn zu decken.

Nach fünf irren und wirren Jahren kam er nach Tagaste zurück, um dort als Lehrer der Redekunst aufzutreten. Geistig gebildet, aber sittlich verwildert erschien Augustin vor dem vorwurfsvollen Auge der Mutter. Das Entsetzlichste war ihr seine Abweichung von dem Bekenntnisse der Kirche zu jener verworfenen Sekte. Je mehr sie ihn beweinte, desto mehr verhärtete er sich, ja er suchte sie zu seiner Irrlehre hinüberzuziehen, wornach Christus, der Sonnengeist, um die Läuterung der Seelen zu vollenden und sie in's Lichtreich emporzuziehen, in einem Scheinkörper auf die Welt gekommen und zum Schein am Kreuz gestorben sei. Diesen Doppelkampf der Mutterliebe und Glaubenstreue ertrug sie nicht lange, sie raffte sich zusammen und gebot ihm, ihr nicht wieder vor die Augen zu kommen, bis er von seinem abscheulichen Wahne geheilt sei. Von Stund' an kündigte sie ihm die gemeinsame Wohnung und Kost auf.

Augustin setzte sich leicht darüber hinweg, aber der Mutter blutete das Herz, in denselben Mauern mit dem Sohne ohne Sohn leben zu müssen. Ihre Liebe hoffte auf Versöhnung, flehte um Gelegenheit zur Wiederaufnahme des Verlornen und Entfremdeten. Unaufhörlich vor Gottes Angesicht mit dem Heile ihres Sohnes beschäftigt, träumte sie einst einen so wundersam tröstenden Traum. Ihr war

nämlich, als stehe sie auf einem hölzernen Richtscheit und ein schöner Jüngling in glänzendem Gewande trete mit sanftem Lächeln zu ihr und frage die kummervoll Dastehende: „Warum bist du so traurig, und was ist dir, daß du täglich weinest?" Sie antwortet: „Mich jammert meines Sohnes Verderben." Da spricht er Trost ein und heißt sie aufblicken, „wo sie stehe, da sei ja auch ihr Sohn." — Monika blickt auf und sieht ihren Sohn neben sich auf dem Richtscheit stehen. In der höchsten Freude erwachend läßt sie alsbald am frühen Morgen ihren Augustinus rufen. Er kommt, und sie erzählt ihm begeistert ihr Gesicht. Er aber belächelt die Glaubensfreudigkeit der Mutter als einen Aberglauben und deutet in seiner Verlegenheit frech den Traum vielmehr dahin, daß sie einst mit ihm Manichäerin werden würde. Monika erwiederte rasch: „Nicht wurde mir gesagt, wo er stehet, da stehest auch du, sondern wo du stehest, da stehet auch er." Auf Augustin machte diese Entgegnung einen tiefen Eindruck, aber noch mußten neun Jahre vergehen, ehe er aufhörte wider den Stachel zu löcken. Monika behielt den Traum im Herzen als ein Trostlicht in dunkler Nacht; für jetzt reichte sie dem Sohne die Hand zur Versöhnung, nahm ihn wieder in's Haus auf und unterließ nicht, auch durch andere auf die Rettung des Verlorenen zu wirken.

Einst vertraute sie auch einem frommen, in der Schrift gegründeten Bischof ihren Schmerz und bat ihn um seiner eigenen Heerde willen, welche Augustin zu verführen trachte, mit diesem zu verhandeln. Der Bischof meinte aus eigener Erfahrung zu wissen, seine Stunde sei noch nicht gekommen, noch sei ihm die Irrlehre zu neu und er

zu stolz, sie jetzt schon wieder fallen zu lassen. „Laß ihn dort und bete du für ihn desto eifriger zum Herrn; er wird es durch Lesen und ferneres Forschen schon selbst finden, wie groß der Greuel seines Irrthums ist.“ Auch er selbst sei noch klein von seiner verführten Mutter den Manichäern übergeben worden, habe alle ihre Bücher gelesen, sogar abgeschrieben, dann aber die verderbliche Lehre selbst eingesehen und verlassen. Doch Monika ließ sich nicht stillen, sie wußte, daß zu ihrem Beten ohne Unterlaß auch unablässiges Arbeiten an dem Sohne gehöre. Der Bischof möchte doch aus Mitleid mit ihr dem Sohne zusprechen. „Laß mich,“ sprach er dann in scheinbarem Unwillen, „es ist, so wahr du das Leben hast, nicht möglich, daß ein Sohn solcher Thränen verloren gehe!“ Das war ihr „wie vom Himmel“ erklungen, die freudigste Hoffnung kehrte bei ihr ein, und sie ließ nun um so weniger ab vom Gebet und Flehen.

Augustin hatte seine Ausschweifungen in Tagaste fortgesetzt und sich ganz zum Knecht der Sünde gemacht. Da starb ihm ein Jugendfreund, mit dem er sein Leben und Forschen getheilt hatte, mitten in der Blüthe jugendlicher Kraft hinweg und ein wilder Schmerz bemächtigte sich seiner. Mit dem Verblichenen war ihm jeder Reiz des Lebens verblichen und Tagaste zum Leid geworden. Er entfernte sich, um in Karthago als Lehrer der Beredtsamkeit aufzutreten. Erst auf der Reise benachrichtigte er seine Mutter und seinen Gönner von seinem Vorhaben. Die Mutter war trostlos, denn wie konnte sie ihres Kindes vergessen, und wie konnte sie von dem üppigen Karthago Gutes für ihn hoffen?

Augustin warf sich nun in seinem verkehrten Wahrheitsdrange auf die Sterndeuterei und ward dadurch wenigstens auf die Haltlosigkeit seiner manichäischen Irrlehre aufmerksam. Als ein manichäischer Hauptlehrer, Faustus, nach Karthago kam, legte Augustin ihm seine Bedenken vor. Der eitle, unwissende und oberflächliche Mann konnte die Zweifel Augustins nicht beschwichtigen. So erkannte er die Täuschung, und im Schmerz darüber, sowie im Ekel an dem wilden Leben der Studirenden, trachtete er weg von Karthago. Die Welthauptstadt verhieß ihm glänzende Bahnen der Ehre, es zog ihn auf einen Lehrstuhl nach Rom.

Um dieselbe Zeit war Monika in der Unruhe ihres Herzens nach Karthago geeilt. Sie traf ihren Sohn in tiefster Zerstörung, ganz mit sich und der Welt zerfallen. Mit Worten, Blicken und Thränen sprach sie ihm Tröstung zu, unaufhörlich drang sie mit starkem Glauben in ihn, mit erhöhter Inbrunst lag sie vor Gott im Gebete um Heilung ihres Sohnes. Diesen verfolgte diese treue Mutterliebe als böses Gewissen; mißtrauisch gegen sie entdeckte er ihr nichts von seinem Vorhaben und machte sich in der Stille reisefertig. Doch erhielt sie Kunde davon, und in ihrer Herzensangst bot sie allem auf, ihn von den Schlingen der alles verschlingenden Hauptstadt zurückzuhalten, oder doch wenigstens ihn begleiten zu können. Er wich aus, sträubte sich, suchte zu täuschen. Aber sie ließ sich nicht mehr täuschen. Augustin schlich sich in der Abenddämmerung an Bord. Monika folgte ihm, ereilte ihn, hing sich mit allen Bitten, die einer Mutter möglich sind, an ihn, um ihn zur Umkehr zu bewegen. In dieser pein-

lichen Lage belog er sie, er wolle bleiben und nur zu einem Freunde sich hinwegbegeben, um ihm Lebewohl zu sagen. Aber sie wich nicht von der Seite und begleitete ihn bis an den kleinen Ort Mappalia am Strande des Meeres. Hier standen zwei Kapellen über der Todes- und Grabesstätte des (285 verstorbenen) Blutzeugen Cyprian. Als sie ihn immer noch nicht lassen wollte, beredete er sie, in der Grabkirche zu verweilen, bis er von seinem Abschiedsbesuche auf dem Schiffe zurückkomme. Mit schwerem Herzen trat Monika in die nächtlich stille Halle. Die ganze Zeit bat sie mit Thränen, Gott wolle ihren Sohn doch nicht abreisen lassen. Indessen wehte günstiger Wind, die Anker wurden gelichtet und mit schwellenden Segeln fuhr Augustin davon. Als die arme Mutter Morgens an's Gestade eilte, war das Schiff bereits außer Sicht. In tiefstem Herzeleid, niedergeschmettert von solcher satanischen Treulosigkeit, gequält von dem Wahne, Gott habe ihr Gebet verachtet, voll Seelenangst um des Sohnes Heil, stand die Verlassene die Hände ringend am einsamen Strande. Aber auch in dieser tiefsten Beugung siegte in ihr die stille Macht des Glaubens. Alle Gottesverheißungen traten ihr licht vor die Seele, ihr Bangen und Zagen ging über in Gebet um Vergebung für ihr Kind. Ruhig in den Willen des Vaters ergeben, ging sie heim in ihr Haus an die gewohnte Lebensweise, die in Arbeit und Gebet, in die Ausgabe und Einnahme, wie ein Christ sie übt, sich theilte.

Der Sohn steuerte ohne Reue und Scheue Rom zu. Dort aber strafte Gott ihn bald mit schwerer Krankheit, während welcher ihm das Gewissen mit allen seinen Fol-

tern erwachte. Durch die Fürbitte der fernen und doch nahen Mutter genas er zum Leben. Auch in Rom, wo er in den Schulen der Weltweisen keine befriedigende Antwort auf seine Frage: „Was ist Wahrheit?" fand, wollte es ihm nicht behagen. Um so freudiger nahm er im Frühling 384 einen Ruf als Lehrer der Beredtsamkeit nach Mailand an. Hier wirkte der fromme Bischof Ambrosius, streng gegen sich selbst, wie gegen die Irrlehrer, milde gegen Arme und Unterdrückte, durch Wort und Werk auch auf Augustin, daß er einstweilen doch aus der Sekte der Manichäer austrat, und von diesen Fesseln entledigt in Mailand seine bleibende Stätte aufzuschlagen dachte.

Monika, welche die Trennung von ihrem Sohne nicht länger ertragen konnte, machte sich mit ihrem Sohne Navigius auf den Weg nach Italien. Unterwegs kam ein furchtbarer Sturm, daß auch die muthigsten Seeleute die Besinnung verloren. Nur Monika blieb im Glauben fest und in der Liebe zum Sohne stark wie der Tod. Sie fühlte sich in Gottes Geheiß und Weg zur Rettung des Sohnes, und ein Traumgesicht sagte ihr glückliche Landung zu, so daß das schwache Weib sogar die zagenden Männer auf dem Schiffe ermuthigen konnte.

Wirklich kam sie auch im Herbste 384 glücklich in Mailand an. Hier fand sie ihren Augustin in tiefster Nacht des Zweifels, obschon er sich hatte unter die Zahl der kirchlichen Vorbereitungsschüler aufnehmen lassen. Er öffnete sein sturmbewegtes Herz der sturmerfahrenen Mutter, und über diese kam ein stiller Friede ob solcher Kunde, denn der Sohn, den sie als todt beweint wollte zum Leben

erwachen. Mild antwortete sie ihm: „Hat Gott das Ganze verheißen, so wird er auch noch das Fehlende dazu thun. Darum glaube ich dem Herrn, daß ich dich noch als rechtgläubigen Christen sehen werde, ehe ich aus diesem Leben scheide." Eifriger flehte sie Gott um Beschleunigung seiner Hilfe an, eifrigst hing sie an den Lippen des Ambrosius, den sie als einen Engel Gottes für ihren Sohn betrachtete. Gerne überließ sie sich der Führung des frommen Mannes, und obwohl sie z. B. von ihrer Heimath her gewohnt war, den Samstag und Sonntag als Fasttage zu halten, folgte sie doch willig seinem Rathschlage: „Hier in Mailand faste ich am Sabbath nicht, sobald ich aber in Rom bin, faste ich an demselben. So bequemet Euch denn auch immer der kirchlichen Sitte der Gemeinde an, zu der Ihr Euch gerade haltet, dann werdet Ihr weder Aergerniß nehmen noch geben." Auch war in der nordafrikanischen Kirche der Brauch, an den Gedächtnißtagen der Blutzeugen auf deren Gräbern Liebesmahle zu halten, wobei die Wohlhabenden den Aermeren Speisen und Getränke mitbrachten. Aus dem ernsten, zur Leidensnachfolge ermunternden Mahle war ein fast heidnisches Gelage geworden, so daß namentlich Ambrosius sie auf's Strengste untersagte. Monika hing ihrer heimischen Sitte an, wobei sie von den mitgebrachten Spenden für sich selbst nur einen kleinen Becher mit Wasser verdünnten Weines trank, und auch diesen noch mit den Genossen theilte. So wie sie aber von dem Verbote hörte, so gehorchte sie alsbald und brachte die Spenden den Armen der Stadt, statt eigensinnig und engherzig dem Bischofe zu widerstreben, der ja auch der Retter ihres Sohnes gewor-

den war. Als jener von der verwittweten Mutter des jungen Kaisers Valentinian leidenschaftlich verfolgt und durch Kriegsknechte während des Gottesdienstes in der Hauptkirche eingesperrt wurde, so war Monika eine der Ersten und Eifrigsten, die sich mit dem bedrängten Bischofe und der Geistlichkeit mehrere Tage und Nächte in der Kirche und den dazu gehörigen Gelassen einsperren ließ, wo Ambrosius zu bestimmten Stunden der Nacht die von ihm verfaßten Wechselgesänge auf den dreieinigen Gott zur Ermuthigung des Volkes und der Geistlichkeit absingen ließ, was den ersten Anlaß zur Einführung des Kirchengesanges in der abendländischen Kirche gab. Dafür ehrte und rühmte der Bischof auch die fromme, anhängliche Frau, und wünschte dem Augustinus Glück, eine solche Mutter zu haben.

Indessen kämpfte dieser zwischen der Verbindung mit der Kirche und der Verbindung mit der Genossin seiner Sünde, welche in eine rechtmäßige Ehe sich kaum verwandeln ließ. Augustin konnte von seiner Geliebten nicht lassen, da ihr Umgang ihm unentbehrlich geworden war. Nun lenkte aber der wunderbare Gott auch das Herz dieser Person, daß sie sich aus Liebe zu ihm entschloß, von Augustin zu lassen. Nachdem sie ihm gelobt hatte, nie wieder einem andern Manne anzugehören, eilte sie allein in ihre Heimath. Nun war der Strick entzwei und er ward frei.

Augustin von seiner Mutter in der Meinung bestärkt, daß er für ein eheloses Leben nicht tauge, trachtete jetzt in eine rechte Ehe zu treten. Monika betrieb die Sache um so eifriger, als sie hoffte, seine Verehelichung würde ihm

den Zutritt zur Taufe verschaffen, zu der sie ihn mit Freuden täglich reifer werden sah. Sie legte sich wieder auf Bitte und Fürbitte, und harrte des göttlichen Winkes. Endlich fand sich eine Jungfrau, die ihren und ihres Sohnes Wünschen zu entsprechen schien, und nachdem sie mit vieler Mühe von derselben das Jawort erwirkt hatte, verlobte sie Augustin mit ihr. Aber die Verlobte war noch zu jung und die Vermählung sollte erst nach zwei Jahren geschehen. Das war ein Glück für ihn, denn ihm winkte ein anderer Beruf. Doch waren diese zwei Jahre gefährlich genug für ihn, der „nicht ein Freund der Ehe, sondern ein Knecht der Lust" noch war. Er verfiel wieder in das Netz einer Buhlerin. Der gnädige Gott aber erbarmte sich seiner zu gutem Ende. Es entspann sich bald in ihm ein furchtbarer Kampf zwischen dem alten und neuen Menschen, so daß er selbst körperlich litt und oft erzürnt über seine Kraftlosigkeit zum Guten sich einsam auf die Kniee warf und rief: „O Herr, wie lange, wie lange willst Du zürnen!" Einst hatte die Erzählung eines Freundes von der Selbstverleugnung zweier Jünglinge ihn zu solcher Zerknirschung gebracht, daß er in den Garten eilte und unter einem Feigenbaum anhub bitterlich zu weinen und flehentlich Gott anzurufen, da ließ sich aus einem nahen Hofe eine süße Kinderstimme vernehmen, in deren Gesang sich immer die Worte wiederholten: „Nimm und lies, nimm und lies!" Er sprang auf, holte das Neue Testament, schlug auf und fand Röm. 13, 13.: Nicht in Fressen und Saufen, nicht in Kammern und Unzucht, nicht in Hader und Neid, sondern ziehet an den Herrn Jesum Christum und wartet des Leibes, doch also, daß er

nicht geil werde." Nun wußte er den Willen des Herrn, freudestrahlend stand er auf, sein Entschluß stand fest: das Alte abzuthun und ein Neues zu pflügen, aber nicht unter die Hecken. Die Mutter, als sie das von ihm hörte, frohlockte und pries unter Thränen des Dankes Den, der überschwenglich mehr thun kann, als wir bitten und verstehen. All' ihr Gebet ward erhört, ihr Traum, den sie vor zwölf Jahren geträumt, erfüllt, der Sohn stand jetzt neben ihr auf dem Richtscheit des Glaubens. Bald nach seiner Bekehrung zog er während der Herbstferien mit seiner Mutter, seinem Sohn und einigen Freunden auf das nahe Landgut eines reichen Gönners, und genoß dort des Friedens Gottes in der Natur, im Gewissen und in der Schrift. Er war entschlossen, seinen Lehrstuhl der Beredsamkeit nicht mehr aufzusuchen, sondern andern „Wortverkäufern" zu überlassen.

Auch auf dem Antlitz der Mutter war nun Friede und Freude zu lesen. Sie war wieder jung geworden wie ein Adler und stand dem großen Hauswesen mit außerordentlicher Rührigkeit vor. Gleich nach dem Morgengebete ordnete sie die Arbeiten der Landleute, ging auch wohl selbst mit auf's Feld oder in die Weingärten, um die Arbeiter zu beaufsichtigen. Außerdem waltete sie in Küche und Keller, führte das Hauswesen, besorgte das Mahl und hielt streng auf die Hausordnung. Niemand durfte, sobald sie zu Tische gerufen hatte, ausbleiben oder zögern, denn sie war streng gegen andere wie gegen sich. Trotz all' dieser äußerlichen Thätigkeit erhielt sich die 54jährige Frau den innern Trieb nach ewiger Wahrheit immer lebendig. Versammelte Augustin die Hausgenossenschaft im Freien

zu einer Besprechung über göttliche Dinge, so fehlte Monika nie und belebte mit ihrer reichen Erfahrung die allgemeine Erbauung.

Einmal, gerade am Geburtstage Augustins, leitete er bei einer solchen Versammlung nach der Mahlzeit das Gespräch mit der Frage ein: „ob die Seele nicht einer besondern Speise bedürfe?" Schnell fiel Monika ein: „Gewiß wird der Geist nur durch Einsicht in das Wesen der Dinge und ihre Erkenntniß genährt." Als weiter die Frage aufgeworfen wurde: „Ist nicht jeder, der hat, was er will, glücklich?" antwortete sie: „Wenn er das Gute will und hat, ist er glücklich, wenn er aber das Böse will, ist er, ob er's auch hat, elend." Entzückt über diese weise Antwort fügte Augustin hinzu: „Ja, das Schlechte zu wollen ist das größte Elend. Nie auch kann der glücklich sein, der nach vergänglichen Gütern strebt, da die Freude, sie erreicht zu haben, immer wieder von der Furcht gestört wird, sie zu verlieren." Da rief Monika fröhlich: „Ja, wenn ein solcher auch sicher wäre, seinen Besitz nie zu verlieren, dennoch könnte er sich durch denselben nie wahrhaft befriedigt fühlen. Immer wäre er elend, weil immer bedürftig." — „Wenn er nun aber an zeitlichem Gute Ueberfluß hat," versetzte Augustin, „seiner Begierde Maaß und Ziel setzt und in Zufriedenheit und Rechtschaffenheit seine Schätze genießt, hieltest du ihn da nicht für glücklich?" Rasch entgegnete Monika: „Ja, aber nicht durch seinen Besitz, sondern durch seine Tugend ist er dann glücklich." — „Also glücklich ist der Mensch nur im Besitze eines an sich ewigen Gutes, und welches ist dieß?" fragte Augustin. „Gott!" erklang es von allen Lippen. „Wer also Gott

hat," schloß Augustin, „der ist glücklich." Als nun weiter gefragt wurde, wer denn Gott habe, antwortete der junge Adeodatus: „Wer reinen Herzens ist." Monika freute sich der Antwort vor allen übrigen, obwohl ihr auch diese nicht genügte. Nun kam noch die Rede auf die Weltweisheit der platonischen Schule, deren Hauptlehre war, es gebe für die Menschen keine sichere Erkenntniß. Monika ließ sich von diesen Weltweisen ein Weiteres erzählen, — stand dann plötzlich auf und rief: „Ich sehe, diese Leute haben die Fallsucht!" damit ging sie fort und die Andern folgten unter lautem Lachen über das witzige Wort.

Ein anderes Mal unterhielt sich die Gesellschaft über die Weltordnung. Augustin hatte behauptet, das Böse sei außer der Ordnung entstanden, denn wäre es nach der Ordnung bei Gott entstanden, so wäre Gott Urheber des Bösen. Monika wandte ein: „Ich kann nicht glauben, daß irgend etwas außer Gottes Ordnung habe entstehen können, weil das Böse, das nun einmal entstand, nicht nach Gottes Ordnung entstanden ist. Aber Gottes Gerechtigkeit hat das Böse nicht in seiner Ordnung belassen, sondern es in eine ihm gebührende Ordnung gebracht, ja hineingezwängt." So mannhaft wußte ihr Geist auf die tiefsten Forschungen einzugehen und den falschen Schein der Weisheit wie einen Nebel zu zerstreuen. Augustin zeigte weiter im Gespräche, wie die Frömmigkeit unerläßlich sei zur Erkenntniß der Wahrheit, die Frömmigkeit aber allein aus dem Gebete quelle, und fuhr dann mit sichtbarer Bewegung fort: „Darum lasset uns denn beten, nicht um irdische Schätze oder weltliche Ehren oder

andere hinfällige Dinge, sondern um das, was uns gut macht und wahrhaft beseligt. Und damit diese Bitten in rechter Inbrunst geschehen, übertragen wir sie dir, theure Mutter, auf deren Gebet, wie ich überzeugt bin, mir Gott die Liebe zur Wahrheit gegeben hat. Und ich halte fest an dem Glauben, daß ich das hohe Gut, welches zu ersehnen ich deinetwegen gewürdigt wurde, auch auf dein Gebet erlangen werde."

Wie kindlich Augustin nun seine Mutter verehrte, zeigt auch eine andere Unterredung, bei der sie erst zum Schluß eintrat und ihr Eintritt von dem die Gespräche aufschreibenden Schreiber auf das Blatt bemerkt wurde. Wie sie das merkte, sagte sie: „Wie, gehört denn ein Weib auch in ein Buch der Gelehrten?" Augustin erwiederte: „Du wenigstens gehörst hinein, denn du bist eine wahrhafte Philosophin. Philosophie ist ja nichts anders, als Liebe zur Weisheit. Die Weisheit aber ist Christus. Und Christus liebst du mehr als mich, obwohl du mich doch so sehr liebst, daß du um meinetwillen dich dem Tode auf dem Meere preisgabst. Sieh', darum bin ich gerne dein Sohn und dein Schüler." Monika fühlte sich gleichfalls zu ihm mehr und mehr hingezogen, je mehr er die Quelle seiner Weisheit allein in der Schrift fand. Als er einst über die wunderbare Tiefe und Höhe der Stelle Joh. 3: „Also hat Gott die Welt geliebt," diese Bibel im Kleinen, mit hoher Begeisterung sprach, rief sie entzückt mit lauter Stimme aus: „Auf, lasset uns von hinnen fahren! Es hat den himmlischen Vater seinen Sohn, seines Herzens Krone gekostet, bis uns der Himmel ist aufgeschlossen worden, und wir wollten nicht hineintrachten? Wir wollten

unser ewiges Heil, unser seliges Erbtheil um ein Linsengericht hingeben?" —

Im Jahre 387 kehrte Augustin nach Mailand zurück und empfing zur Osterzeit von Ambrosius die Taufe. Um nun in Ruhe und auf die Dauer ein neues, geheiligtes Leben führen zu können, entschloß er sich, nach Tagaste zurückzukehren. Die Heimreise war beschwerlich, der Sturm warf sie in den Hafen von Rom, nach Ostia zurück, wo sie zur Seefahrt nach Afrika sich rüstend nun einige Zeit verweilten. Hören wir Augustin in seinen „Gesprächen mit Gott" diesen Aufenthalt erzählen. Er stand einst mit seiner Mutter allein am Fenster, das auf den Obstgarten hinaussehen ließ. Es war abendliche Stille. „Da sprachen wir so süß mit einander und vergessend alles Vergangene, nur nach dem uns streckend, das vor uns ist, und befragten uns bei der ewigen Wahrheit, die Du bist, wie das ewige Leben Deiner Heiligen sein möge, das kein Auge sieht, kein Ohr vernimmt und zu dem kein Menschenherz sich erheben kann. Aber unseres Herzens dürstender Mund schmachtete nach der himmlischen Fluth Deiner Quelle, nach der Quelle des Lebens, die bei Dir ist, damit wir, nach unserem Vermögen, von ihr besprengt, den erhabenen Gegenstand sorgsam bedächten. Als nun unsere Rede dahin gelangte, daß uns auch die höchste sinnliche Freude, wie sie das leibliche Auge nur zu schauen vermag, vor der Wonne jenes Lebens keiner Vergleichung, ja keiner Erwähnung werth schien, suchten wir uns, glühenden Sehnens voll, zum Gegenstande unserer Betrachtung selbst zu erheben, und durchgingen stufenweise alles Körperliche, den Himmel selbst, von dem die

Sonne, der Mond und die Sterne zur Erde niederleuchten. Weiter dringend im Bedenken, Besprechen und Bewundern Deiner Werke, kamen wir auf unsere Geister, und auch über diese erhoben wir uns, damit wir in's Reich der unverwelklichen Fülle gelangten, wo Du Israel weidest mit der wahren Nahrung ewiglich, und wo das Leben, wo die Weisheit ist, durch die alles gemacht ist, was da war und sein wird. Aber sie selber wird nicht, sie ist, wie sie war, und wird so immer sein, denn Gewesensein und Zukünftigsein sind nicht in ihr, sondern das Sein allein, weil sie ewig ist, und Gewesensein und Zukünftigsein nicht das E w i g e wäre. Und während wir so sprachen und nach ihr verlangten, berührten wir leise sie mit flammend schlagendem Herzen und seufzten auch, und ließen dort angeheftet die Erstlinge unseres Geistes zurück; denn nur kurz dauerte die Entzückung der ihre Himmelswonnen vorausahnenden Seele. Und wir wendeten uns zurück zum Laut unseres Mundes, wo das Wort beginnt und endet. Und gleicht es Deinem Wort, dem Wort unseres Herrn, das in sich bleibt, ohne zu altern, und alles erneuert? Wir sprachen nun: wenn in Einem schwiege der Tumult seines Fleisches, sammt den Vorstellungen von der Erde, den Wassern und der Luft, und allem, was der Himmel zeigt, wenn selbst die Seele nicht mehr an sich denkend sich über sich selbst erhöbe, wenn auch die Träume und die Bilder der Einbildungskraft schweigen würden, ja wenn die Worte und Zeichen schwiegen und alles was vorübergeht — denn wer sie hört, dem sagen sie, wir machten uns nicht selbst, uns machte, der da bleibet in Ewigkeit — wenn sie schwiegen und unser Gehör nur zu dem

erhöben, der sie schuf; und wenn er selbst nun spräche allein, nicht durch sie, sondern durch sich selbst, auf daß wir hörten sein Wort, nicht mit Menschenzungen, nicht durch eines Engels Stimme, noch durch der Wolke Schall, noch durch irgend eines Gleichnisses Räthsel, sondern ihn selbst, den wir lieben in jenen; wenn wir hörten ihn selbst ohne diese, so wie wir uns jetzt erhoben, und im schnellen Fluge der Gedanken an die ewige Weisheit rührten, die über allem bleibt; und wenn dies fortdauerte, und keine anderen ihr fremdartigen Vorstellungen sich einmischten, und ach, diese eine die Schauenden hinrisse, und verschlänge und versenkte in die innigste Wonne, — wenn das, wenn das geschähe, wenn so das ewige Leben wäre, wie dieser Augenblick der Erkenntniß war, bei dem wir in Seligkeit aufseufzten, wären wir da nicht, wo es heißt: geh' ein in deines Herrn Freude? Und das, wann wird es sein? Wird es sein, wenn wir alle auferstehen und verwandelt werden? — So sprach ich; wenn nicht auf diese Weise und nicht mit diesen Worten, doch sprach ich es, das weißt Du, Herr, da unter solchen Worten diese Welt uns zurückwich mit allen ihren Freuden. Und darauf sprach meine Mutter: Sohn, ich habe keine Lust mehr an irgend etwas in diesem Leben. Was ich noch thun soll hienieden, und warum noch hier sein, weiß ich nicht; ich habe nichts zu hoffen mehr für diese Welt. Nur Eins war, warum ich noch zuweilen wünschte — daß ich dich sehen möge als einen gläubigen Christen, ehe denn ich sterbe. Und reichlich hat mein Gott mir dieß gewährt, da ich dich sehen darf als seinen Knecht, der nimmer achtet das Glück dieser Erde. Was sollte ich noch hier weilen?

„Ich weiß nicht mehr, was ich ihr darauf antwortete," erzählt Augustin. Fünf Tage etwa nachher erkrankte sie an Fieberanfällen. Während ihrer Krankheit sank sie einst in Ohnmacht und wurde von den Anwesenden zum Lager getragen. Wir eilten herbei, aber bald erlangte sie das Bewußtsein wieder, sah mich und meinen Bruder Navigius, die wir um sie waren, an, und fragte uns: wo war ich? Als sie unsere Trauer sah, sprach sie: werdet ihr hier eure Mutter begraben? Ich schwieg und bezwang meine Thränen. Mein Bruder aber erwiederte: er wünsche, daß sie nicht in der Fremde, daß sie im Vaterland sterbe, es wäre ihr Sterben dort wohl glücklicher. Als sie dieß vernahm, legte sich Kummer auf ihre Mienen, und sie strafte den Bruder mit den Augen über solche Gedanken, sah dann mich an und sprach: sieh doch, was der spricht! Und darauf zu uns beiden: Begrabt diesen Leib, wo es auch sei, und lasset euch deßhalb von keiner Sorge beunruhigen. Nur darum bitte ich euch: gedenket mein am Altare des Herrn, wo ihr auch wandelt. Mit Mühe brachte sie diese Worte hervor, schwerer wurde ihre Krankheit. Ich aber dachte deiner Gaben, du unsichtbarer Gott, die du in die Herzen deiner Gläubigen legst, damit aus ihnen ihre wunderbaren Früchte sprossen; ich freute mich und danke dir, weil mir einfiel, wie ängstlich sie immer um ihr Grab besorgt war, das sie sich neben der Leiche ihres Gatten bestimmt und bereitet hatte. Denn weil sie friedlich mit ihm gelebt hatte, so wollte sie auch hier mit ihm verbunden werden, wie eben des Menschen Seele wünscht, so lange sie für das Göttliche noch weniger empfänglich bleibt; sie wollte, es möge den Menschen im

Gedächtniß bleiben, wie ihr gewährt worden sei, daß nach ihrer Wanderung über Land und Meer gemeinsame Erde beide Gatten decke. Ich erfuhr nicht, wann Deine Güte diese Schwäche von ihr nahm, doch hörte ich nachher, daß sie, da wir in Ostia waren, mit einigen meiner Freunde in mütterlicher Traulichkeit von der Verachtung dieses Lebens und vom Gute des Todes in meiner Abwesenheit sprach. Als sie die Tugend, die du ihr gegeben hattest, bewunderten, und sie fragten: ob ihr nicht bange sei, so ferne von ihrer Heimath begraben zu werden, gab sie zur Antwort: Nichts ist fern von Gott, und es ist nicht zu fürchten, er werde am Ende der Zeit die Stätte nicht kennen, von der er mich auferwecke. Ihre gottselige, treue Seele wurde am neunten Tage ihrer Krankheit, im sechsundfünfzigsten Jahre ihres Lebens und im dreiunddreißigsten meines Alters vom Leibe gelöst.

„Ich drückte ihr die Augen zu. Große Trauer ergoß sich in mein Herz und wollte in Thränen überströmen, aber ich that mir Gewalt an, ihren Quell zurückzudrängen, und sehr übel ward meiner Seele in diesem Ringen mit dem Schmerz. Bei ihrem letzten Athemzug weinte Adeodatus, der Knabe, laut auf, und wurde von uns mit Mühe zum Schweigen gebracht. Und so wurde auch in mir das knabenhaft Empfindsame, das sich bei des Herzens jugendlautem Klageton in Thränen ergießen wollte, zurückgedrängt und mußte schweigen. Denn wir hielten es für unwürdig, eine solche Leiche mit thränenden Klagen und Seufzern zu betrauern, mit welchen man die Sterbenden nur beklagen mag, deren Elend im Tode, ja deren ewigen Tod man beweint. Sie ist nicht elend gestorben,

davon gab uns Beweis ihr Leben und ihr ungeheuchelter Glaube. Aber tiefen Schmerz brachte mir die neue Wunde, die ich durch die plötzliche Zerreißung des süßen lieblichen Umgangs mit ihr empfing. Wohl fand ich Trost in dem Zeugniß, das sie mir noch in ihrer letzten Krankheit gab, da sie mit Zärtlichkeit meine Sorge für sie sehend, mich ihren treuen Sohn nannte und mit aller Innigkeit ihrer Liebe aussprach: ich hätte sie nie mit einem harten oder schmählichen Wort beleidigt. Doch was will das sagen, mein Gott, der Du uns schufest? Wie konnte ich die Ehre, die ich ihr erwies, mit der Hingebung vergleichen, die sie mir gewährte? Darum, verlassen von ihrer hülfreichen Nähe, wurde meine Seele verwundet und meine Seele zerrissen, es war ja ein Leben worden mit dem ihren. Als aber der Knabe sein lautes Weinen ließ, ergriff Evodius die Harfe und begann den Psalm zu singen, in den wir alle einstimmten: Von Gnade und Recht will ich singen, und Dir Herr, lobsagen! (Ps. 101, 1.) Da ihr Abschied bekannt wurde, kamen viele Brüder und fromme Frauen, und während man die Leiche besorgte, sprach ich zu denen, die sich zu mir versammelt hielten, was dieser Stunde gemäß war. Und mit Weisheit und Glauben suchte ich meine Qual zu mildern, die Dir nur, nicht jenen bekannt war, welche aufmerksam auf meine Rede hörten und mich ohne Schmerzgefühl wähnten. Aber zu Dir, da Niemand es vernahm, flehte ich um die Linderung meiner Herzensqual und preßte der Trauer Fluth zurück, sie wich ein wenig und wogte wieder auf in ihrem Drang, nicht bis zum Ausbruch von Thränen, nicht bis zur Aenderung meiner Mienen, aber ich wußte, wie mein Herz von ihr

gedrückt war. Und weil mir so sehr mißfiel, daß das Menschliche, das unser aller nothwendiges Loos ist, so viel über mich vermöge, so wurde ich noch von Schmerz über meinen Schmerz erfüllt und von zwiefacher Trauer gemartert. Wir hatten die Leiche eingesargt und unsere Thränen bezwungen. Und auch da weinte ich nicht, als man sie, ehe sie eingesenkt wurde, nach der Sitte am Grabe ausstellte, und wir für sie das Opfer unserer Gebete brachten. Aber den ganzen Tag brachte ich in verschlossener Trauer zu und bat dich, mit sturmbewegtem Gemüthe, um die Heilung meines Schmerzes. Du thatest es nicht, wohl um mich zu erinnern, wie wir gebunden seien an der Gewohnheit Band, selbst gegen des Geistes Billigung, der schon von Deinem untrüglichen Worte genährt wird. Ich legte mich schlafen, erwachte mit besänftigtem Gram."

Gott stillte vollends seinen Gram, und allmälig trat das theure Bild der geliebten Mutter wieder vor seine Seele. Er gedachte ihres frommen Wandels, ihres sanften liebevollen Wesens, er fühlte sein eigenes Leben wie zerrissen und Thränen quollen aus den Augen. Er wehrte ihnen nicht mehr und weinte seine ganze volle Seele aus über der theuren Todten, die so lange und viel um ihn geweint. Da der Tag ihrer Auflösung kam, dachte sie weder an prächtiges Begräbniß noch kostbare Salbung, weder verlangte sie ein besonderes Denkmal, noch sorgte sie um ein Grab im heimathlichen Boden. Ihre Gebeine ruhen seit 1430 zu Rom in der Kirche San Agostino. Mit ihrem Tode war der letzte Wendepunkt in Augustin's Leben eingetreten. Im Herbste 388 in Tagaste angelangt, gewann er bald durch seine Seelsorge und seine Schriften

so großen Ruf, daß er zu Hippo in Nordafrika zum Bischof gewählt wurde, wo er nach großer Wirksamkeit unter Bußpsalmen (430) verschied, während die Stadt von den Vandalen belagert wurde. Augustin wird mit Recht als der größte Kirchenvater der alten Kirche gefeiert, und steht erhaben in der Zeugenkette zwischen Paulus und Luther. Was er der christlichen Kirche ward, wurde er aus Gnaden durch seine Mutter Monika.

Fritigilde.

Um 400.

Der Name Ambrosius klingt groß und voll durch den Lobgesang, den Augustin für seine Errettung und zweite Geburt über dem Grabe seiner Mutter dem Vater der Geister darbrachte. Der Wohllaut dieses Namens hat ganz Italien erfüllt, sollte er nicht auch nordwärts über die Alpen dringen, zu deren Füßen Ambrosius im südlichen Mailand thronte? Hören wir, wie dieser Name durch die deutschen Wälder rauschte! Wir kennen nur wenig die vielgetheilten Völker und Stämme, welche in diesen Wäldern rauh und hart den Stürmen Trotz boten und in stetem Kampfe mit den wilden Thieren oder miteinander lebten. Nur die Jagd und der Krieg erfreute sie, und wenig kümmerten sie sich um Pflugschar und Ernte, und je weiter sich die öde Heide ausdehnte, um so sicherer glaubten sie zu sein, und hielten es für ihren eigenen Ruhm, wenn kein anderes Volk es wagte, sich in ihrer Nachbarschaft friedlich anzusiedeln. Gegenüber den Völkern des römischen Reiches waren sie Kinder der Natur, unverdorben, einfach, kraftvoll. Während die Römerwelt nur von ihrer großen Vergangenheit lebte, gehörte der germanischen Welt die Zukunft. Mit Bewunderung und Neid blickten die römischen Schriftsteller und Feldherren

auf diese nordischen Wälder und Völker, in denen sie das fanden, was sie längst verloren. Welch eine warme Schilderung des germanischen Lebens hat der große Tacitus seinen Römern und uns in der „Germania" geschenkt, wie hat er insbesondere germanische Frauentugend und Frauenehre hervorgehoben! Die Mutter, die Gattin schildert er als des Kriegers mächtigsten Sporn beim Kampfe, ihr Lob als süßesten Lohn des Siegers; Gefangenschaft der Frauen und Jungfrauen das Schrecklichste für den Germanen; dieselben als Geiseln die sichersten Pfänder ihrer Treue gegenüber dem feindlichen Sieger. „Sie sehen in ihnen sogar eine Art heiliger prophetischer Wesen und fügen sich ihrem Rath und Ausspruch; einzelnen weisen Frauen bezeugen sie fast göttliche Ehre." Keine Seite der germanischen Sitten verdient nach Tacitus mehr Lob, als die strenge Ehe derselben. Nur ein Weib für den Mann, höchst selten ein Ehebruch und dann schrecklichste Strafe dafür. „Denn dort lacht Niemand über Laster, und Verführung heißt dort nicht Weltlauf. Nur die Jungfrau vermählt sich und nur einen Gatten empfängt sie wie einen Leib und ein Leben. Jede Mutter nährt ihr Kind an ihrer eigenen Brust. Spät erst heirathet man; was sich paart, hat gleiches Alter, gleiche Rüstigkeit."

Solch ein Volk war das starke Gefäß für den neuen Wein des Evangeliums, der in dem alten Schlauche der alten Römer- und Griechenwelt nur zu bald und zu sehr verdorben und abgestanden ist. Das Germanenthum war die Hoffnung des Christenthums. Obwohl, ja weil das Christenthum die alte Welt der Römer und Griechen er-

obert hatte, mußte diese letztere zusammenbrechen. Was vor dieser Welt sich unbefleckt erhalten wollte, hat, wie wir gesehen haben, entweder durch außerordentliche Gnaden bewahrt und durch außerordentliche Kämpfe hindurchgeführt werden, oder aus diesem verdorbenen Weltchristenthum heraus in die Klöster fliehen müssen. Daß das Christenthum als ein Reich nicht von dieser Welt, als ein Reich des Geistes und Lebens andere Träger bedürfe und aus der in ihrem Moder und Gifte zusammenbrechenden alten Welt in eine neue hinübergetragen werden müsse nach dem Rathe der Vorsehung, das fühlte man auch recht wohl, wenn man es auch nicht so deutlich sich und andern sagte, als in seinem heidnischen Zorne der alte Tacitus und in seinem christlichen Eifer der spätere gallische Presbyter Salvianus. In seiner Schrift „von Gottes Regierung" zeigt dieser, daß Gott in der That die Welt und zwar gerecht regiere, und ebendarum das sittlich verdorbene Römerreich von zwar barbarischen aber sittlich bessern Völkern habe überwältigen lassen, um aus diesen ein neues frisches und besseres Geschlecht zu erziehen. „Fast die ganze Christenheit," sagte er, „wie unähnlich dem, was sie einst gewesen, ist ein Pfuhl von Lastern geworden; die Massen feig und genußbegierig, der Handelstand betrügerisch und voll falscher Eide, die Beamtenwelt tyrannisch, die Richter käuflich und ungerecht, ihr Amtspersonal verleumderisch, die Soldaten Räuber, und auch unter den Reichen und dem Adel fast keiner, der nicht durch Ehebruch, Mord und Todtschlag befleckt wäre. Wiederholt verwüstet wurde Italien, belagert und erobert selbst Rom; aber seine Laster hat das Volk selbst nicht abgelegt; überfluthet von Bar-

baren wurde Gallien, die schlechten Sitten der Gallier aber sind geblieben nach wie vor; in Spanien drangen die Vandalen ein, alles wurde verändert, nur die allgemeine Verdorbenheit nicht. Ueber das Meer dann setzten die Barbaren, eroberten und verwüsteten die Kornkammern des Reiches, Sardinien und Sicilien, und zogen weiter nach Afrika hinüber; und auch dort die gleiche Unverbesserlichkeit. Während der Waffenlärm der Feinde den Hafen von Cirta und Karthago umtoste, saß die christliche Bevölkerung dieser Städte vergnüglich im Circus und im Theater, während die draußen durch das Schwert fielen, schwelgten die drinnen in allen Lüsten des Lasters. Das ganze Römerreich ist morsch und faul, im Angesichte der Knechtschaft spielen, gegenüber dem Tode lachen wir noch; kein Wunder, daß das Reich rettungslos verloren in den letzten Zügen liegt, und endlich erdulden wird, was es längst verdient hat. Die Vandalen sind es, welche Spanien und Afrika von der Pest der Unzucht und gänzlicher Versunkenheit gereinigt haben; die Gothen sind zwar ketzerisch, aber keusch, sie dulden keinen Ehebrecher unter sich; die Franken sind lügenhaft, aber gastfrei; die Sachsen wildherzig, aber von bewunderungswürdiger Züchtigkeit; alle diese barbarischen Stämme haben neben eigenthümlichen Fehlern auch eigenthümliche Vorzüge; wir Römer aber nur Laster, weßhalb unsere Länder mit Recht in die Gewalt der Barbaren gegeben sind, damit sie durch diese gereinigt werden." —

Freilich aber wo findet der einen Reinen auf dieser Erde, vor dem auch die Himmel nicht rein sind? Ehe er sie zu Werkzeugen seiner Gnade machen konnte, mußte er sie erst

selber umbilden und reinigen, denn trotz aller natürlichen Vorzüge hatten die germanischen Völker dasselbe allgemeine Verderben, das in alle Herzen und Lande hindurchgedrungen ist von der ersten Sünde her, und die allgemeine Sündhaftigkeit hatte auch in den ungebildeten und darum in verdorbenern Sitten stehenden Germanen Volkssünden und Stammesfehler genug ausgeboren. So herrschte bei ihnen die alte Sitte, die Kinder auszusetzen — namentlich in Hungersnoth und Theurung, aber auch in bloßer Laune und Willkür um eines bösen Traumes Schatten oder eines Zornes, einer Rache willen. Das Aussetzen traf vorzüglich die Mädchen. Die Mutter des großen norddeutschen Glaubensboten Lindger, die Liafburh war als neugebornes Kind in größter Lebensgefahr, denn ihre Großmutter war in Wuth, daß sie lauter Enkelinnen erhielt, und gab Befehl, das Kind in's Wasser zu werfen. Eine mitleidige Nachbarin zog es noch zeitig genug heraus, flüchtete es in ihre Wohnung und träufelte eilig etwas Honig auf seine Lippen. So war das Kind gerettet, denn sobald ein Kind Speise genossen, war es gesetzwidrig, es zu tödten. Der Vater entschied in der Regel über Leben oder Tod seines Kindes dadurch, daß er es auf die Arme hob oder nicht. Die Verfügung über das lebende Kind war aber auch später noch ganz seinem Willen anheimgegeben. Wie der Vater das neugeborene Kind aussetzen durfte, so konnten die Kinder hinwiederum die altersschwachen Eltern auch tödten und ihnen damit — eine Wohlthat erweisen! Das Weib hatte unter allen Umständen von der Geburt bis zum Tode kein anderes Recht als den Willen seines männlichen Beschützers. Durch

die Gnade des Vaters ward ihm zu leben erlaubt; durch Geld dem Vater abgekauft mußte es Leib und Leben einem fremden Manne überlassen; gegen Geld oder sonst konnte dieser es einem andern übergeben; stumm und still mußte es sich fügen, denn es hatte kein Recht, es war eine Sache, ein Werkzeug sinnlicher Befriedigung; stumm mußte es des Tages Last tragen, die allein auf seinen Schultern ruhte; Haus und Feld mußte es bestellen, während der Mann theilnahmslos zusah. Der keusche Sinn der Germanen und die Achtung der weiblichen Ehre, die Anerkennung des Prophetischen im Weibe und selbst seine natürliche Schwäche mochten zwar das strenge Recht im täglichen Lebensverkehre immerhin etwas mildern, dennoch beweist die trotz Tacitus vielverbreitete Sitte der Vielweiberei und Kebsweiberei, — die Forderung, daß das Weib sich mit dem todten Manne verbrennen lasse, — das Recht des Mannes, seine Frau letztwillig zu vermachen, oder weil sie ihm unbequem, zu verschenken, sie als Inventarienstück sammt Haus und Hof zu verkaufen oder seinem Gaste anzubieten — Alles das beweist, wie auch unsere heidnischen Vorväter bei allen ihren natürlichen Vorzügen vor der entarteten Römerwelt keinen Ruhm vor Gott voraus hatten; sie waren eben Fleisch vom Fleische geboren, in welchem nichts Gutes wohnet und mußten erst aus dem Geiste wiedergeboren werden, um in's Reich Gottes zu kommen. Was außer den angeführten Flecken noch weiter im dunkeln Grunde dieser „unverdorbenen" germanischen Herzen lag, das kam oft in den furchtbarsten Ausbrüchen der Leidenschaft zu Tage, und die ganze Berserkerwuth der alten Germanen konnte auch weibliche Ge-

müther auf die entsetzlichste Weise entzügeln. Die Gewalt dieser Frauenherzen im Bösen ist, wo sie von der Hölle der Eifersucht, der verschmähten oder betrogenen Liebe, der Herrschsucht und der Goldsucht entzündet wurde, so schauerlich und die Beispiele einer mit teuflischer Hinterlist verbundenen Rach- und Mordlust sind in der germanischen Geschichte und Sage, an deren Spitze eine Brunhilde und Kriemhilde steht, so häufig, daß von den weiblichen Ungethümen unseres alten Nordens die blutigsten Gestalten des klassischen Alterthums noch überboten werden. Da wird das grausigste Spiel mit Menschenleben, mit Gatten, Kindern, Nebenbuhlerinnen getrieben, Mord und Brand, Gift und Dolch waren in der Hand so mancher angesehenen Frau ein alltägliches Mittel, sich der Lästigen zu entledigen. Die Blutrache ist es, welche selbst christlich gewordene Frauen als ein göttliches Gebot noch fortübten. Die Hinterlist, die sich mit solcher Rach- und Mordsucht der Frauen verband, warf einen dunkelsten Schatten auf das weibliche Geschlecht bis in's altgermanische Sprichwort hinein: „Den Worten eines Mädchens traue Niemand, noch dem, was zu dir spricht ein Weib; denn wie ein Rad drehen ihre Herzen sich, und Wandel ist in ihre Brust gelegt." — „Den Tag soll man am Abend loben; die Frau, wenn sie begraben ist; die Jungfrau, wenn sie ist vermählt; das Eis, wenn man darüber schritt!"

So war unser Volk, dessen Söhne durch bedeutungsvolle Fügung den Herrn der Herrlichkeit im Namen des römischen Kaisers und auf das Geschrei der jüdischen Obersten hin kreuzigen mußten. So waren die Frauen und Jungfrauen unseres Volkes, ehe der Geist des Herrn sie

ergriff. Wie aber der Schall des lebendigmachenden und umgebärenden Wortes auch in die deutschen Lande ausging, wie der Geist der Gnade zuvorkommend deutsche Herzen und zumal Frauenherzen anfaßte und anzog, das zeige sich uns nun in einem freundlichen Bilde.

Unter den deutschen Völkern war vor andern kriegsgewaltig, furchtbar, mächtig und ruhmreich das Volk der Markomanen. Sie wohnten in dem Lande, das heute Böhmen heißt, wie in einer Feste von hohen Waldgebirgen eingeschlossen und nur im Süden zogen sie sich hinab bis an die Donau. Denn diese war die Grenze der freien, deutschen Völker; die Länder jenseits des Flusses gehörten zum großen römischen Reiche. In dieses fielen die Markomanen unaufhörlich ein, und Greuel der Verwüstung bezeichneten ihre Fußtritte.

Gegen 400 Jahre nach Christi Geburt hatte das wilde Volk eine Königin, die sanftern und mildern Gemüthes war, als die andern harten deutschen Weiber. Fritigild war ihr Name. Zu der kam einst ferne her aus Italien ein Mann, der ihr Vieles und Wunderbares erzählte, was er auf seinen Reisen und in fernen Landen gesehen und gehört hatte. Er berichtete ihr auch von den hohen und schönen Kirchen im Lande der Römer, von Christi Namen, der dort heilig sei, von seinen Lehren, von den frommen Männern, die das Wort Gottes verkündeten und von den Kaisern, die das Kreuz zu ihrem Panier erwählt.

Insbesondere erzählte er der Königin von Ambrosius, dem Bischofe von Mailand, von dessen Lippen die begeisterte und gotterfüllte Rede quoll wie ein brausender Strom, dem kein Herz zu widerstehen vermochte und vor

welchem selbst der mächtige Kaiser Theodosius sich beugen mußte.

Da wurde Fritigild's Herz ergriffen von einer tiefen Sehnsucht, mehr zu hören von den Verkündigungen Christi, und auf das Wort jenes Mannes ließ sie ab von den heidnischen Göttern, die in Bäumen und Wäldern wohnen sollten, und wandte sich zu dem Gotte, der im Geiste und in der Wahrheit angebetet wird. Sie sandte Männer mit reichen Geschenken nach Mailand an Ambrosius, dem sie sagen sollten, wie auch sie seinen Namen vernommen habe und sich sehne, daß er sie auf den Weg des Heils führe. Der Bischof schrieb ihr darauf einen Brief, worin er nach Weise eines Katechismus von dem Leben Christi berichtete, wie er mußte leiden und zur Herrlichkeit eingehen, damit alle das ewige Leben hätten. Zugleich aber bat Ambrosius, daß ihr Volk von nun an mit den Römern Frieden halten möchte.

Als Fritigild den Brief gelesen, gehorchte sie den Worten des Ambrosius, und begann den blutigen Kämpfen zu wehren und beschwor ihren Mann, Ruhe zu halten, was dieser auch that. Den übrigen Inhalt des Briefes aber schloß sie tief in ihr Herz und erwog es bei Tag und Nacht. Da trieb es sie, das Angesicht des Mannes zu schauen, der ihr Worte des ewigen Lebens verkündet hatte. Sie überstieg rüstig die hohen Alpen, furchtlos Wildniß und Abgrund und kam glücklich nach Mailand. Eingetreten in die Thore der Stadt fragte sie zuerst nach Ambrosius. Man antwortete ihr: „Sein Antlitz wirst du nimmer schauen, denn Gott hat ihn abgerufen zu seinem Frieden." Als Fritigild dieses hörte, weinte sie sehr und

war tief betrübt, daß ihr der Herr diesen Wunsch nicht gewährt hatte. Aber ob sie auch den großen Lehrer der Kirche nimmer von Angesicht sah, so war sie doch eins mit ihm, und kannte ihn in jenem Geiste, der sie herbeigeführt hatte aus weiter Ferne, und in ihrem Herzen nahm sie den unvergänglichen Schatz des Lebens mit sich fort in die Heimath.

Das war ein erster Sonnenstrahl, der in jene finstern Wälder der alten Deutschen fiel — durch ein deutsches Frauenherz hindurch. Wo einmal die Sonne aufgeht, da verkündet sie den Tag und freut sich trotz allen Nebeln und Wolken als ein Held zu laufen ihren Weg. Freilich aber muß sie oft, ehe sie Herrin des Himmelszeltes wird und der Erde ihren vollen Schein bringen kann, die sie aufhaltenden Wolken blutigroth färben. So sollte es auch dem Sonnenschein der Gnade und Wahrheit, der sich über die alten Deutschen und andere Völker damaliger Zeit erhob, nicht an blutigem Widerscheine fehlen, bis die Schatten des Todes überwunden waren; denn es hält eben gar schwer, bis gesagt werden kann: Das Alte ist vergangen, siehe, es ist alles neu geworden!

Mathilde,

Königin von Deutschland.

† 968.

Königin Mathilde bietet das erste vollendete Bild eines zarten weiblichen Wesens in der deutschen Geschichte. Sie war eine Tochter des Grafen Dieterich, eines der edelsten und mächtigsten Nachkommen des altberühmten, von Karl dem Großen zur Annahme der Taufe gezwungenen Sachsenfürsten Wittekind. Ihre Mutter war Reinhilde, aus dänisch-friesischem Stamme, eine vortreffliche Frau, die es werth war, die Mutter einer Königin zu werden. Das Kind — dessen Geburt um's Jahr 897 fällt — wurde, nachdem es entwöhnt war, auf Bitten seiner Großmutter von väterlicher Seite, der Aebtissin Mathilde, in die Abtei zu Herford gethan, wo alle Sorgfalt auf seine Erziehung verwendet werden sollte. Das vielversprechende Kind wuchs fröhlich zur Jungfrau heran, und reich begabt an Körper und Geist, zeichnete sie sich bald durch ihre Fortschritte im Lernen der klösterlichen Wissenschaften und Künste aus, welche freilich damals im „Lesen der Psalmen“ ihr Höchstes kannten, nächst den kunstreichen Handarbeiten, wie sie damals die Zierde auch des fürstlichen Frauenzimmers waren.

Der Ruf ihrer Schönheit, Frömmigkeit und Bildung kam zu den Ohren des Herzogs Otto des Erlauchten von Sachsen und seiner Gemahlin Hathui, denen die Verbindung ihres sonst in jeder Beziehung ausgezeichneten Sohnes Heinrich mit der schönen, von ihm entführten Nonne Hatburge, der Tochter des reichen sächsischen Grafen Erwin, viele Sorge machte, und welche eine andere Schwiegertochter sich wünschten. Herzog Otto sandte alsbald seinen Grafen Dietmar zu dem Kloster, um näheren Bericht zu bringen, ob sie sich etwa zur Gemahlin seines Sohnes Heinrich eigne. Der Bericht fiel so aus, daß gleich den andern Tag derselbe Graf Dietmar den jungen Heinrich mitnehmen mußte, damit dieser unter der Leitung des alten Herrn sich die fürstliche Jungfrau beschaue, ob sie ihm in Gestalt und Sitten gefiele. Ohne sich zu erkennen zu geben, traten sie in die Klosterkirche und sahen dort Mathilde unter den geistlichen Jungfrauen sitzen, den Psalter in den schönen Händen, züchtig und sittsam in Kleidung und Geberde, daß das Herz des jungen Mannes bald in Flammen stand. Er kehrte in's Lager vor dem Kloster zurück, kleidete sich fürstlich um und ging mit seinem Gefolge zur Aebtissin. Nach der üblichen Begrüßung faßte Heinrich sein Herz in beide Hände und lenkte das Gespräch auf die Jungfrau, fragte nach ihrem Alter, ihrer Gestalt, als ob er sie noch nicht gesehen, und bat endlich um Erlaubniß, sie sehen zu dürfen. Von der Aebtissin gerufen, erschien Mathilde in jungfräulichen Züchten, mit heiterer Anmuth auf der Stirne und einem Antlitz, das wie lauter Lilie und Rose blühte. Nun hielt sich Heinrich nicht länger und erbat sich die Jungfrau zur Ehe. Die

Aebtissin schlug die Augen nieder und besann sich lange Heinrich drängte. Endlich erklärte sie, vor allem müßten die Eltern gefragt werden, welche ihre Tochter ihr anvertraut hätten und schon von mehr als einem Freier angegangen worden wären. Daß der junge Herzog sich die Mühe gegeben, bei der würdigen Großmutter selbst vorzusprechen, gab ihm bei ihr einen Stein in's Brett.

Schon am folgenden Tage kamen die Eltern und Verwandten Mathildens in das nahe Kloster, verlobten das Mädchen mit dem edeln, durch seine Siege über die Wenden bereits berühmten Fürstensohne, und übergaben es in seine Hände. Er führte nach wenigen Tagen bereits die wohl ausgestattete, kaum dreizehnjährige Braut aus dem damals düstern Westphalen mit heim in's schöne Sachsenland. Zu Walchusen in der goldenen Aue am Harz im Thüringerlande wurde die Hochzeit mit fürstlicher Pracht gefeiert, und mit Bewilligung seines Vaters schenkte Heinrich den ansehnlichen Ort mit der ganzen Landschaft umher seiner jungen Gemahlin zur Brautgabe.

Schon nach drei Jahren starb Herzog Otto, der seiner Schwiegertochter um ihrer Vorzüge und ihres herrlichen Einflusses auf Heinrich willen mit zärtlicher Liebe bis zum letzten Augenblicke zugethan war. Heinrich erbte die Herzogswürde, und Mathilde theilte sich in die Ehren ihres Gemahls mit rührender Bescheidenheit. Noch mehr bewährte sie ihre Tugenden, als nach König Konrads Tode Heinrich die deutsche Krone erlangte, die er mit Kraft gegen die Dänen, Slaven, Böhmen und Bojaren geltend machte. Je höher Mathilde stieg, desto tiefer sie sich demüthigte. Oeffentlich erschien sie wohl im seidenen Prachtgewande

voll Perlen und Edelsteinen, aber ihr eigentlicher Schmuck war nicht auswendig mit Prachtliebe und Eitelkeit, sondern der verborgene Mensch des Herzens, unverrückt mit sanftem und stillem Geist, das war ihr köstlich vor Gott.

Mit vorzüglichem Takte wußte sie beides zu vereinigen: hoch sein und niedrig sein. Mit anmuthigster Leutseligkeit unterhielt sie sich mit ihren Unterthanen. Nicht blos den Begüterten, sondern vornehmlich den Armen und Dürftigen reichte sie ihre Rechte. Nie vergab sie dabei etwas ihrer Würde; alle liebten, alle ehrten die Fürstin, aus deren Wesen lieblicher Ernst und bewunderungswürdige Majestät hervorstrahlte.

Wie ihr Aeußeres, welches bis in ihr spätestes Alter eine gewisse jungfräuliche Anmuth behielt, so war auch ihre Stimme sanft und lieblich. Sie sprach gerne, und man hörte sie mit Lust.

Das Wort: bete und arbeite, war ihr Wahlspruch. Täglich widmete sie neben den weiblichen Handarbeiten, welche sie nur am Sonntag aussetzte, dem Lesen der Psalmen oder heiligen Bücher einige Stunden. Dabei begnügte sie sich nicht blos mit dem Anhören oder Selbstlesen, sondern versuchte auch die Stellen ihrem Gedächtniß einzuprägen. Auf den Wink und Willen Gottes zu harren und zu achten, war ein besonderer Zug ihrer frommen Seele. Hatte sie des Tags ihren Beruf wohl versehen, so lag sie des Nachts vor Gott mit Flehen, vielmals stand sie von der Seite ihres Gatten leise auf, um mit ihrem Gott allein zu sein. Die Güter dieser Welt besaß sie, als hätte sie dieselben nicht, ihre Hand war immer gefüllt für die Armen, und des Almosens zu pflegen, war ihr wie auch

ihrem Gemahl süßeste Herrscherpflicht. Kein Trauernder kam zu ihr, dessen Leid sie nicht in Freude verwandelt hätte; geben war ihr seliger denn nehmen; sie gab, wo und wie sie konnte. Den Zehnten ihrer Einkünfte verwendete sie auf die Armen; wohin sie nicht selber gehen konnte, sandte sie Hülfe. Ihr ganzes Leben war eine ununterbrochene Kette von Wohlthaten. Sorgfältig erkundigte sie sich nach allen Kranken, ging, wenn sie nicht zu entfernt wohnten, selbst zu ihnen und entließ sie oft mit mehr als hinreichender Gabe.

Besondere Sorgfalt trug sie auch für Reisende, und nicht selten überraschte einen armen Wanderer, den sie durch die Scheiben ihres Fensters schon von ferne erblickte, ihre stets bereite Mildthätigkeit.

Um ihre Untergebenen, für die sie mit liebevollem Herzen sorgte, machte sie sich noch besonders dadurch verdient, daß sie dieselben ohne Unterschied des Geschlechtes im Lesen, dessen sie sehr wohl kundig war, und in Verfertigung künstlicher Arbeiten unterwies.

Wie ihr weiches Herz keinem etwas verweigern konnte, so konnte sie auch keine Gewaltthat oder Unterdrückung mit ansehen. Den Zorn des Königs zu besänftigen, für Uebelthäter zu bitten, Gefangene zu befreien, Verurtheilten Beistand zu leisten, war ihr ein heiliges Vorrecht.

Noch als Herzogin gebar sie ihren ersten Sohn Otto (22. November 912), als Königin ihren jüngern Sohn Heinrich (921), und den jüngsten, Bruno (933). Außerdem hatte sie noch zwei Töchter, Gerburge, zuerst an den Herzog von Lothringen, dann an den König Ludwig von Frankreich verheirathet, und Hedwig, nachher an den fran-

zösischen Grafen Hugo vermählt, der späterhin ebenfalls die Krone von Frankreich errang. Besonders war Gerburge eine Frau von ungemeinem Geiste. Otto war starken Körpers, trotzigen Anblicks. In seinen Augen loderte das Feuer einer großen Seele, seine Blicke konnten wie durchbohrende Blitze flammen. Sein Gesicht war geröthet, sein Bart lang, sein kühnes Haupt bedeckte weißliches Haar in lang herabwallenden spärlichen Locken, seine Brust war rauh wie eine Löwenbrust. Er war unerschrocken und versöhnlich, fromm und großmüthig. Aber der Liebling Mathildens war Heinrich, das verjüngte, schönere Abbild seines schönen, leutseligen Vaters. Er muß bezaubernd schön gewesen sein, denn er galt für einen der schönsten Männer seiner Zeit. Aber leider lebte der Geist und die Gutmüthigkeit seines Vaters nicht in ihm auf. Eitelkeit, Neid, Stolz und Hinterlist entwickelten sich in ihm auf üppige Weise. Und hier zeigte sich ein großer Flecken in Mathildens schöner Seele. Sie liebte ihren Heinrich so unmäßig, daß sie ihn allen übrigen Kindern vorzog und immer als ihren Liebling auszeichnete. Ihren Kindern und sich selbst schuf die thörichte Mutter durch solche sündliche Bevorzugung und Verzärtelung unsägliches Unheil, und sie ist ein rechtes Warnungsbild für Mütter, indem sie zeigt, wie selbst edle und fromme Frauen sich versündigen können, wenn sie durch glänzende äußere Vorzüge ihrer Kinder sich gegen ihre sittliche Fehler verblenden lassen. — Ihr jüngster Sohn Bruno (geboren 933) war ein Knabe von den glücklichsten Anlagen, und gehörte als Erzbischof von Köln unter die würdigsten und geistreichsten Fürsten jener Zeit.

König Heinrich I., unter dem Deutschland zum ersten Mal zum Gefühle seiner Kraft kam, starb im Jahre 968 zu Memleben, betrauert von Hof und Volk, beweint von seinen Söhnen und seiner treuen Gattin, von der er, nachdem sie insgeheim noch manches, wohl auch das Verhältniß zu Heinrich besprochen, auf rührende Weise Abschied nahm. „Treue, geliebte Gattin," so schloß er, „ich danke Christo, daß du mich überlebst, denn ein treueres, besseres Weib hat wohl Niemand gehabt, als ich. Habe Dank, daß du mich so oft und so unermüdet besänftigtest, wenn mich der Zorn übermannte! Habe Dank für jeden guten Rath. Oft hast du mich vom Unrechten zum Rechten hingeleitet, zum Schutze des Unterdrückten mich ermahnt. Möge sich der allmächtige Gott über dich, über unsere Kinder und meine arme scheidende Seele erbarmen." Unter Thränen dankte auch die Königin ihm für alle Liebe und Treue, die er ihr bewiesen, und eilte zerrissen vom Schmerze hinweg in die Kirche, wo sie sich Trost und Hülfe im Gebete suchte. Während sie sich und alle die Ihrigen dem Schutze ihres Gottes empfahl, erscholl draußen das Jammern des Volkes, — sie vernahm daraus, daß ihr Gemahl verschieden sei. Auf's neue kniete sie hin und empfahl seine Seele Dem, der die Welt erlöset hat. Dann erhob sie sich und ging in das Gemach, wo die geliebte Leiche lag. Um ihn herum standen weinend seine Söhne, und selbst seine fürstlichen Vasallen und Kriegshelden schämten sich der Thränen nicht, die ihnen über Bart und Kinn herabflossen. Da quollen die Thränen noch reichlicher aus den sanften Augen der Königin; sie warf sich zu den Füßen des entseelten Leichnams nieder und überließ

sich ganz dem Schmerze. Doch bald faßte sie sich, erinnerte laut an Heinrichs Vorzüge und wandte sich an ihre Söhne mit den Worten: „Theure Kinder, präget es tief in eure Herzen, daß Furcht vor dem Höchsten, der solches zu thun vermag, eine heilige Pflicht ist.“ Dazu gedachte sie der Eitelkeit des Irdischen, der Vorzüge wahrer Demuth und ermahnte beim Anblick des verblichenen Königs an das Wort: „Wer sich selbst erhöhet, wird erniedriget werden, und wer sich selbst erniedriget, der wird erhöhet werden.“

Nach diesen erschütternden Vorgängen wurde die Leiche mit größten Ehren von Memleben nach Quedlinburg gebracht, und hier nach dem Willen des Verstorbenen beigesetzt. Alljährlich feierte Mathilde den 2. Juli als den Todestag ihres Gemahls, mit dem sie 27 Jahre so glücklich gelebt. Ihre nächste Handlung war die Versetzung des Frauenklosters von Winethusen nach Quedlinburg und die Erbauung eines prachtvollen Münsters auf dem dortigen Berge. Heinrich hatte ihr schon im Jahre 929 sein liebes Quedlinburg mit aller Zubehör vermacht.

Nach dem Tode Heinrichs war eine Partei für den jungen Heinrich, den Lieblingssohn der Mathilde, weil derselbe nach geschehener Thronbesteigung des Vaters geboren worden, eine andere Partei war für Otto, als den ältern und gereiftern Sohn. Otto wurde gewählt, und der Bruderzwist, von Kind an durch die Vorliebe der Mutter genährt, begann in hellen Flammen des Kriegs und Aufruhrs aufzulodern. Mathilde, die unbeschreiblich darunter litt, suchte namentlich den jüngern Sohn zu besänftigen und ihm die Zurücksetzung als Züchtigung von Gottes

Vaterhand zu deuten; endlich gelang ihr die Aussöhnung der beiden Söhne. Der siegreiche Otto I. machte seinen tief gedemüthigten Bruder zum Herzog von Baiern; Bruno wurde Erzbischof von Köln.

War Mathilde groß und liebenswürdig als Gattin, so reifte sie erst als Wittwe zum vollen Mannesalter Jesu Christi, ihres Herrn, heran. Sie blieb im Glauben, in der Demuth, in der Furcht Gottes, geduldig in Trübsal, fröhlich in Hoffnung, anhaltend im Gebet, sanft, wo sie Unrecht zu leiden hatte, voll Mitleid gegen das Unglück, stark in der brüderlichen Liebe. Sie war eine Wittwe voll Würde und blühte fort in jugendlicher Schönheit. Nie erschien sie mit leerer Hand an den Altären; am frühesten Morgen schon war sie bereit Hungrige zu speisen, Nackte zu kleiden, Christi Glieder zu pflegen. Selber auf's Mäßigste lebend, in einfachem, würdigem Wittwenkleide erscheinend, sanft in Wort und Blick, alles in Liebe tragend, des göttlichen Winkes gewärtig, war sie die Vielgeliebte aller Guten. Sie wußte mit seltener Kraft Maß zu halten in Freud und Leid, streng zu sein gegen sich, milde gegen andere; selten sah man sie von Leidenschaft bewegt, recht eine Taube ohne Falsch, ein Beispiel der Demuth, ein Muster der gebenden, sich erbarmenden, die Irrenden mit sanftmüthigem Geiste zurechtweisenden Liebe.

Alle diese Tugenden zu erproben fand sie die reichste Gelegenheit, als in ihren Söhnen wider sie der Argwohn erregt wurde, als hätte sie unzählige Schätze für sich gesammelt und die königlichen Kassen erschöpft. König Otto I. forderte das ungerechte Gut von ihr zurück und ließ ihren Boten auf den Gängen zu den Armen auf-

lauern. Zum Dank für ihre Vorliebe für den jüngern Sohn, — sagen wir lieber, da sie ihre eigene Schuld wohl erkannte, — zur gerechten Strafe für das ungleiche Maß, womit sie ihre Mutterliebe abgöttisch dem Einen vor dem Andern zugewogen, ward auch Heinrich ihr so gram, daß er mit Otto sie zwingen wollte, ihre Heirathsgüter zu verlassen und den Schleier zu nehmen. Es läßt sich denken, mit welchem Schmerze sie zu ihrem Heinrich sprach: „Auch du, mein Sohn!" Doch blieb sie standhaft, duldete, schalt nicht, wo sie gescholten ward, sondern legte ein Schloß an ihren Mund und ließ nur ihr Herz mit ihrem Gott, dem Richter der Wittwen, reden, um für ihre Uebelthäter zu beten. Ihr Spruch war: „Der Herr ist mein Helfer, was können mir Menschen thun!" Sie entwich der Unbill nach Westphalen, um ihre Söhne nicht zu weiteren Vergehungen zu reizen, und lebte zu Engern im Kreise ihrer Verwandten ungestört ihren frommen Beschäftigungen, bis ihre Söhne ihr Unrecht fühlten. In der That wurden diese durch die widrigsten Geschicke bewogen, unter Vermittlung der Gemahlin Otto's, der Königin Edith, sich mit ihrer Mutter zu versöhnen und sie ehrenvoll zurückholen zu lassen. Sie ließ sich erbitten, verzieh und vergaß. Der König und die Königin zogen ihr mit zahlreichem Gefolge bis zum Schloß Grone, dort wo das heutige Göttingen steht, entgegen und baten sie fußfällig um Vergebung. Auch Heinrich eilte herbei und bat bitterlich weinend um Verzeihung. „Weine nicht, mein Sohn," sagte sie schluchzend, „laß ab, laß ab. Deine Mutter kann diese bittenden Worte nicht hören. Der treue Gott ist ja gnädig. Ich will dich lieben wie zuvor, denn ich weiß

daß dich nur böse Menschen gegen mich aufgereizt haben." Mutter und Söhne lebten fortan als ein Herz und eine Seele bis zum Ende ihres Lebens. Mathilde kam wieder in ihre Besitzungen und die Söhne unterstützten sie mit Rath und That bei Erbauung von Kirchen.

Nach dem Tode seiner ersten Gemahlin heirathete König Otto die schöne Wittwe des Königs Lothar von Italien, Adelheid, der er gegen ihren Bedränger, den Markgrafen Berengar von Ivrea, ritterlich beigestanden war. Ihr erstes Kind aus dieser Ehe erhielt den Namen Mathilde, das zweite, Otto, wurde Otto's Nachfolger auf dem deutschen Throne. Für beide Kinder, zumal für die junge Mathilde, in Quedlinburg erzogen, sorgte die königliche Wittwe mit großmütterlicher Zärtlichkeit, obgleich allerdings fortwährend ihr Herz besonders sich zu Heinrichs Kindern neigte. Indessen erkrankte der Letztere; den nahen Tod fühlend, eilte er, seine liebende Mutter vor seinem Ende noch einmal zu besuchen. Er traf sie zu Poelde. Die Königin hielt den kranken Sohn einige Tage bei sich zurück und pflegte ihn mit eigenen Händen auf's sorglichste. Als er so weit hergestellt schien, daß er die Heimreise wagen konnte, nahm Mutter und Sohn Abschied von einander auf Nimmerwiedersehen. „Mein geliebter Sohn," so rief sie ihm zu, „merke auf die Worte deiner Mutter, bereue deine Sünden, damit dir Gott vergeben möge. Ich fürchte, daß ich dein geliebtes Angesicht nicht mehr sehen werde." Mutter und Sohn umarmten sich unter Thränen und schieden mit einem letzten Kusse für diese Welt. Nach längerem Darniederliegen starb der Herzog und ward in Regensburg begraben. Judith, seine verwittwete Gemah-

lin, sandte die Trauerkunde nach Quedlinburg, welche man lange nicht an Mathilde zu melden wagte. Die Königin ward tief erschüttert, bleichen Antlitzes und in Thränen schwimmend ging sie zum Grabmal ihres Gatten und schüttete ihren Kummer über den Verlust des Sohnes aus, welcher, wie in seiner ganzen Erscheinung seinem Vater ähnlich, so im Namen ihm gleich, ihre Freude in ihrem Wittwenstande gewesen, und in welchem ihr Gemahl ihr nun zum zweitenmal gestorben war.

Bisher hatte die königliche Wittwe ein einfarbiges Scharlachkleid getragen und dessen Glanz durch ein darüber angezogenes weißes Gewand bedeckt, fortan hüllte sie sich in tiefe Trauer, mied weltliche Lust, weltliches Lied und Spiel, und nur geistliche Lieder erfreuten sie ferner. Ihr Leben ging in frommer Betrachtung und in Uebung der Barmherzigkeit auf. Sie ward ganz die Mutter der Wittwen und Waisen. Von ihrer eigenen Tafel speiste sie die Hungrigen.

In den Orten, wo sie den Winter über sich aufhielt, sorgte sie, daß keine Hütte unerwärmt blieb, selbst im Freien ließ sie Feuer anzünden, daran die Dürftigen sich wärmen könnten und schon von Ferne gleichsam einen Leuchtthurm hätten, der sie zur fürstlichen Samariterherberge führe.

Am Sonntag, als dem Todestag ibres Gemahls, war sie ganz dem Dienste des Herrn geweiht. Schon in der Frühe ließ sie Bäder bereiten für die Armen und Fremdlinge. Zur Noth legte sie selber Hand an und diente gleich einer Magd, um ihren eigenen Dienerinnen ein Vorbild zu geben. Den aus dem Badehause Kommenden

verlieh sie Essen und Kleider, wie sie's bedurften. Kranken, die nicht kommen konnten, schickte sie Obst und bessere Labung. An Festtagen erbaute sie sich namentlich in der heiligen Schrift, die sie großentheils auswendig wußte. Die Woche über beschäftigte sie sich mit geistlichen und lieblichen Liedern, mit Lesen in Gottes Wort und mit Händearbeit. War sie durch Besuch oder sonst verhindert, gewohnterweise sich geistlich zu beschäftigen, so ersah sie sich wenigstens die Zeit vor dem Essen dazu, und genoß, vor der Tafel stehend, keinen Bissen, ehe sie etwas gethan hatte, des apostolischen Wortes eingedenk: „Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen."

Glück und Freude umringte sie, wenn sie unter ihren Kindern und zahlreichen Enkeln war. Der jüngste Knabe ihres Lieblingssohnes, ebenfalls Heinrich genannt, ein Gegenstand ihrer zärtlichsten Zuneigung, war das eigentliche Band, welches sie noch mit dem Leben verband. Eines Tages saß sie sammt ihrer schönen und geistreichen Schwiegertochter Adelheid zu Froßa, einer königlichen Meierei in Sachsen, an der Tafel. Spielend umringten ihre Enkel sie und darunter auch der kleine Heinrich und Adelheids Sohn, Otto. Da hüpfte der Erstere zum Tische her, blickte seiner Großmutter freundlich in's Auge und legte vertraulich seinen Kopf in ihren Schooß. Gerührt hob sie ihn auf, umarmte ihn und sprach: „Allmächtiger Gott, habe Dank, daß du mir diesen kleinen Enkel unversehrt erhalten hast. Bewahre mir ihn, ich bitte Dich, so lange ich noch leben werde, denn seiner Stimme, seinem Namen nach ist er ja ganz mein geliebter Heinrich." Darauf sprach Adelheid: „Wie freundlich ist das Gesicht des Kindes, wie

schön sein Aeußeres. Welches Mädchen wird ihm einst an Gestalt und Geist gleich sein? Ich will ihm meine kleine Tochter Emma aufheben. Gefällt es Gott und Euch, so sollen sie ein Paar werden." Nach einigen Augenblicken des Schweigens antwortete Mathilde mit Seufzen: „Dieß sei ferne; nie will ich Unglück über Euch bringen. Eure Tochter mag sich glücklicher vermählen; denn der Name Heinrich war nur so lange ein glücklicher, als mein Gemahl lebte. Was litt der Vater dieses Knaben, was wird er vielleicht selbst noch leiden!"

In der That hatte sich das Glück vorzüglich auf Seiten Otto's gewendet, gleichsam wetteifernd mit der Kraft seines Geistes und der Tapferkeit seines Armes. Wunderbar entging er allen Gefahren, und ein neuer Zug über die Alpen sollte ihn auf den Gipfel seines Glückes führen. Er wurde vom Papste mit der römischen Krone gekrönt. Während seine Gemahlin Adelheid ihn nach Rom begleitete, hatte er die Regierung sammt seinem jungen Sohn Otto seiner frommen Mutter und dem Erzbischof Wilhelm von Mainz anvertraut.

Mathilde war Tag und Nacht im Geiste bei ihrem Sohne, voll Furcht und Hoffnung für sein Wohlergehen. Sie ließ nicht ab, für dasselbe zu beten. Otto, der von ihrer Sorge um ihn hörte, beeilte seine Rückkehr, und Mathilde ging ihm nach Köln entgegen mit ihrem Enkel Otto und Heinrich, dem Sohne des verstorbenen Baiernherzogs. Die ganze kaiserliche Familie vereinigte sich zu gemeinsamer Freude (965). Voll von Dank gegen Gott umarmte sie da zum letztenmal ihren Sohn, der die von ihr indeß geschehene Gründung des Klosters Nordhausen

feierlich bestätigte und als ein letztes Vermächtniß seiner Mutter zu ehren versprach. Sie ahnte ihren nahen Tod und nahm mit tiefbewegtem Herzen Abschied von Otto, küßte die Stelle, wo er in der Kirche gestanden, und netzte sie mit ihren Thränen. Mit gleicher Rührung nahm dieser von ihr wiederholt Abschied und zog dann, von ihr gesegnet, in eine andere Gegend Thüringens, um nachher eine zweite Römerfahrt mit seinem Sohne zu machen.

Das ganze Jahr darauf kränkelte Mathilde, darnach durchzog sie das Sachsenland, um alles gut zu bestellen, und kam im Januar sehr krank nach Quedlinburg. Im Gefühl der Nähe ihres Todes ließ sie Richburga, die Vertraute ihres Herzens, nochmals kommen, damit sie ihr in ihrem letzten Stündlein mit Trost und Hülfe nahe sei. Endlich vermachte sie alle ihre Habe den Armen. Alles strömte zusammen, sie nochmals zu sehen, auch Erzbischof Wilhelm von Mainz eilte herbei, ob er sie noch lebend träfe. Er blieb drei Tage bei der mit dem Tode Ringenden, aber Reichsangelegenheiten riefen ihn hinweg.

An ihrem Todestage, — es war wie bei ihrem Gatten ein Sonntag — als eine Menge Volks beiderlei Geschlechts sich um ihre Wohnung versammelte, befahl die milde Fürstin, Keinem den Zutritt zu verwehren. Nachdem alle eingetreten waren, die sie verlangte, ermahnte sie: „Dienet dem Herrn mit Furcht und Zittern und haltet Zucht und Ordnung, damit ihr dem Zorne Gottes entrinnen möget. Bleibet vom Bösen, thut Recht, damit, wenn euer Stündlein kommt, auch eure Seele die unvergängliche Belohnung von Gott erhalte." Nachdem sie noch alle gesegnet, entfernten sich die Meisten bis auf einige Vertraute. Nun

rief sie ihre kleine Enkelin, die im Stifte zu Quedlinburg erzogene Aebtissin Mathilde, zu sich, ermahnte sie zur Frömmigkeit, Demuth, vorsichtigen Klugheit, treuen Aufsicht und zur Fürbitte für ihr ganzes Haus.

So war sie ihrer letzten Sorgen ledig und nur die Aebtissin Richburga von Nordhausen, die außer sich war vor Schmerz und Sorge für die Zukunft, lag ihr noch an. Mathilde hieß sie ihr Vertrauen auf Gott setzen und zum ersten nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit trachten, dann werde ihr alles Uebrige zufallen. Ihr Sohn Otto aber werde ihr gewiß nicht entstehen und sein Versprechen halten.

Darauf erwartete sie unter dem Gesange von Psalmen und Ablesung evangelischer Abschnitte schweigend und mit gefalteten Händen den Tod. Ihre Augen waren himmelwärts gerichtet. Als die neunte Stunde sich nahte, ließ sie eine grobe Decke auf den Boden ausbreiten und befahl, ihren kranken Körper darauf zu legen. Sie selbst bestreute ihr Haupt mit Asche. „Der Christ muß in Staub und Asche sterben,“ das waren ihre letzten Worte. Nur an den Bewegungen ihrer matten Hand, womit sie das Zeichen des Kreuzes machte, erkannte man, daß sie noch lebe. Sie starb, während ihr Sohn Otto zum dritten Mal in Italien war, am 16. März 968 — sanft und ruhig, wie sie über siebenzig Jahre lang gelebt hatte.

Ihre Leiche wurde in der Kirche zu St. Servaz an der Seite ihres Gemahls zu Quedlinburg mit gebührenden Ehren beigesetzt. Um die Pracht des feierlichen Leichenbegängnisses zu erhöhen, hatte ihre fromme Tochter Gerburge, die Königin von Frankreich, ein mit Gold durch-

webtes Gewand geschickt, womit die entseelte Hülle bedeckt wurde.

Mathilde war eine der edelsten ihres Geschlechtes. Nie hat sie die Grenzen echter Weiblichkeit überschritten, und doch griff sie tief in die Entwicklung ihrer Zeit ein. Daß Heinrich so viel für Deutschland geworden ist, daß von seiner Zeit an ein Gott-inniges Christenthum so manche Herzen durchdrang, dazu trug schon nach alten Zeugnissen ihr erhabenes Beispiel mächtig bei. Zugleich erwarb sie sich ein ungemeines Verdienst um die Bildung ihrer Zeit. Nicht allein ihre Diener und Dienerinnen unterrichtete sie in Verfertigung nützlicher Arbeiten und in der damals so seltenen Kunst des Lesens, die sie namentlich nach dem Tode ihres Gemahls vollends trefflich gelernt. Unter ihrer liebevollen Aufsicht bildeten sich die fromme Richburga, die gelehrte, kunstfertige Aebtissin Mathilde, unter welcher Quedlinburg ein geistiger Mittelpunkt von ganz Deutschland wurde, und ohne Zweifel auch die durch Sitte und Wissen ausgezeichneten Töchter ihres geliebten Sohnes Heinrich, Hedwig und Gerburge aus. Durch die Erziehung der Letzteren wurde sie auch die mittelbare Ursache zur Bildung der vielberühmten Dichternonne Roswitha. Ferner hinterließ sie in ihren Klöstern Quedlinburg, Nordhausen, Palidi und Engern, in denen sie durch Wort und Beispiel den Geist der Frömmigkeit und Zucht gepflanzt hatte, für jene Zeiten unschätzbare weibliche Erziehungsanstalten. Ja, auch die Achtung für das weibliche Geschlecht hat sie wieder mehr bei den Deutschen angeregt; von ihrer Zeit an gewannen die deutschen Frauen größere Würde und höhern Einfluß.

Elisabeth von Ungarn,

Landgräfin von Thüringen und Hessen.

geb. 1207. † 1231.

Gertrud von Meranien, fromm und männlich wie ihr Gemahl, König Andreas von Ungarn, gebar demselben im Jahre 1207 zu Preßburg eine Tochter, die bestimmt war, eine der berühmtesten und gottseligsten Frauen der deutschen Vorzeit zu werden. Elisabeth war der Taufname des Kindes. Schon in ihrer zartesten Kindheit, als dreijähriges Mädchen, zeichnete sie sich durch Züge des Mitleidens gegen Arme aus, während in ihr junges Herz die vorgesprochenen Gebete, die Unterweisung im Glauben als lebendige Samenkörner fielen. Sage und Dichtung verherrlichten wetteifernd schon die ersten Jahre der frühreifen Elisabeth als eines Wunderkindes.

Landgraf Hermann von Thüringen, ein mächtiger und trefflicher Fürst, ließ für seinen Sohn Ludwig um das Königskind werben, und der Sänger Klingsohr versäumte nicht, nach eigener Anschauung die Reichthümer des Grafen, die Fruchtbarkeit seiner Lande und das Glück seines Volkes zu schildern, das viel Bier trinke und schön Weißbrod esse. Die kleine, nicht mehr als vier Jahre alte Elisabeth wurde denn auch dem jungen Ludwig versprochen, in

ein gold- und silbergesticktes seidenes Gewand eingehüllt, in eine Wiege von gediegenem Silber gelegt und von der weinenden Mutter den Thüringern übergeben. Mit Geschenken und Kostbarkeiten beladen, brachten die Brautwerber die Verlobte glücklich nach Eisenach. Der Landgraf mit seiner Gemahlin eilte von der Wartburg herab, und am folgenden Tage wurde vor Hof und Bürgerschaft die vierjährige Prinzessin feierlich mit dem eilfjährigen Prinzen Ludwig verlobt, den sie von da an ihren Bruder nannte und nie mehr verließ.

Einen tief ernsten Eindruck machte auf sie die grausame Ermordung ihrer jungen Mutter durch die eigenen Unterthanen, denen sie ihr Leben preisgab, um ihren Gemahl vor den Verschwörern zu retten. Gewiß bildete dieses schreckliche Ereigniß den dunkeln Grund ihres ganzen Lebens und ihrer absonderlichen Frömmigkeit.

So oft sie nur konnte, ging sie in die Schloßkapelle, legte sich am Fuße des Altares hin, und obwohl des Lesens noch nicht kundig, ließ sie sich ein großes Psalmbuch öffnen, faltete die Hände und blickte zum Himmel auf, um nach Kinder Weise gar eifrig zu beten. Gewann sie etwas im Spiele mit andern Kindern, so gab sie es armen Mädchen mit der Auflage, dafür eine Anzahl Vaterunser zu beten. Selbst die Streiche, die sie ihren Gespielinnen spielte, hatten eine religiöse Beziehung. Alles Geld, das sie von ihren Schwiegereltern erhielt oder ihnen ablocken konnte, theilte sie den Armen aus; alle Ueberbleibsel von Speisen, die sie in den Küchen und Gewölben habhaft werden konnte, brachte sie armen Hungrigen, zum großen Verdruß der landgräflichen Hausbeamten. Frühe übte

sie sich in freiwilligen Entbehrungen. An Sonn- und Festtagen ließ sie einen Theil ihres fürstlichen Putzes zur Seite. Mitten im Spiele, wo sie am glücklichsten war, konnte sie aufhören.

In ihrem neunten Jahre starb der Vater ihres Verlobten. Nun kam sie unter den Einfluß seiner Mutter, der Landgräfin Sophie, einer Tochter des Bayernherzogs Otto von Wittelsbach, welche diesen frühzeitigen frommen Uebungen des Kindes gram war und sie dem Spotte des Hofes um so mehr aussetzte, als sie eine Vorliebe für den Umgang mit schlichten Eisenacher Bürgerskindern, ja mit den Töchtern von Dienstfrauen und armen Leuten zeigte. Es sei nichts Fürstliches an ihr, sie tauge nur zu einer Kammerfrau oder Magd, hieß es. Unerträglich war es der Landgräfin, daß an einem hohen Feste Elisabeth, neben ihr vor dem Bilde des Gekreuzigten in der Kirche knieend, die Krone vom Haupte nahm, auf den Betstuhl legte und sich ohne allen Kopfschmuck zur Erde niederwarf. Bittere Scheltworte erpreßten wohl herbe Thränen, aber vermochten Elisabeth nicht, von ihrer Weise zu lassen. Nun wurde sie Gegenstand förmlicher Verfolgung am Hofe, man rieth, sie nach Hause zu senden, eine solche Betschwester tauge nicht zur Fürstin; die Landgräfin wollte sie in ein Frauenkloster zwingen; Agnes, die in allen Reizen weltlicher Schönheit strahlende Tochter der Landgräfin, meinte, eine Dienstmagd wäre an ihr verdorben.

Elisabeth hatte Niemand an dem fremden Hofe, dem sie ihr Leid klagen konnte, als ihren Gott, und nur zu den Füßen des Gekreuzigten durfte sie ihren Schmerz ausweinen; ihre einzige Gesellschaft blieben die Kammerfrauen

und armen Mädchen, gegen die sie ihre Freundlichkeiten verdoppelte.

Gegen alle Erwartung blieb der junge Landgraf seiner Verlobten in der Stille treu. Ihre Bescheidenheit, ihre Geduld, ihre Mildthätigkeit war sein geheimes Glück. Er verfehlte nicht, in einsamen Stunden sie mit freundlichen Worten aufzurichten, von jeder Reise ihr einen Beweis seiner herzlichen Zuneigung mitzubringen. Am St. Kilianstage des Jahres 1218, als er sein achtzehntes Jahr zurückgelegt, ließ er sich in der St. Georgskirche zu Eisenach zum Ritter schlagen, das folgende Jahr führte er Krieg gegen den Erzbischof von Mainz, und im Jahre 1220 feierte er in fürstlicher Pracht seine Vermählung auf der Wartburg. Ludwig zählte zwanzig, Elisabeth dreizehn Jahre. Nach allen Nachrichten war er nach Körper und Geist gleich ausgezeichnet. Von ihm singt der alte Dichter:

„Rot schöne waren Ime seine wangen . . .
Gele war das häar an seinem haupte,
Und sein lachen guetlich laute;
In seinem Gehen ging er aufgericht
Und war ganz fröhlich sein Angesicht."

Er wußte als Landgraf Zucht, Sitte und Religion zu üben und zu schützen; sein liebster Gang war in die Benediktinerabtei zu Reinhardsbrunn, wo er sich seine Grabstätte ausersehen. Dort besuchte er regelmäßig zuerst das Kranken- und Pilgerhaus, tröstete die Siechen und spendete reichliches Almosen. Aus Enthaltsamkeit aß er nie gesalzene oder gewürzte Gerichte; ganz gegen damalige Fürstensitte trank er niemals Bier, und nur wenn er krank

war, Wein. Er war einer der stärksten und ritterlichsten Männer seiner Zeit: einen losgewordenen Löwen bändigte er durch bloßes Drohen mit Faust und Stimme. Zudem war er voll guter Sitte gegen die Frauen, voll Leutseligkeit gegen Untergebene, und gegen Jedermann bewies er jene edle Höflichkeit, welche sein Zeitgenosse, Franz von Assisi, so schön die Schwester der Liebe nennt. Nur eine Leidenschaft hatte er, die Gerechtigkeitsliebe. Unerbittlich war er gegen die, welche Recht und Wahrheit beugten, die Armen bedrückten, Ungebührliches thaten oder sprachen; persönliche Beleidigung gegen ihn selbst vergab und vergaß er. Neben dieser Milde und Schlichtheit war er aber ein weiser und staatskluger Herr, trotz seiner Jugend. Thüringen blühte unter diesem Fürsten, dessen Wahlspruch war: „Fromm, keusch, gerecht," und der auf seltene Weise den ritterlichen Sinn mit dem priesterlichen verband.

Für einen solchen Mann war Elisabeth, „die fromme, die keusche und die liebe," wie sie in den Chroniken genannt, das von Gott erwählte Weib. Sie wird als eine vollkommene Schönheit geschildert, das rundliche Angesicht bräunlich und hold, ihr Haar schwarz, ihr Wuchs unvergleichlich schlank und voll Anmuth, ihr Gang ernst und voll Adel, ihre Augen ein Sitz der Zärtlichkeit, der Spiegel ihrer schönen Seele. So steht sie noch jetzt in Holz gebildet hoch an einer Säule der Elisabethenkirche zu Marburg, in der Linken das Modell ihrer Kirche haltend, rechts einem Armen zu ihren Füßen Almosen spendend.

Mit ihrer feurigen Liebe zu ihrem jungen Gemahl verband sie eine kindliche Ergebung und eine zärtlich gehorsame Aufmerksamkeit auf jeden Wink. Dafür ließ Ludwig

sie in ihren milden Werken gewähren, munterte sie auf und half dazu; nur wenn ihr Eifer zu weit gehen wollte, warnte er die Folgsame mit liebender Vorsicht.

Mit schonender Liebe trug er ihre selbsterwählten klösterlichen Uebungen, die sie nach damaliger Weise sich auflegte. Jede Nacht nämlich verließ sie, während ihr Gemahl schlief oder zu schlafen schien, ihr Lager, um neben demselben niederzuknieen. Oft bat sie der erwachende Gatte, ihrer zu schonen, ja er nahm sie an der Hand und hielt sie, bis sie sich wieder niedergelegt hatte. Ein heiterer Zug ist, wie sie, um ihre Gebetsstunde nicht zu verschlafen und ihren Mann nicht zu stören, ihrer vertrautesten Kammerfrau befahl, sie zur Zeit durch ein Zupfen am Fuße zu wecken, die Dienerin aber einmal irrend den Landgrafen an der Zehe faßt, dieser plötzlich erwacht, und, die Ursache der Störung merkend, sich wieder geduldig zur Ruhe legt.

Auch in der Ehe fuhren die beiden, von frühester Jugend an einander gewöhnten Gatten fort, sich Bruder und Schwester zu nennen. Sie begleitete ihn fast auf allen Reisen. Ging er zu weit fort, als daß sie hätte mitgehen können, so legte sie ihren fürstlichen Schmuck ab, zog Wittwenkleider an, verhüllte sich das Haupt und erwartete seine Heimkunft in Gebet und Wachen. Mit kindlicher Freude ging sie dem Heimkehrenden in fürstlichem Schmucke entgegen, alles aufbietend, ihm wohlzugefallen um Gottes willen. Es stieß schon damals gegen die Sitte der Vornehmen an, daß bei Tische die Gemahlin zur Seite ihres Herrn sitze, sie aber ließ sich das Vorrecht der Liebe nicht nehmen, und wußte durch ihre Anwesenheit dem leichtfertigen Tone der Hof- und Weltleute einen Zügel anzulegen.

So war sie auf dem Gipfel des irdischen Glückes. Aber als ob sie dem Kreuze zuvorkommen wollte, das der Herr seinen Lieblingen aufzulegen nicht vergißt, weil sie ohne dasselbe sind „wie eine Braut ohne Kranz," suchte sie in selbsterwählter Geistlichkeit über Gebot und Noth sich Opfer aufzulegen, und das wirft über dieses herrliche Frauenbild einen trüben Schatten, den wir freilich mit der Sitte ihrer Zeit und der Lehre ihrer Kirche entschuldigen müssen. Sie strebte ihr Fleisch abzutödten durch Nachtwachen, durch stetiges Tragen eines härenen Hemdes auf bloßem Körper, durch Geißelhiebe auf den bloßen Rücken jeden Freitag und die ganze Fastenzeit hindurch, später sogar in jeder Nacht, „um damit dem Heilande, der ebenfalls gegeißelt wurde, einige Vergeltung anzubieten!" Dabei übte sie sich übrigens, nicht sauer zu sehen, immer heiter und freundlich zu sein, allen Hoffesten und Bräuchen abzuwarten. Auf den Rath ihres Beichtvaters aß sie bei Tafel nichts von solchen Gerichten, welche durch den Schweiß der Unterthanen und nicht durch den Ertrag ihrer eigenen Güter bestritten wurden, so daß sie oft hungrig und durstig von dem reichbesetzten Fürstenmahle aufstand und sich mit einem Stück Schwarzbrod begnügte. Fand sie in den Küchen und Speisegewölben nur solche Speisen, die sie für erlaubt hielt, so konnte sie kindlich froh in die Hände klatschen und rufen: „Heute geht's gut, heute dürfen wir essen und trinken!" Sie war damals noch nicht sechszehn Jahre alt. Einst ging sie an einem großen Festtag in Edelsteinen strahlend, das Haupt mit der landgräflichen Krone geschmückt, von ihrer Schwiegermutter und zahlreichem Gefolge begleitet, von der Wartburg nach

Eisenach hinab in die Kirche. „Da hängt dein Gott nackt am Kreuze, und du, unnütze Kreatur, bist mit kostbaren Gewändern bedeckt; Sein Haupt durchstechen Dornen, und das deine schmückt eine goldene Krone!" so sprach sie, sank ohnmächtig zusammen und gelobte von Stund' an auf allen Schmuck zu verzichten, außer wo ihr Rang oder ihr Gemahl es gebot, dann aber unter dem fürstlichen Gewande das wollene Kleid und das härene Bußgewand zu tragen.

Während sie also gegen sich hart war, floß ihr Herz über von Liebe und Barmherzigkeit gegen die Unglücklichen. Allen ihren Ueberfluß, alle Ersparniß widmete sie den Armen, manchmal ihre eigenen Kleider. Wichtiger noch als dieses war die persönliche Hingabe, die sie mit kindlicher Einfalt und Heiterkeit übte. Kamen Kranke mit Bitten, so erkundigte sie sich nach ihrer Wohnung, um sie besuchen zu können. Kein Weg war ihr zu weit, keine Hütte zu schmutzig und dumpf. Erquickung und Aushülfe brachte sie selber mit; mehr als ihre Gaben galt ihr sanftes, liebreich tröstendes Wort. Schulden tilgte sie aus ihrer eigenen Kasse. Die neugeborenen Kinder armer Wöchnerinnen nahm sie mütterlich auf, die Armen hüllte sie in selbstverfertigte Kleider, hob sie aus der Taufe, um ein Recht zu haben, ihnen stets die Mitmutter zu sein. Starb einer ihrer Armen, so kam sie, wenn es irgend möglich war, und wachte bei der Leiche, hüllte sie eigenhändig (oft in die eigenen) Betttücher ein, war beim Begräbniß zugegen und folgte demüthig dem dürftigen Sarge des Letzten ihrer Unterthanen.

War sie auf ihrem Schlosse, so verwandte sie ihre

Stunden auf mühsame und nützliche Arbeiten. Sie spann mit ihren Ehrenfräulein Wolle und verarbeitete sie selbst zu Kleidern für Arme. Um zu erfahren, wie Armenkost schmecke, ließ sie ihre Mahlzeit aus einfach ohne Salz und Würze gekochtem Gemüse bestehen, das sie dann mit großer Freudigkeit aß.

Entdeckte sie die Spur irgend einer Gewaltthätigkeit oder eines Unrechts gegen die armen Landleute, so zeigte sie es alsbald ihrem Gemahle an, oder suchte selber das Unrecht wieder gut zu machen, so weit es ihre Mittel erlaubten. Sie überbrachte ihnen Geld, Lebensmittel und Kleidungsstücke. Einst stieg sie so belastet in Begleitung einer ihrer vertrauten Frauen einen schmalen, sehr rauhen Weg, den man noch heute zeigt, hinunter und trug unter ihrem Mantel Brod, Fleisch und Eier für die Armen. Plötzlich stand ihr Mann, von der Jagd heimziehend, vor ihr und fragte die gebückt Einhergehende: „Laß sehen, was du trägst.“ — „Rosen,“ antwortete sie, „um mir einen Kranz zu machen.“ Er aber zog mit den Worten: „Laß sehen die Rosen,“ den Mantel der sich Sträubenden zurück und sah lächelnd und erstaunt die Bescheerung, die ihm schöner als der schönste Rosenstrauch am Busen seiner Getreuen dünken mußte. Die Sage ließ auch wirklich die sieben Sachen wunderbarer Weise vor seinen Augen in Rosen verwandelt werden. Die Maler und Bildhauer bildeten sie daher vielfach mit Rosen in ihrem Mantel ab, noch heute sieht man Rosen in großer Zahl um ihre Kirche zu Marburg und auf der Wartburg selbst.

Die erste Stelle an ihrem Herzen nahmen die Aussätzigen ein. Es war eine so furchtbare Krankheit des

Mittelalters, man hielt diese Kranken als von Gott gezeichnet und schied sie von der christlichen Gesellschaft aus. Elisabeth aber ging, wo sie einen sah, zu ihm hin, tröstete ihn, sprach heitern Muth zu, hieß ihn den Segen dieses Kreuzes erkennen und beschenkte ihn. Einst traf sie einen dieser Unglücklichen, der noch dazu an einer ekelhaften Kopfkrankheit litt. Sie ließ ihn, dessen kein Mensch sich annahm, in einen abgelegenen Theil ihres Baumgartens bringen, schnitt ihm selbst die Haare ab, wusch und verband ihm den Kopf auf ihrem Schooße. An einem grünen Donnerstage wusch sie einer großen Anzahl Aussätziger Füße und Hände und küßte knieend ihnen Wunden und Geschwüre. Einmal nahm sie einen entsetzlich kranken Aussätzigen, dem Niemand zu nahen wagte, zu sich, badete ihn, salbte ihn mit heilsamen Oelen und legte ihn in ihr eigenes Bett, zum Entsetzen der Schwiegermutter und des heimkehrenden Gemahls, der sich aber besänftigte, als er begriff, wie der Herr in seinen kranken Gliedern aufgenommen und gepflegt werde." Den tiefen Eindruck, den dieser Auftritt auf den Landgrafen gemacht, benützte Elisabeth, um von ihm die Erlaubniß zu erbitten, daß sie ein Krankenhaus am Abhange der Wartburg bauen dürfe. Hier verpflegte sie denn achtundzwanzig Kranke oder Altersschwache, welche nicht bis zum Schlosse emporsteigen konnten. Jeden Tag besuchte, speiste und tränkte sie die armen Pfleglinge, denen zu lieb sie gerne selber die Aermste werden wollte.

Bezeichnend für ihre kindliche Einfalt ist das Gespräch, das sie in einer schlaflosen Stunde mit ihrem Gemahle hatte. „Ich wünschte," sprach sie, „daß wir nur für einen

Pflug Ackerland hätten, wovon wir lebten, uno etwa zweihundert Schafe, dann könntet Ihr ackern, während ich die Schafe hütete." Laut über den kindischen Einfall lachend, erwiederte der Landgraf: „Ei, liebe Schwester, wenn wir so viel Land und Schafe hätten, so wären wir, wie mich dünkt, nicht gerade sehr arm, gar viele Leute würden da uns noch viel zu reich finden."

Ihre ganze Art zu sein hing, wie bereits bemerkt, mit der menschlichen und kirchlichen Sitte ihrer Zeit zusammen, und darf daher nicht mit unserem Maßstabe gemessen werden. Wir lesen in den alten Jahrbüchern, wie das damalige Geschlecht ein gott-inniges, natürliches, von jeder gemachten Rührsamkeit freies Gemüthsleben hatte, daß selbst die eisernen Männer, die unüberwindlichen Helden, Herzen in ihrem Busen trugen weich und ungekünstelt wie die Kinder, daß Fürsten und Ritter, ja ganze Heere tiefgerührt in Thränen zerschmolzen, wie die Recken des Nibelungenliedes, wie Gottfried von Bouillon mit den ersten Kreuzfahrern am eroberten heiligen Grabe, wie Richard Löwenherz beim Anblicke Jerusalems. So kann es nicht Wunder nehmen, wenn ein Wesen wie Elisabeth der einfachen, starken Empfindung sich kindlich hingab und die Lebensbeschreiber dieses zarten, liebeseligen Gemüthes ganz besonders die ihr zu Theil gewordene himmlische „Gabe der Thränen" rühmen. Kam noch die einseitige, auf leibliche Abtödtung und irdische Heiligkeit gerichtete Lehre und Zucht der mittelalterlichen Kirche hinzu, so wird auch die in unsern Augen offenbare Uebertreibung und Ueberspannung dieser kindlich frommen Seele begreiflich und bedeutungsvoll.

Im Jahre 1223, als sie sechszehn Jahre alt war, wurde Elisabeth zum erstenmale Mutter auf dem Schlosse Kreuzburg. Der Landgraf erhielt zu Marburg die Kunde von seinem Erstgebornen, eilte nach Kreuzburg und ließ zum Andenken daran die steinerne Brücke bei Kreuzburg bauen, die noch heute steht. Das Jahr darauf genas sie einer Tochter. Zwei weitere Töchter, von denen die eine, Gertrud, nach dem Tode des Vaters geboren wurde, nahmen, von ihrer Wiege an Gott geweiht, den klösterlichen Schleier.

Während nun Ludwig mit der Kraft seines Armes über dem Rechte seiner Unterthanen waltete und ritterlich den Bedrückten zu Hülfe eilte, fand Elisabeth in einer schrecklichen Hungersnoth, die über Deutschland und Thüringen hereinbrach, ein reiches Arbeitsfeld für die barmherzige Liebe. Das hungernde Volk aß wilde Früchte und Wurzeln, das Fleisch von todten Pferden und Eseln, ja der schmutzigsten Thiere, und doch verhungerte eine Unzahl. Jetzt wurde die Wartburg zum Spital. Elisabeth ließ alles baare Geld vertheilen, alle Vorrathskammern öffnen zu sorgfältiger Austheilung für die tägliche Nothdurft; in allen Oefen des Schlosses wurde Brod gebacken, täglich labte sie neunhundert Unglückliche. Zu den Gebrechlichsten trug sie die Ueberbleibsel der Tafel selber hinab. Zwei neue Hospitäler wurden gegründet und täglich ging die Fürstin Morgens und Abends den langen rauhen Weg hinunter, um die Kranken von Bett zu Bett zu besuchen und ihnen selber die widerlichsten Dienste zu leisten. Sie reichte den abstoßendsten Kranken mit eigener Hand die Nahrung, machte ihnen das Bette, trocknete sie mit ihrem Schleier ab in unverwüstlicher Heiterkeit. Bei allem na-

türlichen Widerwillen gegen Krankenluft blieb sie in der Hitze des Sommers ohne Ekel in den verpesteten Krankensälen, während ihre Frauen murrten oder ohnmächtig wurden.

In einem dieser Pflegehäuser hatte Elisabeth eine besondere Anstalt für arme, verlassene und verwaiste Kinder gestiftet, denen sie ihre besondere Zärtlichkeit zuwandte. So oft sie erschien, hingen sich alle an ihre Kleider und riefen: „Mutter! Mutter!" Dann mußten sie sich um die Fürstin hersetzen, die ihnen kleine Geschenke austheilte und ihren Zustand untersuchte. Die elendesten und ekelhaftesten Kranken pflegte sie auf ihrem Schooße.

Die übrige Zeit des Tages durchzog sie die Umgebung der Wartburg, um Almosen und Lebensmittel zu bringen, die ärmlichsten Hütten mit eigenen Augen zu durchforschen und die geringsten Dienste zu thun. Eines Tages bat ein Kranker, der zu schwach war seine Kuh zu melken, kläglich um etwas Milch. Alsbald eilte die Fürstin in den Stall, wo ihr freilich das an eine stärkere Faust gewöhnte Thier gar nicht gehorchen wollte.

Besonders gern trat sie an das Bette der Sterbenden, um tröstend und betend ihren Kampf zu lindern und den letzten Seufzer mit schwesterlicher Liebe wegzuküssen. Wo immer möglich, begleitete sie die Hingeschiedenen zu Grabe, nachdem sie mit selbstgewobener oder aus ihrem Vorrathe genommener Leinwand sie umhüllt hatte. Einmal gab sie ihren eigenen Schleier dazu her. Sie litt es nicht, daß man die Reichen in kostbare Stoffe einwickelte, man sollte alte Stoffe nehmen und den Werth der neuen an die Armen vertheilen.

Nicht minder wandte sie den armen Gefangenen ihre Liebe zu. Sie besuchte dieselben, kaufte die in der Schuldhaft befindlichen frei, verband die von den eisernen Fesseln verursachten Wunden, betete auf den Knieen für ihr Heil.

Ihr einziger Ersatz für die ruhelose Thätigkeit war der Friede Gottes in ihrem Herzen, ihre einzige Erholung war das Dankgebet zu ihrem Gott, der ihr verstattete, „diese armen Mitmenschen, seine liebsten Freunde, aufzunehmen und zu verpflegen."

Und nicht blos der nächsten Nähe, dem ganzen Lande galt ihre mütterliche Sorgfalt. Alle Einkünfte des Landes mußten ausschließlich zur Linderung der Hungersnoth verwendet werden, alle ihre Edelsteine und Kleinodien verkaufte sie zum Besten der Unglücklichen. Ihr Gemahl war abwesend; so war in ihrer Person die barmherzige Liebe Regentin des Landes.

Diese Vorkehrungen dauerten bis zur Ernte des Jahres 1226. Nun versammelte Elisabeth alle arbeitsfähigen Armen, gab ihnen Sicheln, neue Hemden und Schuhe zur Arbeit. Denen, die zu schwach dazu waren, theilte sie eigenhändig Kleider aus. Jedem Armen gab sie eine kleine Summe Geldes mit nach Hause, fehlte es ihr daran, so theilte sie ihre Gewänder aus mit dem Befehle, sie zu verkaufen, aber dann auch nach Kräften zu arbeiten; denn „wer nicht arbeite, solle auch nicht essen."

Mit dankbarer Liebe hielt der Mund des Volkes solche Thätigkeit fest. Noch bis in die neuere Zeit erinnert daran der Elisabethenbrunn, der Elisabethengarten, der Liliengrund, die Armenruhe und das Elisabethenthal. Mit herzlichster Liebe aber erkannte ihr vom kaiserlichen Kriegs-

zuge heimkehrender Gemahl die treue Pflegerin seines Landes an und beschwichtigte die über ihre Verschwendung klagenden Beamten. „Wenn sie mir nur Wartburg, Eisenach und Naumburg bewahrt, das Uebrige wird uns Gott wieder erstatten." Er wußte: „Almosen geben armet nicht."

Im Jahre 1227 schloß sich der Landgraf als Feldoberster des mittleren Deutschlands dem Kreuzzuge Kaiser Friedrichs II. an. Es war ein herzzerreißender Abschied von Land und Weib. Sie konnte ihn nicht verlassen, mit Gewalt riß er sich endlich los und sie kehrte, in Thränen zerfließend, halb todt in die Wartburg zurück. Ihr ahnte, er werde nimmer wiederkommen; sie legte sogleich Wittwenkleider an.

An der südöstlichen Spitze Italiens sammelte sich das mächtige Heer gegen Ende Augusts, nachdem es wohlgemuth die Alpen überstiegen. In Brindisi ging Ludwig mit dem Kaiser zu Schiffe, kaum aber an Bord angekommen, wurde er von einem kalten Fieber befallen. Er fühlte bald die Nähe des Todes, ließ seinen letzten Willen niederschreiben, beichtete, nahm die Sterbesakramente und sah freudig der letzten Stunde entgegen. Ohne Seufzer und Thränen schied seine Seele von hinnen. Ein ungeheurer Schmerz aber ergriff die Seinigen, als sie ihm in's verklärte Antlitz schauten. Wehklagen erfüllten die Lüfte: „das Licht unserer Augen, den Führer unseres Zuges haben wir verloren. — Wehe, wehe uns!"

Indessen hatte Elisabeth ihr viertes Kind geboren, man konnte die langsam zur Heimath ziehende Hiobspost der verwittweten Mutter nicht ansagen, bis endlich die alte

Landgräfin Sophie, die bei diesem Anlasse wieder mütterlich zu der Gemahlin ihres Sohnes sich neigte, es übernahm, sie darauf vorzubereiten. Erst meinte Elisabeth, der Landgraf sei gefangen, und hoffte auf seine Befreiung durch ihren Vater. „Sei geduldig, liebe Tochter, er ist leider gestorben!" — — „Ach, Herr Gott, nun ist alles, alles für mich todt!" rief die Unglückliche mit krampfhaft gefalteten Händen und erstickter Stimme. Leichenblaß, halb von Sinnen lief sie durch die Hallen und schrie: „Gestorben, gestorben, gestorben!" Sie war wie von Sinnen, lief wider eine Mauer und hielt sich an ihr, in Thränen zerfließend. „Nun hab' ich alles verloren! — Ach, ich trostlose Wittwe, nun tröste mich Der, der Wittwen und Waisen nicht verläßt, Gott, mein Gott, tröste mich!" flehte sie in unsäglichem Schmerze. Ihre ganze Umgebung, das ganze Land theilte ihn mit der zwanzigjährigen Wittwe.

Aber die Theilnahme für die junge Wittwe dauerte nicht lange. Ihrem Harme lebend vergaß sie der Regierungssorgen und der Feind lauerte. Der ältere Bruder des verstorbenen Landgrafen, Heinrich und sein Bruder Raspe, ließen sich gegen die „überfromme, verschwenderische" Elisabeth und ihren minderjährigen Sohn verhetzen. Weil sie „den Schatz verschleudert, das Land arm gemacht, ihren Mann betrogen und entehrt" habe, wurde sie ihrer Güter beraubt und aus dem Schlosse verjagt. Nur bis zum äußern Thore durfte ihre Schwiegermutter sie begleiten, im Hofe fand sie, ledig jeder Habe, ihre Kinder und zwei Frauen. Beide Brüder hielten sich, bis sie fort war, versteckt. Allein, in Thränen, zu Fuß im stren-

gen Winter, stieg die Königstochter den Felsenpfad zur Stadt hinab. Sie trug das jüngste Kind, die drei andern wurden von den Frauen geführt. Den Einwohnern von Eisenach, die sie mit Wohlthaten überschwemmt hatte, hatte Landgraf Heinrich die Aufnahme der Fürstin verboten und — sie gehorchten. In einer elenden Schenke fand sie in einem verfallenen Stalle eine Unterkunft, nachdem die darin befindlichen Schweine vom Wirthe hinausgetrieben waren.

Jetzt in dieser tiefsten Erniedrigung kehrte plötzlich die Ruhe ihrer Seele wieder, ihre Thränen stockten und ein göttlicher Friede durchdrang ihr Herz. Um Mitternacht hörte sie das Glöcklein im nahen Franziskanerkloster läuten, sie stund auf, ging zur Kirche und bat die Mönche um ein „Herr Gott, Dich loben wir" zur Danksagung für die Trübsale, die der Herr über sie verhängt. Gänzliche Unterwerfung unter Gottes Willen, völlige Hingabe in die jetzt über sie gekommene Armuth erfüllte von nun an ihr Gemüth bis zum Tode.

Die scharfe Kälte und der Hunger ihrer Kinder zwangen sie, gegen Morgen die Kirche zu verlassen und um Obdach und Nahrung zu betteln. In der Stadt, wo sie Hunderte genährt und gepflegt, klopfte sie lange vergebens an die Thüren. Ein armer Priester erbarmte sich ihrer, richtete Strohlager hin und suchte gegen Verpfändung einiger Habseligkeiten, die sie bei sich hatte, nach Lebensmitteln für die Mutter und ihre Kinder. Als aber ihre Verfolger erfuhren, daß sie eine Zuflucht gefunden, ließen sie ihr den Befehl zukommen, sie solle zu einem der Hofleute gehen, der ihr am feindseligsten gewesen und in Eisenach ein ge-

räumiges Haus mit großen Nebengebäuden besaß. So groß indessen seine Wohnung war, so wies der Elende ihr doch nur ein dunkles Zimmer an, wo er sie einschloß, Nahrung und Heizung versagend. An diesem Orte brachte Elisabeth unter ihren weinenden Kindern die Nacht zu. Bei Tagesanbruch eilte sie fort, den Mauern für den Schutz gegen Wind und Wetter dankend, und von Herzen bereit, auch dem Besitzer zu danken, „wenn sie nur wüßte warum.“ Sie kehrte in die Schenke zurück, um darin zu übernachten; in den Kirchen, woraus sie Niemand vertreiben konnte, gedachte sie den Tag zuzubringen. Um aber ihre Kinder vor Hunger und Kälte zu retten, mußte sie sich auch noch zum härtesten Opfer entschließen. Zuverlässige Personen übernahmen die Kleinen und verbargen sie einzeln an entfernten Orten.

Jetzt ertrug sie, über das Loos ihrer Liebsten beruhigt, ihr eigenes um so ergebener. Nachdem sie das Letzte verpfändet, suchte sie Verdienst durch Spinnen, um ihr eigen Brod zu essen und noch einen Bissen zu haben, den sie den Dürftigen theilen könnte. Nicht ein Zug der Theilnahme und des Mitgefühls regte sich in Eisenach, nach einmal bewiesenem Undank machte das verklagende Gewissen nur um so trotziger. Eine arme Bettlerin, der sie früher so lange wohlgethan, stieß sie sogar einmal beim Hinüberschreiten über einen unreinen Bach hohnlachend in das kothige Wasser: „Du wolltest keine Landgräfin sein, als du es warst, so liege nun arm im Kothe; ich helfe dir nimmer auf!“ Elisabeth aber stand lächelnd auf, hieß auch dieß, wie alles ihr Unglück, nicht unverdient, wusch ruhig und ergeben ihre Kleider in einem benachbarten Wasser ab

und — so fügt ein altes Buch hinzu — ihre geduldige Seele in dem Blute des Lammes. Der Herr aber, dem sie in Gebet und Andacht ohne Murren sich hingab, trocknete ihre Thränen, daß sie erfuhr: „Abendlang währt das Weinen, des Morgens die Freude."

Indessen hatte Elisabeth's Muhme, die Aebtissin Mathilde von Kitzingen am Main, durch ihre Schwiegermutter die Noth erfahren und ließ sie mit den Kindern nach Kitzingen holen, wo sie ihr eine würdige Wohnung anwies. Von da zog Elisabeth zu ihrem Oheim, dem Fürstbischofe Egbert von Bamberg, der ihr das Schloß Botenstein zu freier Verfügung gab. Auf den Gedanken einer Wiedervermählung — mit Kaiser Friedrich II. — ging sie, ihrem seligen Gemahle, seinen Kindern und ihrem Gelübde getreu, nicht ein. Sie lebte der Andacht. Unendliche Trauer und unendliche Freude bereiteten ihr die Gefährten ihres Gemahls, welche auf ihrer Rückfahrt von Jerusalem die Leiche desselben aus Otranto mit zurückbrachten. In der Abtei Reinhardsbrunn setzte sie, begleitet von den treuen Rittern, ihn bei, unter dem Zusammenströmen von Reichen und Armen, Vornehmen und Geringen, unter dem Wehklagen des Volkes.

Nun fehlte es nicht, daß die thüringischen Ritter den Landgrafen Heinrich zur Reue über seine Niederträchtigkeit brachten und der Verstoßenen zu ihrem Rechte verhalfen. Sie verzichtete auf Land und Leute, nur ihre Mitgift und das Leibgedinge ihres seligen Mannes sprach sie an. Der Landgraf, der einstweilen Vormünder über den rechtmäßigen Erben des Landes, den jungen Hermann, bleiben sollte, ging ihr, von seiner Mutter und seinem

Bruder begleitet, entgegen und bat sie um Gotteswillen um Verzeihung. Statt zu antworten, warf sich Elisabeth weinend in die Arme ihres Schwagers. Auch die tapfern Recken umher konnten sich der Zähren nicht enthalten.

So war Elisabeth (zu Anfang des Jahres 1229) mit ihren Kindern und ihrer Schwiegermutter wieder auf ihrer Wartburg in allen gebührenden Ehren, und von ihrem Schwager mit aller Aufmerksamkeit behandelt. Sie hatte volle Freiheit zu den Uebungen ihrer Andacht und ihrer Liebeswerke. Als Wittwe von den Pflichten des Hofes entbunden, mied sie die Gesellschaften und Vergnügungen desselben, von denen sie wohl wußte, wie sie nur zu oft vom sauren Schweiße der Unterthanen bestritten werden. Die Verächterin des Reichthums, die Liebhaberin der Armuth wurde natürlich wieder als Närrin von den Dienern des Mammon verachtet, selbst die alte Landgräfin Sophie wurde wieder gegen sie eingenommen. Sie aber duldete und wirkte in aller Freudigkeit, der innere Friede strahlte von dem schönen Antlitz der jungen Wittwe wieder.

Das Wort des Erlösers mißverstehend wie ihr verehrter Franz von Assisi — gab sie alle Besitzthümer hin und beschloß, sich von Thüre zu Thüre ihren Lebensunterhalt zu erbetteln. Nicht um der evangelischen Wahrheit willen, sondern weil ihr Geschlecht und ihre Schwäche ihr eine solche Lebensart untersagten, verwies ihr Beichtvater strenge den Gedanken. So ließ sie sich von ihrem Schwager die Stadt Marburg in Hessen sammt ihrem Gebiete und Einkommen zum Eigenthum abtreten, um dort sich ganz Gott und ihren Werken überlassen zu können, und zog sich, eigentlich wider Konrads Willen, aber von ihm

begleitet, von der Welt zurück. In Marburg ward ihr „zu viel" Ehre erwiesen; daher bewohnte sie eine arme, verlassene Hütte im kleinen Dorfe Wehrda an den reizenden Ufern der Lahn, um Niemand zur Last zu fallen. Vor Wetter und Sonne mußte sie sich unter eine Treppe verkriechen, mit Baumzweigen die Oeffnungen verstopfen; ihre Augen litten vom Rauche, ihr Körper hatte nicht Schutz vor Hitze und Kälte, sie kochte sich die kümmerlichste Nahrung, bis in Marburg ihr neben dem Franziskanerkloster ein hölzernes, mit Lehm verstrichenes Häuschen, nach ihrem Willen zur Wittwenwohnung erbaut war. Am liebsten wäre sie ganz in die strenge Ordensregel des Franziskus getreten, da aber Konrad es nicht zugab, so wollte sie wenigstens öffentlich die Gelübde der Keuschheit, des Gehorsams und der gänzlichen Armuth erneuern. Ihre Hände auf den nackten Altarstein der Minoritenkirche legend, schwur sie, ihren Willen, ihre Eltern, ihre Kinder, ihre Verwandten und Freunde, alle Freude und Pracht dieser Welt aufzugeben. Sie ließ sich ihre Haare abschneiden, legte das graue Kleid an, umgürtete sich mit dem Stricke der Franziskaner und ging fortan immer barfuß. Ihre zwei älteren Kinder wurden auf Schloß Kreuzburg erzogen, die zwei jüngeren Töchter in Frauenklöster gebracht. So war sie der Welt gestorben und die Welt ihr — in der Art ihrer Kirche, aber nicht im Sinne des Apostels Paulus, der die Pflichten des Lebens und Arbeitens neben und in die Pflicht des Betens und Sterbens stellte. Zwar hat der Herr gesprochen: „So Jemand zu mir kommt und hasset nicht Vater, Mutter, Weib, Kinder, Bruder, Schwestern, auch dazu sein eigen Leben,

der kann nicht mein Jünger sein," er hat aber dieses Wort in dem entsprechenden: „Wer Vater oder Mutter mehr liebet, denn mich, der ist mein nicht werth," deutlich genug dahin erklärt, daß es sich lediglich um eine Austilgung der blos natürlichen, selbstsüchtigen Zuneigung nach den Banden des Blutes, die von der ächten, geistig beherrschten und gottmenschlich verklärten Liebe abziehen, handelt. Wie konnte Der, welcher die Liebe selber war, welcher das Gebot der Liebe als erstes gab, und in den letzten Augenblicken die geliebte Mutter Maria dem geliebten Sohne Johannes zur Liebe empfahl, einer Elisabeth es zumuthen, ja nur erlauben, also ihre Kinder und alles Leben aus ihrem Herzen zu reißen; wie konnte Er ihr erlauben, die Pflichten des Weibes, der Mutter, der Fürstin wegzuwerfen, und statt das ihr darin verordnete Kreuz auf sich zu nehmen, lieber sich selbst ein Kreuz zu machen und darin mehr Gott zu versuchen, als Gott zu dienen!

Aber freilich, sie theilte den Mißverstand ihrer Kirche. Und kann sie in dieser Ueberspannung und Verkennung des Herrn-Wortes, in dieser selbsterwählten Geistlichkeit und Werkheiligkeit uns kein Vorbild sein, so wird kein ernstes Gemüth, keine Gott verwandte Seele die Fülle der Anregung an sich vorübergehen lassen, welche in dieser selbstlosen Hingabe an das Unglück, an die Armuth, an alles, was nur von der Liebe gepflegt werden kann, in der „lieben, heiligen Elisabeth" liegt. Wer dem Evangelium hold ist, wer den Herrn Christum liebt, muß in dem Leben dieser „Heiligen" Antriebe zum Erwachen aus der Selbstsucht des Putzes, des Geldes, des Fleisches empfangen.

Unterdessen hörte ihr Vater, König Andreas, von der

Lage der armen Armenpflegerin, und ließ sie zur Heimkehr nach Ungarn einladen. Sie schlug es aus und blieb bei ihrem Rocken sitzen. Als der Landgraf ihr Heirathsgut ihr anheimstellte, theilte sie es völlig unter die Armen aus gegen Konrads Wissen und Willen. So eilte sie ihrem Ende entgegen. Ihre letzten Tage verkehrte sie ganz allein mit Gott. Sie beichtete, erklärte als ihren letzten Willen, in der Kirche ihres Hospitals ohne Gepränge begraben zu werden, nahm die Sterbesakramente, sprach zu ihrer Umgebung .von der Auferweckung des Lazarus und dem Besuch des Heilandes bei Maria und Martha, daß den Zuhörenden die Thränen überströmten, dann lag sie die Nacht über in einer Art stiller Verklärung, in ihrer Seele Lieder ohne Worte singend, bis sie beim ersten Hahnenschrei den Bräutigam kommen fühlte, der die Braut zur Hochzeit holte. „Stille, stille!" sagte sie endlich leise, und neigte ihr Haupt zum letzten Schlummer. Es war in der ersten Morgenfrühe des 19. Novembers 1231; Elisabeth hatte eben ihr vierundzwanzigstes Jahr vollendet.

Nun umrankte die fromme Sage ihr Leben und Leiden, ihren Tod und ihren Sarg mit Wundern über Wunder, daß der Papst Gregor IX. sie heilig sprechen mußte. In Marburg wurde ihr zu Ehren die herrliche Elisabethenkirche an den Ufern der Lahn, am Fuße des Schloßberges, vom Landgrafen Konrad im Jahre 1235 gegründet. Im Mai des Jahres 1236 wurde unter allgemeinem Zusammenströmen des Volkes der Leichnam aus seiner Gruft erhoben und in die kaum begonnene Kirche nach Marburg versetzt. Kaiser Friedrich III. setzte eine goldene Krone auf das besonders aufbewahrte Haupt der „heiligen"

Königstochter. Zwanzig Jahre baute man noch an den Grundmauern, achtundzwanzig am Hauptbau der Elisabethenkirche: bis zum Jahre 1383, fast hundert und fünfzig Jahre dauerte der ganze Bau bis zu den Spitzen der Thürme. Mit den zwei herrlichen vordern Spitzthürmen und den drei gleichhohen gewölbten Schiffen von seltenem Ebenmaße ist die Kirche ein vollendetes Denkmal der deutschen Baukunst, ein prachtvolles Gegenbild zu dem Gemüthe der Elisabeth: demüthig und kühn, anmuthig und streng, lockend und ehrfurchtgebietend, jungfräulich rein und voll Einfalt, wie eine eben sich öffnende Knospe. Alle jene unnatürlichen Auswüchse, die wir am Leben der Elisabeth bedauern, und welche die gothische Kunst bald sehr liebte, hat hier die Kunst mit keuscher Hand abgewehrt.

Katharina Luther, geb. v. Bora.

geb. 1499. † 1552.

Zu Stein-Lausig, jetzt Mildenstein, einem kleinen Rittergute und Dorfe bei Bitterfeld in Meißen saß das angesehene Geschlecht derer von Bora. Ein Löwe mit erhobener Tatze in goldenem Felde und ein Pfauenschweif über dem Golde war sein Wappen. Katharina war die Tochter des Hans von Mergenthal auf deutschen Bora und der Anna, einer geborenen Haugwitz. Katharinens Bruder, Johann, war eine zeitlang Probst des Leipziger Jungfrauenklosters und trat vielleicht später in kurfürstliche Dienste. Ein anderer Bruder kam als Edelmann in Schlesien einmal zu seinem Schwager nach Wittenberg, um sich gegen Irrlehrer Bescheid zu holen. Auf einer silbernen und vergoldeten Denkmünze, die Luther nach damals allgemeiner Sitte seiner Ehegattin zum Halsschmuck schenkte, sah man die eherne Schlange und die verwundeten Israeliten mit der lateinischen Beischrift: „Die erhöhte Schlange ein Vorbild des gekreuzigten Christus," außen umher standen die Worte: „Dr. Martin Luther gab dieses Sinnbild seiner Katharina zum Geschenke." Auf der andern Seite ist Christus am Kreuz mit viel Volk, darunter die Beischrift: „Christus ist für unsere Sünden gestorben."

Um den äußern Rand stand: „Sie wurde geboren im Jahr 1499 den 29. Januar.“

Die Jahre ihrer Kindheit liegen im Dunkel; wir finden sie — wohl als arme Waise nach der Sitte der Zeit frühe in's damals berühmte adelige Cisterzienserkloster Gottes- oder Marienthron zu Nimtschen bei Grimma gethan. Sie erfüllte ihre Ordenspflichten mit allem Eifer und hatte, wie sie nachher selber sagte, hitzig, emsig und oft gebetet. Seit aber Luther (1516) im Namen des Dr. Staupitz das nahegelegene Augustinerkloster in Grimma untersucht und als die Kirchenverbesserung in Grimma selbst schon 1520 Eingang gefunden hatte, mußte wohl auch durch die Klostergitter zu Nimtschen Manches hindurchdringen, das die Nonnen ihren Stand und Beruf in einem andern Lichte erblicken ließ. Neun derselben baten um der Seelen Seligkeit halben ihre Eltern oder Verwandten demüthigst, sie zu befreien; „gern wollten sie dabei thun und leiden, was fromme Kinder sollten.“ Aber die Bitten blieben unerhört und so wandten sie sich wahrscheinlich unmittelbar an Luther. Dieser begünstigte ihr Vorhaben und wählte in der Stille einen Freund, den rüstigen Bürger und ehemaligen Rathsherrn Leonhard Koppe von Torgau, der in dem Kloster bekannt war, zum Befreier der Jungfrauen. In einem umfangreichen Schreiben suchte er Koppe'n über den ertheilten Auftrag zu beruhigen und diese That vor der Welt zu rechtfertigen. Es hieß darin: Man wird euch einen Räuber schelten, ja freilich, ein seliger Räuber seid ihr, gleichwie Christus ein Räuber war, als er durch seinen Tod dem Fürsten der Welt seinen Harnisch nahm und führet ihn gefangen. Also werdet ihr

auch diese armen Seelen aus dem Gefängniß menschlicher Tyrannei führen eben um die rechte Zeit auf die Ostern, da Christus auch der Seinen Gefängniß sprengte." Am heiligen Abende vor Ostern (4. April 1523) in der Nacht geschah der Ausgang aus dem Kloster „mit ausnehmender List und Klugheit." Koppe soll sie auf bedecktem Wagen, als wenn er leere Häringstonnen führe, durch das Gebiet des feindlichen Herzog Georg, über Torgau glücklich nach Wittenberg gebracht haben, wo sie in dürftigsten Umständen am dritten Osterfeiertag ankamen.

Sofort schrieb Luther an den Hofprediger Spalatin den Sonnabend nach Ostern: „Es sind diese abgefallenen Nonnen zu mir kommen, ein armselig Völklein, so aber ehrbare Torgauische Bürger mit sich gebracht haben, nämlich: Leonhard Koppe und sein Vetter und Wolfgang Tomizsch, daß man da nichts unrechts argwohnen kann. Es jammert mich ihrer sehr, sonderlich aber auch der andern, die allenthalben in so großer Menge in der verfluchten und unzüchtigen Keuschheit verloren gehen. Das an sich so gar schwache und zum Mann von Natur, ja von Gott gefügte Geschlecht muß mit solcher Grausamkeit einsam verderben. O der Tyrannen und grausamen Eltern und Verwandten in Deutschland! Wer kann aber euch, Papst und Bischöfen, genug fluchen! Wer kann eure Blindheit und Unsinnigkeit, die dergleichen lehret und fordert, genug verabscheuen! Es ist aber hier der Ort nicht, davon zu handeln. Ihr fraget, was ich mit ihnen mache? Erst will ich an ihre Verwandten schreiben, daß sie sie aufnehmen. Wo nicht, will ich sehen, sie sonst unterzubringen. Denn es ist mir von einigen versprochen worden. Etliche will

ich auch verheirathen, wenn ich kann. Sie heißen aber: 1) Magdalena von Staupitz; 2) Elsa von Caniz; 3) Ave (Eva) Großin; Ave von Schönfeld und 5) ihre Schwester Margaris (Margarethe); 6) Laneta von Golis (oder Golz); 7) Margarethe von Zeschau; 8) ihre Schwester Veronica, und 9) Katharina von Bora.

Schon am Donnerstag nach Misericordias schreibt er wieder an Freunde: „vergeßt auch meiner Kollekte nicht und ermahnt den Fürsten, meinetwegen zu steuern. O ich will's fein heimlich halten und Niemanden sagen, daß er etwas für die abgefallenen Jungfrauen gegeben, die wider Gottes Willen geweihet und nun errettet sind."

Bei den Verwandten der Klosterjungfrauen scheint Luthers Fürsprache vergeblich gewesen zu sein, dafür half der Kurfürst Friedrich im Stillen und die Bürger von Wittenberg nahmen sie gerne in ihre Häuser auf. Auf solche Weise wurde M. Philipp Reichenbach, nachheriger Stadtrichter und 1530 Bürgermeister, auch kurfürstlich sächsischer und herzoglich Sachsen Lauenburgischer Rath, der Pflegevater der Katharina von Bora. In diesem hochachtbaren Hause erwarb sie sich die zwei Jahre lang das Zeugniß, „daß sie sich stille und wohl verhalten."

Melanchthon und Karlstadt hatten sich schon 1520 verheirathet und seitdem selbst die Ehen der Klostergeistlichkeit in Schutz genommen. „Unsere Wittenberger wollen sogar den Mönchen Weiber geben!" schrieb Luther am 6. August 1521 an Spalatin; „aber mir sollen sie keine Frau aufdringen." Zwar schon am 21. November schrieb er seinem Vater Hans Luther seine veränderte Meinung über das Klostergelübde der Keuschheit und für die Ehe der Ordens-

geistlichen. Er selbst aber dachte noch an keine Ehe. Als er am 9. Oktober 1524 sein Ordenskleid mit dem Chorrocke vertauscht hatte, wozu ihm, weil er zu arm war, von seinem Landesherrn ein Stück feines braunes Tuch geschenkt wurde, schrieb er an Spalatin: „Bei der Gesinnung, die ich bisher gehabt und noch habe, wird es nicht geschehen, daß ich eine Frau nehme; nicht als wenn ich mein Fleisch und Geschlecht nicht fühlte, da ich weder Holz noch Stein bin; sondern mein Gemüth ist dem Heirathen abgeneigt."

Viele seiner Freunde nämlich wünschten, daß er sich verheirathen möge und drangen in ihn. Theils fürchteten sie für seine Gesundheit und glaubten, daß er einer häuslichen Pflegerin unumgänglich bedürfe; theils hatten sie Gründe dafür, welche das kirchliche Werk Luthers selbst betrafen. Er hatte zwar die Löslichkeit der Klostergelübde verkündet und die Priesterehe gebilligt, so lange er aber Anstand nahm, das selbst zu thun, was er andern empfahl, gewann es in den Augen derjenigen, die oberflächlich urtheilen, das Ansehen, als ob er für seine Person dennoch zögere, mit Rom entscheidend zu brechen; als gestehe er dennoch innerlich dem Papste das Recht zu, dem geistlichen Stande die Ehe verbieten zu dürfen. Luther konnte zwar das Gewicht dieser Gründe nicht bestreiten, aber mitten in den ernstesten Arbeiten, die seine ganze Zeit und Kraft in Anspruch nahmen, war es ihm dennoch unmöglich, solchen Vorstellungen Gehör zu geben.

Dabei hörte er nicht auf, das eheliche Leben in seiner hohen Bedeutung dem Volke darzustellen. „Das Weib," so schreibt er einmal, „denke also: mein Mann ist ein Bild

des rechten hohen Hauptes Christi, um dessen willen ich ihn ehren und thun soll, was ihm gefällig ist. Desselben gleichen soll wiederum der Mann sein Weib von Herzen lieben, um der hohen Liebe willen, so er hier an Christo siehet, der sich selbst für uns gegeben hat. — Das wäre dann nicht mehr eine weltliche und menschliche oder blos vernünftige, sondern eine christliche, göttliche Ehe, davon die Heiden nichts wissen, denn sie sehen nicht den hohen Schmuck und Ehre der Hochzeit, daß es ein Bild ist der hohen geistlichen Hochzeit Christi. — Wir wollen auch weiter drein sehen und beweisen, daß der Ehestand sei der allergeistlichste Stand, und daß man fälschlich und mit Unrecht etliche Stände hat geistliche Orden und die Ehe weltlichen Stand genennet: sondern es sollte umgekehrt sein, daß der Ehestand der rechte geistliche Stand heiße, wie er auch ist; und die Orden sollte man die rechten weltlichen Stände heißen, wie sie denn auch sind."

Bei so hohen Begriffen von der Ehe konnte Luther seiner eigenen Verheirathung nicht grundsätzlich entgegen sein, und als den Ermahnungen seiner Freunde sich die Stimme seines Landesherrn beigesellte, der ihn aufforderte, das durch die That zu bestätigen, was er durch seine Lehre anpreise; als endlich der eigene greise Vater es als eine Pflicht des kindlichen Gehorsams forderte, daß der Sohn ihm auch noch die Freude mache, nach der sein Herz im Alter sich sehne, reifte allmählig der Entschluß, den seither verzögerten Schritt zu thun. Er hatte sich bereits dahin erklärt, daß „dem Ehestand zu Ehren, wenn er je unversehens sterben sollte, oder auf dem Todtenbette wäre gelegen, so wollte er sich haben ein frommes Mägdlein ehelich

vertrauen, und derselbigen wollte er darauf zween silberne Becher zum Mahlschatz und Morgengabe gegeben haben." Endlich schrieb er in einem launigen Briefe an Spalatin vom 16. April 1525: „Sehet zu, daß ich, der ich an keine Ehe gedenke, Euch, die Ihr schon Bräutigam seid, nicht einmal zuvorkomme, wie Gott zu wirken pflegt, was man am wenigsten hofft." Sein Entschluß reifte in der Stille, und je mehr die Widersacher gegen die Ehe stritten, desto eher schrieb er an seinen Schwager Dr. Rühl am 4. Mai: „Kann ich's schicken, dem Teufel zum Trotz will ich meine Käthe noch zur Ehe nehmen, ehe denn ich sterbe, wo ich höre, daß sie fortfahren. Ich hoffe, sie sollen mir doch nicht meinen Muth und Freude nehmen."

Sein Auge war anfänglich keineswegs auf Katharina gefallen. Eher hätte er die mit Katharina entflohene und nachher an einen Arzt verheirathete Eva von Schönfeld genommen; „die Käthe," sagt er, „hatte ich dazumal nicht lieb, denn ich hielt sie verdächtig, als wäre sie stolz und hoffärtig." Der reiche junge Nürnberger Patrizier Hieronymus Baumgärtner, der damals in Wittenberg lebte und später ein sehr angesehener Mann ward, hatte eine Neigung zu ihr gefaßt, und die Neigung wurde erwiedert. Aber es kam zu keiner Entscheidung. Als nun ein anderer Freier kam, schrieb Luther an Baumgärtner bei Gelegenheit (am 12. Oktober 1524): „Wenn du übrigens deine Katharina noch haben willst, so thue dazu, ehe sie einem andern gegeben wird, der zu Handen ist. Sie hat die Liebe zu dir noch nicht überwinden können. Ich würde sie mit beiden gleich gern verbunden sehen." Es bewarb sich nämlich Dr. Caspar Glatz, Pfarrer zu Orlamünde,

um sie. Allein zu diesem hatte Katharina keine Neigung, und Baumgärtner, dem Katharina „um seiner vorzüglichen Eigenschaften willen" eine „ehrerbietige Liebe" stets bewahrte, trat zurück. Indem sie den Nikolaus von Amsdorf um Hintertreibung der Heirath mit Glatz bat, soll sie ihm unbefangen gestanden haben, daß sie es nicht ausschlagen würde, wenn er oder Luther sie zur Ehe nähme. Ob Luther hievon wußte oder nicht — er erwählte sich dieselbe mit raschem Entschlusse in der Stille. Die Wenigen, die es erfuhren und alle seine besten Freunde schrieen: „Nicht diese, sondern eine andere!" Sie fürchteten für die Reformation, da beim Volke die alte Meinung galt, daß durch die Verbindung eines Mönchs und einer Nonne der Antichrist geboren werden würde. Aber gerade dieß konnte den gewesenen Mönch nur um so mehr bestimmen, die gewesene Nonne zu heirathen, um durch sein Beispiel den Klosterzwang vollends zu vernichten. Der Bauernsohn und das Ritterfräulein vermählt — das war auch eine Vernichtung der starren mittelalterlichen Standes-Unterschiede.

Also nahm er kühnlich Katharina, die Jungfrau von edlem Geschlecht und edlem Herzen. Sie hatte keine Aussteuer, konnte auch nicht auf vollendete Schönheit Ansprüche machen, obwohl sie Erasmus „wunderschön" nennt. Eine Menge von Bildern, namentlich von Lukas Kranachs Hand, aus ihren verschiedenen Lebensaltern, zeigt sie uns von mittlerer Größe, länglich rundem Gesicht, hellem, feurigem Auge, freier, heiterer Stirne, einer etwas stumpfen Nase, ein wenig aufgeworfenen Lippen und etwas hervorstehenden Wangenknochen. Im Brautstaate

hatte sie das Haar nach italienischer Weise gescheitelt, mit einem Netz am Hinterkopfe, ein Kleid mit langen, engen Aermeln, darüber ein vorn zusammengeschnürtes Wämmschen mit Stehkragen, Mieder mit Stickerei und Vorhemdchen mit hohem Kragen. An der rechten Hand trägt sie einen Handschuh, am Gold- und Zeigefinger der linken Hand einen Ring. — Sie hatte keine höhere oder gar gelehrte Bildung, sie hatte überhaupt nichts Außerordentliches, aber sie war verständig, gelehrig und voll Einfalt, im Hauswesen wohl erfahren und mit der Nadel sehr geschickt. Von ihrer Kunst zeugt ein violettatlassenes Meßgewand in der Sakristei der Domkirche zu Merseburg, das sie für ihren Mann stickte, als er am 2. August 1545 den Fürsten Georg von Anhalt zum Coadjutor des Hochstiftes feierlich einweihte. Zu Wittenberg bewahrte man von ihr ein sauber in Seide gesticktes Bildniß Luthers, und im Lutherzimmer daselbst, wo sie einst waltete, zeigt man noch andere Arbeiten von ihrer kunstreichen Hand.

Ohne es auch nur seinen nächsten Freunden zu sagen, „um böser Mäuler willen, daß es nicht verhindert würde," begab Luther sich am 13. Juni 1525, Dienstag nach Trinitatis, um kein Aufsehen zu erregen, allein mit Johann Bugenhagen, Pfarrer an der Stadtkirche, Maler Lukas (Kranach) und dem Rechtsgelehrten Apel in des Stadtschreibers M. Reichenbachs Haus auf der Bürgermeistergasse und warb um dessen Pflegetochter Katharina. Sie war wie die Uebrigen überrascht, und wußte nicht, ob sie es für Ernst nehmen solle; als sie aber den Ernst sah, willigte sie gern in das Begehren. Bald darauf erschien der Probst Dr. Justus Jonas nebst Kranachs Gattin, und

so wurden Abends fünf Uhr im Beisein der vier Zeugen Luther und Katharina, er 42, sie 27 Jahre alt, von Bugenhagen getraut. Vor der Trauung sprach Luther folgendes Gebet: „Lieber himmlischer Vater! Dieweil du mich in deines Namens und Amtes Ehre gesetzt hast, und mich auch willst Vater genannt und geehrt haben, verleihe mir Gnad' und segne mich, daß ich mein liebes Weib, Kind und Gesinde göttlich und christlich regiere und ernähre. Gieb mir Weisheit und Kraft, sie wohl zu regieren und zu erziehen, gieb auch ihnen ein gutes Herz und Willen, deiner Lehre zu folgen und gehorsam zu sein! Amen." — Den sämmtlichen Zeugen ließ Reichenbach eine Abendmahlzeit bereiten. Der berühmte Künstler und Freund Luthers, Albrecht Dürer in Nürnberg, der von Haus aus ein Goldschmied war, lieferte später auf des berühmten Nürnbergers Willibald Pirkheimers Verlangen und Kosten zwei goldene Trauringe; der eine war ein Doppelring, dessen hoher, eckiger und kegelförmiger Kasten einen Diamant und Rubin als Sinnbilder der Treue und Liebe umschloß; auf den beiden inneren Seiten des Kastens, die im Zusammenlegen auf einander paßten, stand M. L. D. und C. V. B.; innen im Reife stand: „Was Gott zusammen figet, sol kein Mensch scheiden," mit lateinischer Schrift. Dieser Ring befindet sich noch jetzt in der Bibliothek zu Wolfenbüttel. Der andere Ring hat oben in dem kegelförmigen Kasten einen ansehnlichen Rubin und bestand aus einem Haupt- und zwei Nebenreifen, die ringsum mit Vorstellungen aus der Leidensgeschichte Jesu, namentlich mit einem fein gearbeiteten Bilde des Gekreuzigten, in durchbrochener und erhabener Arbeit verziert

sind. Inwendig im Hauptreife stand: D. Martinus Lutherus und Catharina v. Bora, innerhalb des einen Nebenreifes: 13. Juni 1525.

Luther hatte den Schritt mit reiflicher, aber nicht ängstlicher Ueberlegung gethan. „Da ich meine Käthe wollte nehmen, da bat ich unsern Herrn Gott mit Ernst," schreibt er. Doch ward er zuweilen traurig und niedergeschlagen, daß ihm der Schritt in den Augen vieler an seiner Ehre Nachtheil brachte und von Melanchthon auch schmerzlich verübelt wurde. „Da dieser aber einsah, daß Luther durch solche Gedanken betrübt wurde, so mäßigte er nicht nur seinen eigenen Schmerz, sondern richtete auch jenen durch Trostgründe auf, und erleichterte seine Traurigkeit und üble Laune durch seine heiteren Unterhaltungen und führte ihn zu der früheren Lebendigkeit zurück." Katharina dazu hielt sich bescheidentlich und erheiterte ihn also, daß sie sein an Spalatin den 16. Juni 1525 geschriebenes Wort bewährte: „Ich habe mich durch diese Heirath so geringschätzig verächtlich gemacht, daß ich hoffe, es sollen die Engel lachen und alle Teufel weinen." Mit Katharina war es ihm, wie er Gott lobsagend sich ausdrückte, wohl gerathen. „Denn ich habe ein fromm getreu Weib, auf welche sich des Mannes Herz verlassen darf, wie Salomo sprach (Sprichw. 31, 11.), sie verdirbt mir's nicht."

Ihre Treue konnte sie alsbald bewähren, da die ergrimmten Feinde das festgeschlungene Band wieder zu lösen und Katharina in's Kloster zurückzuführen trachteten. Zwei junge Leipziger Doktoren gaben Lobreden auf das Klosterleben in lateinischer und deutscher Sprache heraus und sandten sie in Luthers Haus, um die Frau irre

zu machen. Aber Katharina würdigte sie kaum der Aufmerksamkeit, und ihre Diener schickten sie in Abwesenheit Luthers, arg beschmutzt, durch die Boten zurück, nebst einem viereckigen Täfelchen, worauf die Buchstaben ASINI (Esel) so vertheilt waren, daß man es, von der Mitte angefangen, gegen vierzigmal lesen konnte. Erst nachher antwortete Luther den „Leipziger Eseln auf die albernen Schmähungen, womit sie seine Käthe verunglimpft.“

Als hernach Lukas Kranach, der berühmte Maler und Bürgermeister von Wittenberg, Luther's Hausfrau abconterfeit hatte und ihm das Gemälde brachte, sah Luther es mit herzlicher Freude an und sagte mit Lachen: „Nun will ich auch einen Mann dazu malen lassen und solche zwei Bilder auf's Concilium schicken und die versammelten heiligen Väter fragen, ob sie lieber haben wollen den Ehestand, oder das ehelos Leben derer, die geistlich sind. — O wie wäre doch ohne diese liebliche Ordnung Gottes die Welt längst gar öde und wüste, und alles umsonst geschaffen gewesen!“ —

Die Ehe war und blieb glücklich. Beide wußten, was sie an einander hatten. Um in ihrer Nähe zu sein, arbeitete Luther anfangs häufig an ihrer Seite oder hatte er sie auf seinem Studirzimmer bei sich. Vom Gange der Reformation theilte er ihr fleißig mit, was sie anziehen konnte, mündlich, oder wenn er verreist war, schriftlich. Nicht selten las er ihr etwas vor, zuweilen auch Schriften seiner Gegner. Sie wiederum mahnte ihn an dringende Arbeiten, vorzüglich an Antworten auf Briefe. Solche Theilnahme erwiederte er mit gleicher Betheiligung an ihren Angelegenheiten, schenkte ihr freundlich Gehör und

besorgte laut seinen Briefen ihr manche Aufträge auf Reisen. Bei wichtigen Arbeiten schloß er sich dagegen ab, wie damals, wo er drei Tage sich nicht gezeigt und sie durch den Schlosser das Studirzimmer aufsperren ließ, nachdem sie mit Thränen an allen Thüren geklopft hatte. Er saß über der Auslegung des 22sten Psalms, und als sie ihm über die ihr verursachte Angst einige Vorwürfe machte, rief er, unwillig über die Störung, auf das Bibelbuch deutend, ihr zu: „Meinst du denn, es sei etwas Schlechtes, was ich vorhabe? Weißt du nicht, daß ich wirken muß, so lange es Tag ist?" — Bei seinen geselligen Vergnügungen Spaziergängen und Erlustigungen auf dem Lande war sie wo möglich immer seine Gefährtin. Während sie im Garten arbeitete, spielte er mit den Kindern oder zeigte seinen Freunden die schönen, von ihr gezogenen Früchte.

Die Geburt von sechs Kindern betrachtete Luther als einen großen Segen des Herrn. Er war ein überaus zärtlicher Vater, und die vielen Aeußerungen seines weichen, liebevollen Herzens machen ihn besonders achtungswürdig. Bei dem hohen Begriffe aber, den er von der Bestimmung des Menschen hatte, konnte es nicht fehlen, daß er streng in der Erziehung war und der Entwicklung übler Anlagen mit Nachdruck entgegen wirkte. War Katharina in Bezug auf den Zweck der Erziehung mit ihm vollkommen einverstanden, so suchte sie denn doch, von Muttergefühlen bewegt, sein Verfahren zuweilen zu mildern. Dabei blieb sie aber gegen Fehler nicht blind, und die guten Früchte der Erziehung haben bewiesen, daß die Eltern den rechten Weg nicht verfehlten.

Der Erstgeborene, Johannes, erblickte am 7. Juni 1526 das Licht der Welt, und Luther gedenkt in seinen Briefen dieses Kindes oft mit väterlichem Entzücken. Auch der Knabe, von dem die Freunde des Hauses mit Vorliebe sprechen, blieb nie ohne einen Brief, wenn der Vater entfernt war. Bekannt ist das unvergleichliche Brieflein von Coburg aus dem Jahre 1530 „an sein liebes Söhnlein Hänschen Luther, darin er das Kind zu Gottesfurcht, Gebet und Studiren locket." Da Johannes aber einst ungehorsam gewesen war, ließ ihn der Vater drei Tage nicht vor sich kommen, denn „er wollte lieber einen todten, denn einen ungezogenen Sohn haben." Die Mutter, Dr. Jonas und Dr. Teutleben mußten Fürbitten einlegen, ehe er dem um Vergebung flehenden Knaben verzieh. Hans bezog 1542 das Gymnasium zu Torgau und wohnte bei Magister Marcus Cordel. Als er beim Tode seiner Schwester Magdalena heimgeholt worden war, hat er durch die mütterlichen Worte beim Abschied, „er solle heimkehren, wenn es ihm übel ginge," ein weich Herz bekommen und dieses Heimweh mußte der Vater ihm in einem besondern Brief nehmen unter Berufung auf die Mutter, welche habe von Krankheit gemeint, daß er solche gleich heimschreiben solle, damit man ihn holen könne. „Sonst will sie, daß du diese Trauer lassest, fröhlich und ruhig studirest." (27. Dezember 1542.) Johannes studirte zu Wittenberg und Königsberg die Rechte, ward kursächsischer Kanzleirath, trat aber später in die Dienste Herzog Albrechts von Preußen über und starb am 28. Oktober 1575 zu Königsberg.

Elisabeth, am 10. Dezember 1527 geboren, zu einer

Zeit, da das Haus zu einem Spital geworden und Luther in großer Sorge für seine Käthe war, starb bereits am 3. August 1528. Es war der erste, tief empfundene Schlag, der das Elternherz traf. „Elisabeth hat mir fast ein weibisch Trauern hinterlassen," schreibt er, „doch — sie ist von uns zu Christo durch den Tod in's Leben gereiset," beruhigt er sich und seine Käthe.

Magdalena, am 4. Mai 1529 geboren, hatte das vierzehnte Jahr erreicht, als sie den Eltern, deren Augapfel sie wegen ihres willigen Gehorsams war, am 20. Oktober 1542 durch den Tod entrissen wurde. Es war ein großer Schmerz, aber Luther überwand ihn, wie es einem Christen ziemt, und als das Kind beerdigt war, sagte er: „Meine Tochter ist nun beschickt, beide an Seel und Leib; wir Christen haben nichts zu klagen, wir wissen, daß es so sein muß." Die am Krankenbette der Tochter klagende Mutter tröstete er mit den Worten: „Liebe Käthe, bedenke doch, wo sie hinkommt, sie kommt wohl." Aber sie wollte sich nicht trösten lassen. Endlich fand sie Beruhigung in einem Traum. In der Nacht vor Magdalenens Tode glaubte sie zwei schön geschmückte Jünglinge zu sehen, die ihre Tochter zur Hochzeit führten. Melanchthon sagte: das waren Engel, welche sie zur himmlischen Hochzeit geleiten würden.

Martin, am 7. November 1531 geboren, erbte die ganze Zärtlichkeit, die er mit seiner Schwester Magdalena getheilt hatte, und Luther selbst gestand die elterliche Schwäche für die jüngsten Kinder ein. Er studirte nach des Vaters Wunsche Theologie, trat wegen Kränklichkeit in das Privatleben zurück, heirathete 1560 Anna, die

Tochter des Bürgermeisters Heilinger zu Wittenberg, und starb kinderlos am 3. März 1565.

Paulus, am 28. Januar 1533 glücklich geboren, obgleich Katharina vorher viel an Fieber und Schlaflosigkeit gelitten, entwickelte die bedeutendsten Anlagen und folgte eigener Neigung, wie des Vaters Wunsch, indem er Medizin studirte; er hat sich bereits im Alter von 20 Jahren mit Anna, der Tochter des sächsischen Vicekanzlers Veit von Warbeck, verheirathet, da er Leibarzt Herzog Johann Friedrichs II. von Gotha ward. 1568 trat er in den Dienst Joachims II. von Brandenburg über, der ihn zum Rath ernannte; von 1571 an aber diente er dem Kurfürsten August und dessen Nachfolger Christian I. zu Dresden. Von Ersterem sehr geschätzt wurde er Pathe der fürstlichen Kinder; die später eintretenden calvinischen Streitigkeiten veranlaßten ihn 1590 in das Privatleben zurückzukehren. Er starb am 8. März 1593, und sein Stamm erlosch im Jahre 1759.

Margarethe, der letzte Sprößling dieser Ehe, kam 1534, nachdem die Mutter vom Wechselfieber viel erlitten hatte und durch häufige Feuersbrünste schwer geängstet worden war, dennoch wider alle Erwartung glücklich zur Welt, vermählte sich am 5. August 1555 mit Georg von Kurheim, herzogl. preußischem Landrathe und Erbherrn auf Knauten. Von neun Kindern aus dieser glücklichen Ehe blieben nur drei am Leben.

Katharina wuchs an Luther's Seite unter solchen Erfahrungen in's Wort Gottes hinein. Er gab ihr oft Bibelstellen zum Auswendiglernen auf. Auch lernte sie den „Kattegissima," wie sie ihn nannte, und er wurde ihr

so werth daß sie ihn auch gern ihren Freundinnen zum Geschenk machte. Am 28. Oktober 1535 schreibt Luther an J. Jonas: „Die Käthe hat die Bibel zu lesen angefangen, ich habe ihr 50 Gülden versprochen, wenn sie vor Ostern (1536) fertig wird. Ist großer Ernst da. Schon ist sie am fünften Buch Mosis.“ Einmal muß er mit seiner Ermahnung ihr lästig gefallen sein; sie sprach: daß sie es genug hörete und täglich viel lese und könnte auch viel davon reden.“ „Wollte Gott, fügte Luther bei, „sie thäte auch darnach!“ — Wie Katharina unter den fleißigsten Zuhörerinnen ihres Herrn Doktors war, zeigt ein liebliches Gemälde von Kranach in der Wittenberger Schloßkirche, auf welchem Katharina mitten unter den übrigen Frauen zu Füßen des gewaltigen Predigers sitzt.

Einst fragte er sie, ob sie auch glaube, daß sie heilig wäre? Da verwunderte sie sich und sprach: „Wie kann ich heilig sein? Bin ich doch eine große Sünderin.“ Darauf sagte Dr. Martin: „Sehet nur an den päpstlichen Greuel, wie er die Herzen verwundet, Mark und alles Inwendiges eingenommen und besessen hat, also daß sie nicht mehr sehen können, denn nur die äußerliche und persönliche Frommkeit und Heiligkeit, so ein Mensch für sich selber thut.“

In den Mühen des alltäglichen Lebens ging ihr der Sinn für ewige Wahrheit, die Liebe zum Worte Gottes niemals unter, und die Liebe zu ihrem Eheherrn machte es ihr leicht, ihr verborgenstes christliches Leben ihm aufzuschließen und selbst ihre Zweifel nicht zu verbergen, sondern von ihm überwinden zu lassen. Als einst Luther geäußert hatte: „Lieber Herr Gott, wie mag sich ein Herz-

pochen erhoben haben, da Abraham seinen einigen und allerliebsten Sohn Isaak hat sollen tödten; wie wird ihm der Gang zum Berge Moria so sauer sein angekommen; er wird der Sarah nichts davon gesagt haben!" da erwiederte Käthe: „Ich kann's in meinen Kopf nicht bringen, daß Gott so grausam Ding von uns begehren sollte, sein Kind selbst zu erwürgen." Luther aber erklärte: „Liebe Käthe, kannst du denn das glauben, daß Gott seinen eingebornen Sohn, unsern Herrn und Heiland, Jesum Christum, hat wollen für uns sterben lassen, da er doch nichts Lieberes im Himmel und auf Erden hat gehabt, denn diesen geliebten Sohn; noch läßt Er Ihn für uns kreuzigen und den schmählichen Tod des Kreuzes leiden. Sollte allhier die menschliche Vernunft nicht urtheilen und sagen, daß sich Gott viel väterlicher, holdseliger und freundlicher erzeiget hätte gegen Kaipha, Pilato, Herode und Andern, denn gegen seinen eingebornen, geliebten Sohne, dem Herrn Christo Jesu? Abraham hat müssen glauben, daß eine Auferstehung von den Todten sein würde, als er seinen lieben Sohn Isaak opfern sollte, von dem er doch die Verheißung hatte, daß durch ihn der Messias der Welt sollte geboren werden, wie die Epistel zu den Hebräern zeuget!"

Mit ihrem frommen Sinne, mit ihrem lebhaften Wesen und aufgeweckten Geiste, mit ihrer rüstigen Häuslichkeit war sie nun ganz die Gattin nach Luthers Herzen, wie eine Menge seiner Aeußerungen beweist. Am 11. August 1526 z. B. schreibt er an seinen Freund Stiefel: „Es grüßt Euch Käthe, meine Rippe. Sie befindet sich mit Gottes Hülfe sehr wohl und ist mir willfährig und in

allem gehorsam und gefällig, mehr als ich hätte hoffen können (Gott sei Dank!), daß ich meine Armuth nicht mit Krösus Reichthum vertauschen möchte!" Als er die Erklärung der Epistel an die Galater ausarbeitete, rief er aus: „Sie ist meine Epistel, mit der ich mich verlobt habe; sie ist meine Käthe von Bore!" und am 31. August 1538 an einen Freund: „Wenn ich ein junger Mann wäre, so wollte ich doch, wenn mir gleich eine Königin nach meiner Käthe angeboten würde, lieber sterben als zum zweiten Male mich verehelichen. Ich kann keine gehorsamere Frau bekommen, ich müßte mir denn eine aus Stein hauen lassen." In seinen Tischreden sagte er: „Das ist überflüssig Ursache genug, sie lieb und werth zu haben, daß sie Glauben und sich ehrlich hält, wie einem frommen, züchtigen Weibe gebühret; welches alles, da es ein Mann ansähe und bedächte, so würde er leichtlich überwinden, was sich möchte zutragen und triumphiren wider Zank und Uneinigkeit, so der Satan pflegt zwischen Eheleuten anzurichten." — „Ich achte sie theurer, denn das Königreich Frankreich und der Venediger Herrschaft; denn mir ist ein fromm Weib von Gott geschenket und gegeben. Die höchste Gnade und Gabe Gottes ist es, ein fromm, freundlich, gottesfürchtig und häuslich Gemahl zu haben, mit der du friedlich lebest, der du darfst all dein Gut und was du hast, ja dein Leib und Leben vertrauen. — Käthe, du hast einen frommen Mann, der dich lieb hat; du bist eine Kaiserin. Ich danke Gott! Aber zu einem solchen Stande gehört eine fromme und gottesfürchtige Person." — „Ich habe meine Käthe lieb, ja ich habe sie lieber denn mich selber; das ist gewißlich

wahr. Das ist: ich wollte lieber sterben, denn daß sie und die Kindlein sterben sollten."

Vor Nahrungssorgen geborgen, hatte Frau Katharina anderer Sorgen desto mehr. Noch im Jahre 1525 verbanden sich mehrere Edelleute gegen Luthers Leben, weil er aus einem andern Kloster dreizehn Nonnen hatte entführen lassen, d. h. „dem Satan diese Beute Christi abgejagt," wie er sagt. Da mußte er seiner Gattin zu lieb für Spalatins Einladung zu dessen Hochzeitfeier danken. „Dieses ist die Ursache," schreibt er ihm, „daß ich durch die Thränen meiner Käthe zurückgehalten werde, zu Euch zu kommen, welche da glaubt, daß Ihr nichts weniger verlanget, als meine Gefahr." Dagegen begleitete er seine Katharina im Februar 1526 nach Segrehna bei Kemberg, wohin Karlstadt, damals Landkrämer und Bauer, aus Dankbarkeit für die von dem beleidigten Luther ihm drei Monate lang erwiesene Hülfe in der Noth Luthers Gattin mit J. Jonas und Philipp Melanchthon zu Gevatter gebeten hatte. — Im Jahre 1530 durfte er vor Herren und Bauern es nicht wagen, seinen todtkranken Vater zu besuchen; 1540 war ein jüdischer Arzt, Michael aus Posen, mit 2000 Goldgülden bestochen, Luthern zu vergiften; 1541 trachtete ein Wittenberger, Clemens Stöber, mit einer im Aermel verborgenen Büchse ihn zu erschießen. Unter dem allen hatte die „Kaiserin" Gelegenheit, im Thale der Demuth bleiben zu lernen.

Auch war Luther viel krank von Jugend an; da gab's zu pflegen und zu trösten, zumal sein Unterleibsleiden ihn so sehr mit Schwermuth quälte. Im Jahre 1526 hatte er (vom Blut erzeugte) Brustbeschwerden; 1527 den 6.

Juli erkrankte er so plötzlich an der goldenen Ader und Ohrenbrausen, daß er in eine Ohnmacht um die andere sank und Gattin und Freunde um sein Leben zitterten. Katharina hatte ein Kind auf dem Schooße, ein anderes unter dem Herzen, als sie an seinem Krankenbette das Schlimmste fürchten mußte. Da betete Luther: „Mein allerliebster Gott, ich danke Dir von Herzen, daß Du gewollt hast, daß ich auf Erden soll arm und ein Bettler sein; kann derohalben weder Haus, Acker, liegende Gründe, Geld noch Gut meinem Weibe und Söhnlein nach mir lassen. Wie Du sie mir gegeben hast, so bescheide ich sie Dir wieder. Du reicher, treuer Gott, ernähre sie, erhalte sie, lehre sie, wie Du mich bisher ernähret, erhalten und gelehret hast, Vater der Waisen und Richter der Wittwen!" Seine Gattin selbst aber tröstete er: „Meine allerliebste Käthe, ich bitte dich, will mich unser lieber Gott auf dießmal zu sich nehmen, daß du dich in seinen gnädigen Willen ergebest. Du bist mein ehrlich Weib. Richte du dich nach Gottes Wort und halte fest daran, so hast du einen gewissen, beständigen Trost wider den Teufel und alle seine Lästermäuler."

Luther genas nach acht Tagen. Dafür entstand in demselben Jahre eine Seuche, daß die Universität eiligst nach Jena verlegt wurde. Nur Luther und Bugenhagen verließen Wittenberg nicht, und Katharina hielt „tapfer im Glauben" bei ihm aus. In den folgenden Jahren litt Luther wieder viel an Brust und Kopf; 1532 stellte sich Brausen und Schwindel so heftig ein, daß man einen Schlagfluß befürchtete. Auch mit schmerzlichen Geschwüren hatte er zuweilen zu kämpfen; 1535 trieb abermals

eine Seuche die Universität nach Jena, Luther aber blieb wieder troß allen Bitten des Kurfürsten mit Weib und Kind in Wittenberg zurück. Welch ein Weib war diese Käthe, die ihren Mann nicht am Glauben hinderte und so getrost und tapfer mit ihm aushielt! 1536 fesselte ihn Hüftweh zwei Wochen lang an's Lager. In welcher Todesgefahr er 1537 geschwebt ist, werden wir später sehen.

In den folgenden neun Jahren verging nicht eines, in dem er nicht an Ruhr, Fieber, Flüssen, Schwindel und Kopfschmerzen, Hautausschlägen und Blutbeschwerden gelitten hätte, daß man fort und fort das Aergste zu besorgen hatte. Dazu kamen stets auch Krankheiten der andern Hausgenossen. Im Frühling 1538 lagen zwei Mägde am Wechselfieber darnieder, während der kleine Martin und Paul kaum zu genesen anfing. Im Jahre 1539 war die Pest ausgebrochen, da nahm Katharina die vier Kinder des Dr. Münsterer, dessen Frau gestorben und der selber schwer darnieder lag, in ihr eigen Haus auf. Die Leute meinten, das heiße Gott versuchen; Gott aber machte sie mit ihrem Glauben nicht zu Schanden und alles blieb wohl bewahrt. Im Herbst 1540 herrschte das Fieber wieder so stark, daß fast alles krank war und in Luthers Hause zehn gefährlich kranke Patienten auf einmal zu verpflegen waren. Im Herbst 1541 war Luther so leidend, daß ihm der Kurfürst seinen eigenen Leibarzt sandte.

Die edle Frau übte sich also treulich in der sich selbst verleugnenden Liebe; denn wie wenig hatte sie auch in gesunden Tagen eigentlich von ihm, da er „täglich in Büchern vergraben war, daß Fenster, Bänke und Geräthe

davon voll liegen, und so viel Briefe zu schreiben hatte, daß er fast zwei Schreiber nöthig gehabt hätte." Seine Werke, die er deutsch und lateinisch verfaßt, füllen fast hundert Bände, dazu seine Vorlesungen für die Studenten, seine Predigten, seine zahllosen Besuche und vielfachen Reisen, wie mußte da seine Gattin so viel auf ihn verzichten. Aber statt deß zu murren, that sie vielmehr alles zu seiner Erleichterung und Erheiterung. So oft er verstimmt war, lud die kluge, verständige Frau den Dr. Jonas zu Tische, daß dieser ihn mit frohen Gesprächen erheiterte, was, wie sie wußte, Niemand besser verstand, denn er — und sie selber.

So munter und in seinem Gott vergnügt Luther meist war, so harte hohe Anfechtungen hatte er bekanntlich, daß er meinte, er hätte keinen versöhnten Gott im Himmel. Die Frau wußte da zu rechter Zeit zu tadeln, zu ermuntern, zu trösten. Einmal wollte auch alles nicht helfen. Luther war selbst einige Tage fort gewesen, um sich aufzuheitern, aber tief in sich betrübt kommt er zurück. Und was findet er da? Die Käthe sitzt mitten in der Stube und hat ein schwarz Trauerkleid an, ein schwarz Tüchlein über und sieht traurig aus. Ein weiß Tuch in ihrer Hand ist naß; sie muß geweint haben. Als nun Luther in sie dringt, und wissen will, warum? da hält sie erst zurück, dann antwortet sie: „Sehet, Herr Doktor, unser lieber Herrgott ist gestorben, deß traure ich so." — Da lacht er und spricht: „Ja, liebe Käthe, that ich doch, als wäre kein Gott im Himmel mehr." Und von Stund an war der Trübsinn gewichen.

Die Liebe zum Manne trug sie auch auf dessen Eltern

über. Als ihr Schwiegervater 1530 schwer erkrankte, und Luther ihn nicht besuchen durfte, schrieb er: „Aber große Freude sollt's mir sein, wo es möglich wäre, daß Ihr Euch ließet sammt der Mutter hierher führen zu uns; welches meine Käthe mit Thränen auch begehrt und wir alle. Ich hoffte, wir wollten Eurer auf's Beste warten." Der Vater starb jedoch, 70 Jahre alt, am 29. Mai, da Luther in Koburg verweilen mußte. Sobald Katharina die Todespost erhalten, fürchtete sie für die Ruhe ihres Mannes, dessen kindliche Anhänglichkeit an seinen Vater ihr vor der Seele schwebte. Sie schrieb ihm einen Trostbrief und legte, um seinen Trübsinn zu zerstreuen, das Bild seines Lieblings, der einjährigen Magdalena, bei. Als im folgenden Jahre seine fromme Mutter Margaretha, geb. Lindemann, auch tödtlich erkrankte, schrieb er an sie: „Es bitten für Euch alle Eure Kinder und meine Käthe; etliche weinen, etliche essen und sagen: die Großmutter ist sehr krank." Wie sie das Leid ihm hälftig abnahm, so ließ sie ihn gleichermaßen stets erfahren, wie getheilte Freude doppelt Freude ist. Als z. B. Luther 1535 sein dreiundzwanzigstes Doktor-Jubelfest feierte, bereitete sie ihm ein festliches Mahl im häuslichen Kreise. —

Luther rühmt so oft seine gehorsame Hausfrau; das größte Lob für sie war, daß er auch seinen Gehorsam gegen sie auf so heitere Weise zu loben wußte. Sie war eine Hausfrau nach dem guten Worte: Feste Hand im Hausstand; sie wußte ihren Untergebenen zu befehlen, nach Umständen sie auch wacker zu schelten, denn Ordnung mußte in einem Hause sein, auf welches die Freunde und noch mehr die alles vergiftenden feindlichen Laurer in ganz

Deutschland schauten, in welchem so viele Fremde ein- und ausgingen, über welchem Luther, der übermäßig beschäftigte, nicht auch in äußern Dingen die Hand halten konnte. Ihr gutes Regiment im Hause gefiel ihm weidlich, und mit schelmischer Miene und Rede ordnete er sich selber ihr darin unter. Einen Brief an sie überschrieb er launig: „Meinem freundlichen, lieben Herrn, Käthe Lutherinn, Doktorinn und Predigerinn zu Wittenberg;" über einem andern stand: „Meinem freundlichen, lieben Herrn, Frau Katharina von Bora, Dr. Lutherin zu Wittenberg;" in vielen heißt es: „Meine Herr Käthe; Herr Käthe; mein lieber Herr Käthe," und ein Brief an einen Freund schließt heiter: „Es grüßt dich demüthig mein Herr und Moses Käthe." — „Du beredest mich zu allem, was du willst; du hast die völlige Herrschaft," sprach er einst zu ihr; „in der Haushaltung nämlich gebe ich dir die Herrschaft, meinem Rechte unbeschadet; sonst hat der Weiber Regiment vom Anfang der Welt nie etwas Gutes ausgerichtet!" Also behielt er sich das Recht der Oberaufsicht vor und sprach, seine Gattin in ihrer Gesinde-Noth mannhaft unterstützend, sein ernstes Wort, wenn die Dienerschaft Bosheit und Undank zeigte. Als eine Betrügerin, die sich für eine entflohene Nonne ausgab und Rosine von Truchseß nannte, schweres Aergerniß im Hause anrichtete, entließ Katharina sie zur Vermeidung mehreren Verdrusses heimlich, wobei ihre schlechte Aufführung erst völlig zu Tage kam. Luther aber war mit der Maßregel seiner Frau unzufrieden, denn er hätte die Person gerne der verdienten Strafe überliefert und unschädlich gemacht.

Eine umsichtige, strenge Hausfrau war um so nöthiger,

da Luther sich selbst zur Haushaltung sehr ungeschickt erklärte, und von seinen armen Verwandten, durch täglichen Zuspruch Fremder, durch stete Beherbung von evangelischen Flüchtlingen, oftmals selbst fürstlicher Personen, zu Grunde gerichtet worden wäre. „Ich bliebe sonst billig im Register der Armuth, denn ich halte zu groß Gesinde, habe eine wunderliche Haushaltung und verzehre mehr, als ich einnehme; ich muß jedes Jahr 500 Gülden in die Küche haben, und zu geschweigen der Kleider, anderer Zierrath und Almosens, da doch meine Besoldung sich nur auf 200 Gülden beläuft." Kein Wunder, wenn er selbst die silbernen Ehrenbecher, die er zum Geschenk erhalten hatte, verpfänden, ja im Jahr 1527 mehr als 100 Gulden borgen mußte. Was kosteten nicht ferner alle die vielen Reisen, Gevatterschaften, Hochzeitsgeschenke, fünf eigene herangewachsene Kinder, sodann der Betrieb der ziemlich großen Landwirthschaft mit Rindvieh und eigenen Pferden auf einigen Gütlein bei Wittenberg und im nahen Züllsdorf bei Borna, wo Luther 1540 sich zum einstigen Ruhesitz und zu einem Wittwensitz für seine Gattin ein Vorwerk um 610 Gulden kaufte, zu dessen Ausbau Johann Friedrich das Holz schenkte. Das Holz verschwand freilich unter den Händen der Beamten zum großen Verdruß der Frau Doktorin. Dieselbe hielt sich jedoch als eine fast leidenschaftliche Landwirthin gar gern in diesem Gute auf, besonders wenn Luther von Wittenberg verreist war. Er nannte es daher seiner Frauen neues Königreich und sie selbst eine neue Königin. In Briefen an sie schrieb der heitere Mann mehrmals: „Katharine Lutherin v. Bora und Zülsdorf," oder „Katherine Lutherin, Dr. Zülsdorferin."

Also ließ er seine Kaiserin und Königin, Doktorin und Predigerin zu Wittenberg und Zülsdorf gerne und dankbar gewähren. Und wenn er sie auch mit ihren mancherlei Haushaltsorgen und Geschäften oft neckte, auch dabei ermunterte, „der geistlichen Nahrung nachzugehen,“ so erkannte er doch ihre hausmütterliche Umsicht und Tüchtigkeit in vollem Maße an und theilte ihre kindliche Freude an den Erzeugnissen der Wirthschaft und rühmte ihren genügsamen Sinn. Es war ihr ein Fest, wenn sie Weintrauben, Nüsse, Pfirsiche, die sie selber gezogen, auftischen konnte. Dafür besorgte er ihr gerne die verschiedensten Aufträge in Haus- und Wirthschaftsangelegenheiten an seine Freunde.

An und für sich hätte Luther ein reicher Mann werden können, wenn er auf die irdischen Güter hätte Werth legen wollen. Schon 1520 wollten ihm die päpstlichen Gesandten 2000 Gulden durch die Fugger in Augsburg auszahlen lassen, sie wären ihm auch zur Kardinalswürde behülflich gewesen, wenn er ein Mann des Geldes und der Ehre bei Menschen gewesen wäre. Wer ihn erinnerte, er solle den Seinen ein kleines Vermögen sammeln, dem antwortete er: „Das werde ich nicht thun, denn sonst verlassen sie sich nicht auf Gott und ihre Hände.“ So verbürgte er sich lieber für andere, verpfändete nach einander vier silberne Becher zu dem Zwecke; drückte für jenen bittenden Studenten, da er selbst kein Geld hatte, einen eben vom Fürsten erhaltenen vergoldeten Becher mit Kraft zusammen, und gab ihn trotz den mahnenden Blicken der Frau und den abwehrenden Worten des Jünglings hin mit dem Ausrufe: „Ich brauche keinen silbernen Becher; da nimm

ihn, trag' ihn zum Goldschmied." Als ein um des Glaubens willen Vertriebener ihn um eine Gabe bat, und er nur einen Joachimsthaler mehr in der Kasse hatte, den er lange aufgespart, rief er nach kurzem Bedenken: „Jochim, heraus, der Herr ruft dich!"

Katharina mußte denn für das Sparen sorgen, aber sie übte ihr Sparamt ohne Geiz. Nie setzte sie der Freigebigkeit und Gastfreundschaft ihres Eheherrn Schranken und nie hat Luther, so oft er über ihre Wirthschaftlichkeit scherzte, sie einer falschen Sparsamkeit beschuldigt. Vielmehr erfuhr er an ihr, was er schreibt: „Das Weib kann den Mann wohl reich machen und nicht der Mann das Weib. Jener soll erwerben, diese sparen. Aber der ersparte Pfennig ist besser denn der erworbene!" Sie hielt wohlhabende Kostgänger an ihrem Tisch neben den fremden Gästen und den Armen. Sie suchte den Hausbedarf selbst zu erzeugen auf ihrem Gütchen.

Katharina, die Hausfrau, hatte neben der Haushaltung noch ein anderes Amt zu üben, das weibliche Predigtamt, und Luther, der selbst so viel predigte, war ein heiterer und gelassener Zuhörer. „Ich muß Geduld haben mit dem Papste," ruft er einmal aus: „ich muß Geduld haben mit den Schwärmern; ich muß Geduld haben mit den Scharrhansen; ich muß Patienz haben mit dem Gesinde, ich muß Patienz haben mit Käthen von Bora; und der Patienz ist noch so viel, daß mein Leben nichts anderes sein will als Patienz. — Die Weiber beten nicht, ehe sie anfahen zu predigen. Sonst würden sie vom Predigen abstehen und es unterwegens lassen; oder da sie Gott gleich erhörete, so würde Er ihnen doch das Predigen verbieten."

Katharina war übrigens wirklich Frau Doktorin, denn sie wußte trefflich mit Hausmitteln zu arzneien, wozu sich bei ihrem Gatten und Gesinde nur zu viel Gelegenheit gab. Sie selber hatte zwar eine gesunde und kräftige Natur. Gott stand ihr in ihrem Berufe augenscheinlich bei und that an ihr nicht blos das eine Wunder, als sie im Juli 1539 mit ihrem Gatten ihren neuerbauten Hauskeller besehen wollte und da sie kaum wieder oben waren, das Gewölbe krachend zusammenstürzte, so daß beide mit einander für ihre wunderbare Rettung laut Gott dankten. Doch hatte sie auch selber des Leibes Hinfälligkeit genug zu fühlen. Die Bitterkeit des Lebens hatte sie zu empfinden, als im Jahre 1528 ihr erstes Töchterlein Elisabeth, im Jahre 1542 ihr Magdalenchen, bald darauf ihre vertrauteste Freundin und Namensschwester, die Gattin des Dr. Jonas starb, auf welche Luther als beste Tröfterin seiner einstigen Wittwe und Waisen gerechnet hatte. Vor Ostern 1545 wurden alle drei Söhne und die übrige Tochter Margarethe zugleich von den Masern und sie darauf von einem hartnäckigen hitzigen Fieber befallen.

In dem allem war dafür gesorgt, daß die Frau Doktorin und Kaiserin nicht übermüthig würde. Bei all ihren Freuden und Ehren kam sie nie aus der Anfechtung und Sorge, und eine lange Vorbereitungsschule zum Ertragen auch des Härtesten war ihr beschieden. Dieses Härteste war der Verlust ihres Mannes, den sie von Jahr zu Jahr älter, kränklicher und von Widerwärtigkeiten bedrückter werden sah. Ihn zu haben, als hätte sie ihn nicht, und auf die völlige Trennung sich gefaßt zu machen, konnte sie insbesondere lernen, während der öfteren Reisen, welche

ihr den Gemahl in guten und bösen Tagen entzogen. Bei seiner Kränklichkeit und Pflegebedürftigkeit waren die Zeiten seiner Abwesenheit nothwendig ganz besondere Geduldprüfungen und Glaubensübungen.

Im Jahre 1529 war er drei Wochen lang fort auf dem leidigen Gespräche mit Zwingli zu Marburg, wo gerade zugleich eine böse Seuche ausbrach. Doch konnte er tröstlich seiner Gattin berichten, daß, während an einem Tage fünfzig Personen am englischen Schweiße erkrankten und etliche starben, er selber wohl und guten Muthes sei. Mehr als ein halbes Jahr lang mußte er 1530 in Koburg während des Augsburger Reichstages verweilen und viel von geistlicher Anfechtung und leiblich vom Ohreysausen leiden. Welch ein Anliegen war für Katharina dieses Leiden bei solcher Ferne! obwohl sie ihn von Menschen wohl besorgt und von Gott geschützt wußte, wie auch er vor seiner Abreise zu ihrer Unterstützung und Beschützung die beiden trefflichen Brüder Peter und Hieronimus Weller in's Haus gethan hatte, welch letzterer zugleich das vierjährige Hänschen unterrichtete.

Im Jahre 1532 mußte Luther einen Trostbesuch bei Kurfürst Johann in Torgau machen, und von dort schreibt er am 27. Februar: „Meiner herzlieben Hausfrauen, Katharin Lutherin, zu eigen Handen. Gott zum Gruß in Christo. Meine herzliebe Käthe! Ich hoffe, morgen oder übermorgen zu kommen. Bitte Gott, daß er uns frisch und gesund heimbringe. Ich schlafe überaus wohl etwa 6 oder 7 Stunden an einander und darnach zwo oder drei Stunden hienach."

Am 1. Februar 1537 trat Luther eine wichtige Ge-

schäftsreise an, der Weg ging diesmal weiter, und eine längere Abwesenheit stand bevor. Die evangelischen Reichsstände beriethen nämlich zu Schmalkalden über die vom Papste in Aussicht gestellte allgemeine Kirchenversammlung. Luther durfte unter den dorthin berufenen Gottesgelehrten nicht fehlen. Als männlichen Schutz für seine Gattin hatte er zuvor einen vertrauten Freund, den Pfarrer Joh. Agricola von Eisleben, mit Frau und Kind in seine Wohnung aufgenommen. Katharina sah ihrem kränklichen Manne mit großer Sorge nach, als er sich in winterlicher Zeit auf den Weg machte. Er war auch nur wenige Tage daselbst zum Arbeiten fähig. Die schreckliche Steinkrankheit kehrte, als sie schon nachzulassen begonnen hatte, nach einer am Sonntag Invocavit gehaltenen Predigt so heftig wieder, daß er meinte, er würde Weib und Kind nicht mehr sehen, und ihm solche Sonderung und Scheidung schmerzlich wehe that. Sein Landesherr besuchte ihn selber und sagte zum Abschied: „Wenn Euch Gott sollte abfordern, so seid um Euer Weib und Kinder nicht bekümmert. Euer Weib soll mein Weib sein und Eure Kinder sollen meine Kinder sein." Katharina hatte keine Ahnung, daß es so gefährlich um ihren Gemahl stand. Seine Briefe an sie waren nicht in Wittenberg angekommen. Nachdem er acht Tage lang den furchtbarsten Harnzwang gehabt, verlangte er dringend, von Schmalkalden fortzukommen. Man mußte fürchten, daß er unterwegs sterbe, und der Kurfürst scheint bereits dem Landvogt in Wittenberg Befehl gegeben zu haben, dem sterbenden Gatten seine Gattin entgegenzuschicken. Aber Gott that ein Wunder, die Bewegung des Fahrens brachte

eine günstige Wendung hervor, und in der Nachtherberge zu Tambach bekam der Kranke solche Erleichterung, daß er nicht blos seinen in Schmalkalden weilenden, um ihn bangenden und für ihn betenden Freunden die gute Botschaft senden, sondern auch von Gotha aus am 27. Februar nach Hause schreiben konnte: „Gnad und Friede in Christo. Du magst dieweil sondere Pferde miethen zu deiner Nothdurft, liebe Käthe, denn mein gnädiger Herr wird deine Pferde behalten und mit dem Magister Philipp heimschicken. Denn ich selber gestern von Schmalkalden aufgebrochen auf meines gnädigen Herrn eigenen Wagen daherfuhr. Ist die Ursach, ich bin nicht über drei Tage hie gesund, und ist bis auf diese Nacht vom ersten Sonntag an kein Tröpflein Wasser von mir gelassen, hab nie geruhet noch geschlafen, kein Trinken noch Essen behalten mögen. Summa, ich bin todt gewest, und hab dich mit den Kindlein Gott befohlen und meinem guten Herrn, als würde ich euch nimmermehr sehen; hat mich euer sehr erbarmet, aber ich hatte mich dem Grabe beschieden. Nu hat man so hart gebeten für mich zu Gott, daß vieler Leute Thränen vermocht haben, daß mir Gott diese Nacht die Krankheit gewendet hat." — Das war ein Brief, welcher die sehnlich auf Nachricht harrende Frau ebenso erschrecken, als erfreuen mußte. Aber während sie mit den Kindlein für die Rettung dankte, kam in Gotha ein heftiger Rückfall, so daß der todesmatte Kranke dem Dr. Bugenhagen seine letzten Aufträge ertheilte und sich durch den Genuß des heiligen Abendmahls völlig zum Sterben bereitete. „Grüßet auch meine Katharin," sagte er, „daß sie wolle mit Geduld tragen meinen tödtlichen Abschied und geden-

ken, daß sie mit mir zwölf Jahr in Friede und Freude gelebt. Sie hat zwar, wie ein frommes Weib, nicht allein meiner treulich gepflegt und gewartet, sondern mir auch wie eine Magd gedienet. Gott vergelte es ihr an jenem Tage, und Ihr, helfet sie auch versorgen neben meinen Kindern, wie es angehen will." Auf diesen Gruß hin eilte Katharina ihrem Manne entgegen bis Altenburg, wo Luther bei seinem Freunde Spalatin ausruhte, nachdem es durch Gottes Wunderhülfe doch wieder sich so weit gebessert hatte, daß er von Gotha langsam weiter reisen konnte. Am 15. März hatte sie die Freude, ihn glücklich und gesund heimzubringen. Wie gerne hätte sie den ihr Neugeschenkten nun nicht mehr von sich gelassen, zumal sich von jener Zeit an mehr und mehr das Alter und eine Abnahme der Kräfte an ihm zeigte Aber es hieß: „hie und da ist keine Ruh."

Nachdem Katharina selbst im März 1540 aus dem Tode wieder erbeten war, mußte Luther im Juli nach Weimar, um durch seine starke Fürbitte den von Gewissenskummer todtkrank gewordenen Melanchthon aus den Pforten des Todes herauszuholen.

Fünf Jahre darnach und nach mancherlei Kämpfen und Mühen mußte Luther wieder im Dezember 1545 auswärts sein. Er war zur Beilegung verwickelter Streitigkeiten zwischen den Grafen von Mansfeld in sein Heimathland berufen worden. Nach langen Unterhandlungen war endlich zu Eisleben Friede geschlossen. Fröhlich setzte sich Luther am 14. Februar an den Tisch, um die Forellen, womit er seine Frau erfreuen wollte, mit folgendem noch erfreulicherem Schreiben zu begleiten: „Meiner

freundlichen, lieben Hausfrauen, Katharin Lutherin von Bora zu Wittenberg zu Händen. Gnade und Friede im Herrn. Liebe Käthe! Wir hoffen diese Woche wieder heim zu kommen, ob Gott will. Gott hat große Gnade hie erzeigt, denn die Herren durch ihre Räthe fast alles verglichen haben, bis auf zween Artikel oder drei, unter welchen ist, daß die zween Brüder Graf Gebhard und Graf Albrecht wiederum Brüder werden, welches ich heute soll fürnehmen und will sie zu mir zu Gast bitten, daß sie auch mit einander reden; denn sie bis daher stumm gewest und mit Schriften sich hart verbittert haben. Sonst sind die jungen Herren fröhlich, fahren zusammen mit den Narrenglocklin auf Schlitten, und die Fräulein auch, und bringen einander Mummschanz und sind guter Ding, auch Graf Gebhards Sohn. Also muß man greifen, daß Gott ist ein Erhörer der Gebete. — Ich schicke die Forellen, so mir die Gräfin Albrechts geschenkt hat: die ist von Herzen froh der Einigkeit. Deine Sohnichen sind noch zu Mansfeld. Jakob Luther will sie wohl versorgen. Wir haben hie zu essen und zu trinken als die Herrn und man wartet unser gar schön und alzu schön, daß wir Euer wohl vergessen möchten zu Wittenberg. So ficht mich der Stein auch nicht an. Aber D. Jonas Bein wäre schier quad worden, so hat's Löcher gewonnen auf dem Schienbein; aber Gott wird auch helfen. Solchs alles magst du M. Philipps anzeigen, Dr. Pommer und Dr. Creuciger. Hie ist das Gerücht herkommen, daß Dr. Martinus sei weggeführt, wie man zu Leipzig und zu Magdeburg redet. Solchs erdichten die Naseweisen, deine Landsleute. Etliche sagen, der Kaiser sei 30 Meilen Wegs von hinnen bei

Soest in Westphalen; etliche, daß der Franzose (Sold-) Knecht annehme, der Landgraf auch. Aber laß sagen und singen: wir wollen warten, was Gott thun wird. Hiemit Gott befohlen. Zu Eisleben am Sonntag Valentini, 1546. M. Luther, D."

Dies ist Luthers letzter Brief. Wie tröstlich lautete er für die Gattin, welche jetzt nur noch an die glückliche Heimreise ihres Gemahls zu denken hatte. Luther hat aber gleichzeitig einen Brief an Melanchthon geschickt mit der Bitte, ihm aus seinem Hause die Aetzsalbe entgegenzusenden, mit welcher er seinen Schenkel einzureiben pflege, damit er eitere. Auf seines Freundes, des kurfürstlichen Leibarztes Dr. Ratzenbergers, Rath hatte er nämlich eine Fontanelle gezogen und diese war ziemlich zugeheilt. Darüber scheint er in Unruhe gewesen zu sein, aber um seine Frau nicht zu erschrecken, hat er dem Freunde den Auftrag gegeben. In der That war nach Ratzenbergers Meinung die Vernachlässigung dieser Fontanelle Ursache an seinem unerwarteten Tode.

Während Katharina stündlich auf die Ankunft ihres Gatten wartete, lag er im Todeskampfe. Zu Eisleben war er geboren, in Eisleben sollte er sterben — den 18. Februar 1546 in seinem 63sten Jahre. Und in dieser letzten Noth hatte Katharina ihn nicht pflegen dürfen; nicht einmal sein Antlitz sollte sie mehr sehen. Auf Dr. Jonas Ersuchen sandte ihr der Kurfürst Johann Friedrich einen Trostbrief, worin es unter anderem heißt: „Wir zweifeln nicht, ihr werdet nunmehr erfahren haben, daß der ehrwürdige und hochgelahrte, unser lieber, andächtiger Dr. Martin Luther seligen Gedächtniß, Euer Hauswirth, sein

Leben in diesem Jammerthal zu Eisleben am letzten Donnerstag früh zwischen 2 und 3 Uhren christlich und wohl mit göttlichen, der heiligen Schrift Sprüchen beschlossen hat."

In diesem seligen christlichen Abschied ihres Gatten mußte nun die nächste Tröstung der Gattin liegen. Wie sie die Trauerbotschaft selber aufgenommen, ist uns nicht aufbehalten. Doch wissen wir, daß sie stark genug sich fühlte, um bei dem Zuge, als am 22. Februar die theure Leiche am Elsterthor zu Wittenberg anlangte und alle Einwohner ihr entgegen gingen, sich selber einzufinden.

Ohne Zweifel kam, wie es zu geschehen pflegt, erst nach den Stürmen und Geschäften der ersten Tage der tiefste Schmerz- und Thränenquell zum Durchbruche, als die Stille in das nun verwaiste und verödete Haus wieder eingekehrt war. Auch wenn ihre Lage ohne weitere Schwierigkeit gewesen wäre, mußte das Gefühl des unersetzlichen Verlustes langehin mit jedem Tage ein schmerzlicheres sein. Ihre Stimmung spricht sich in einem neuerdings wieder aufgefundenen Briefe aus, den sie sechs Wochen nach ihres Gatten Tod an ihre leibliche Schwester schrieb. Er lautet:

„Gnad vnd Fried von Gott dem Vater vnsers lieben Herrn Jesu Christi Freundliche liebe Schwester!

„Daß Ihr ein hertzliches Mitleiden mit mir, vnd meinen armen Kindern traget, glaube ich leichtlich. Denn wer wollte nicht billich betrubt und bekummert sein, um einen solchen teuren Mann, als mein lieber Herr gewesen ist, der nicht allein einer Stadt, oder einem einigen Land, sondern der ganzen Welt viel gedienet hat. — Derhalben

sondern der ganzen Welt viel gedienet hat. — Derhalben ich warlich so seer betrübt bin, daß ich mein großes Hertzeleid keinem Menschen sagen kann, vnd weis wie mir zu Sinn vnd Muth ist. Ich kann weder essen noch trincken. Auch dazu nicht schlafen. Und wen ich hett ein Fürstenthum vnd keysertthum gehabt, solt mir so leid nimmer mehr geschehen sein, so ichs verloren hätt, als nun vnser lieber Herrgott mir, vnd nicht alleine mir, sondern der ganzen Welt, diesen lieben vnd teuren Mann genohmen hatt. Wenn ich daran gedenck, so kan ich fur leid vnd weinen (das Gott wol weis) weder reden noch schreiben. Wie Ihr leichtlich selbs, liebe schwester zuermessen habt. Was aber Ewern Sohn meinen lieben Ohmen antrifft, will ich gerne thun soviel ich kan, wenn es allein sollt an Im angelegt sein, wie ich mich denn gentzlich versehe, er werde dem Studiren mit allem Fleis folgen, vnd seine köstliche edele Jugent nicht unnutzlich vnd vergeblich zubringen. Wenn er aber wird in seinem studiren ein wenig besser zu nehmen vnd nu ander vnd mehr Bücher bedurffen, sonderlich so er im Rechten studiren sollte, konnet Ir liebe Schwester selbs gedencken, das ich Im solche Bücher, die er dazu bedarf, nicht werde geben können, vnd wird ein wenig einen grössern Nachdruck müssen haben, damit er Im das Ding alles was dazu gehört schicken kan. Wär derhalben seer wol von nöten, daß, wie Ir mir schreibet, Eurem Sohne meinem Ohmen, ein jährlich Geld zum stipendio außgereicht vnd gegeben würde. Also könnte er desto baß beim studiren bleiben vnd seinem Ding leichtlicher nachkohmen. — Von dem allen aber, das ich bei Im thun kann, will ich Euch bei meinem Bruder Hans von

Bora, alsbald er hieher zu mir kohmen wird, weitern bericht vnd bescheid geben. — Damitt Gott befohlen.

Dat. Wittenberg Freitag nach Oculi im xlvj Jar.

Catharina des Herrn
Doctor Martinus Luthers
gelassene Wittfraw."

Katharina hatte alles Leid, was einer Wittwe begegnen kann, reichlich zu ertragen, um ihren Glauben darunter zu bewähren und durch ihr Beispiel andere nach ihr zu trösten. Das Vertrauen, das sie auf Gott zu setzen von und mit ihrem Gatten gelernt hatte, hatte seine Belohnung. Gott erweckte ihr theilnehmende Freunde und Beschützer. Treulich nahmen sich vor allen Melanchthon und Bugenhagen (Dr. Pommer) ihrer an. Sie streckten ihr Geld zur Bestreitung der Begräbnißkosten vor und gaben dem Kurfürsten von ihren bedrängten Umständen Kunde. Dieser antwortete sofort: „Dieweil wir auch vermerken, es solle gemeldte Dr. Martin Seligen Hausfrau und Wittwe am Gelde Mangel haben, als überschicken wir euch bei diesem Boten 100 Gulden, davon wollet euch des Geldes, was ihr geliehen habt, zuvorn bezahlen und der Wittwe die Uebermaas von unseretwegen zustellen."

So war der nächste Bedarf gedeckt, aber es handelte sich um ihre und ihrer Kinder dauernde Versorgung. In einer Bittschrift an den Kurfürsten bat sie einfach, er möchte sie und ihre Kinder gnädig bedenken. Sie machte keine weiteren Vorschläge, wünschte aber, daß ein Kapital

von 100 Gulden, welches der Kurfürst Luthern noch bei Lebzeiten zugeschrieben und bis daher verzinst hatte, und dem er noch eine gleiche Summe beizufügen bereits entschlossen war, in liegenden Gründen angelegt werden möchte, namentlich hatte sie schon länger ein Auge auf das Lehengut Wachsdorf bei Wittenberg, das um etwa 2000 Gulden zu erhalten war. Ein besonderer Wunsch war natürlich, daß sie die Kinder bei sich behalten könne. Der Kanzler Dr. Georg Brück, der Luthern so viel verdankte und auf welchen Luther alles hielt, hatte dem Kurfürsten über die Sache Bericht zu erstatten; that es aber auf eine für die Wittwe sehr unfreundliche Weise. Er hob die allerdings gegründeten Bedenken gegen den Ankauf des Lehengutes hervor; er befürchtete, Katharinens Baulust werde durch die Einrichtung des nicht in gutem Stande befindlichen Gutes erregt und für das Vermögen gefährlich werden, nachdem sie schon in das Zulsdorfer Gütchen wohl mehr verwendet, als aus ihm gezogen hatte. Auch solle die Erziehung der Söhne nicht blos den Händen der Mutter überlassen, sondern Vorkehrungen zu deren tüchtiger Ausbildung getroffen werden. Das war alles recht, aber schweres Unrecht war es, daß er Katharinen ihres großen Haushalts wegen gewissermaßen der Hoffart und Verschwendung beschuldigte, und noch viel größeres Unglück hat Dr. Brück der trauernden Wittwe gethan, wenn er ganz im Widerspruch zu dem, wie Luther seine Gattin nach seinem Tode behandelt wissen wollte, Maßregeln vorschlug, damit sie das vorhandene Vermögen nicht blos nach ihrem Willen und zu ihrem Nutzen und gegen den der Kinder anwende, da es ja doch — so schreibt der

Kanzler, um die Beleidigung voll zu machen, drei Wochen nach Luthers Tod — „nach vieler Leute Meinung schwerlich verbleiben werde, daß sich die Wittfrau wieder verheirathe!" Daher solle das theils verschriebene, theils in Aussicht gestellte kurfürstliche Gnadengeschenk von 2000 Gülden, werde es zum Ankauf von Wachsdorf verwendet oder verzinst, den Kindern zugesprochen werden, die Söhne sollen von der Mutter genommen, der älteste, zum Studiren nicht besonders taugliche, in die kurfürstliche Canzlei gebracht, die jüngern bei einem tüchtigen Lehrer in die Kost gegeben und die Unkosten von den Zinsen, so wie einem etwaigen fürstlichen Stipendio bestritten werden. „Durch den Weg würde der Frau durch der Vormünder Fürwendung ihre große und verthunliche Haushaltung können gebrochen werden."

So dachte und schrieb dieser edle Waisenrichter über die arme Wittwe seines Freundes, welcher zum voraus in seinem Testamente vom 6. Januar 1542 einen höchsten Beweis seines Vertrauens gegen seine Gattin niedergelegt hatte.

Der Kurfürst bestätigte am 11. April das für Katharina so ehrenvolle Testament. Die übrigen Vorschläge des Kanzlers gingen aber in der Hauptsache durch, doch ohne die für die Wittwe beleidigende Härte. Katharina wählte sich und erhielt zu Vormündern ihren Bruder Hans von Bora und den Stadthauptmann Asmus Spiegel von Wittenberg. Für die Kinder wurden als Vormünder bestellt Ambrosius Reuter, der Bürgermeister Dr. Math. Ratzenberger, des Kurfürsten Leibarzt und Luthers treuer Gevatter, endlich Luthers Bruder Jakob in Mans-

feld. Melanchthon und Cruciger wurden als Mitvormünder beigegeben, damit „die Kinder zu Gottesfurcht, Lehr, Zucht und Tugend angehalten und die Wege darzu gebraucht würden, so dazu am dienlichsten geachtet werden." Für die drei Söhne wurde Wachsdorf als Mannslehen aus den 2000 Gülden des kurfürstlichsten Gnadengeschenks und dazu entlehnten 200 Gulden angekauft. Der 16jährigen Margaretha blieb ihr Antheil an jenem Geschenke bis zu ihrer Verheirathung auf dem Gute stehen. Der 20jährige Johannes durfte fortstudiren, der 14jährige Martin und der 13jährige schwächliche Paul bei der Mutter unter dem treuen Hauslehrer Ambr. Rudtfeld bleiben, aber weil man in Folge der Einflüsterungen des Kanzlers fürchtete, die Mutter möchte sie viel mit nach Wachsdorf nehmen, „daß sie junkern und vogelfahen lernten," wurde ausdrücklich zur Pflicht gemacht, daß den Knaben „sämmtlich und sonderlich nicht viel versäumliches Vagierens verstattet werde." Endlich wurde befohlen, daß die Haushaltung eingezogen und das unnöthige Gesinde weggethan werde.

In solcher Weise wurden ihr die Flügel beschnitten, wenn sie je, wie man es der thätigen und tüchtigen Hausfrau zu Lebzeiten ihres Mannes unliebsam nachsagte, als Wittwe noch gerne hoch hinaus und viel schaffen und verwalten wollte. Sie hatte nach ihres Mannes Zeugniß, der nicht dazu angethan war, um unter dem Pantoffel zu sein, bei dem aber seine wahlverwandte, heroische Gattin einen berechtigten Einfluß hatte, ihre Pflicht als Hausfrau treu erfüllt, nun mußte sie eben auch die Art einer rechten Wittfrau lernen, nämlich „einsam sein, ihre Hoffnung auf

Gott stellen und am Gebet bleiben Tag und Nacht." Von Freunden, auf die sie zählen mochte, verlassen, von solchen, die ihr Brod gegessen, mehr oder weniger hinterrücks mit Füßen getreten, konnte sie sich der Antwort ihres seligen Mannes erinnern, zu dem sie einst geäußert, sie könne den Psalmen mit ihren ewigen Klagen über falsche Freunde und boshafte Feinde keinen rechten Geschmack abgewinnen, und der dann erwiederte: „Wenn du einmal Wittwe bist, wirst du es wohl können." Jetzt konnte sie auch ihn doppelt segnen dafür, daß er sie „den 31. Psalm ließ auswendig lernen, da sie noch jung, frisch und fröhlich war und sie noch nicht wissen konnte, wie dieser Psalm so lieblich und tröstlich wäre." Dazu durfte sie aber auch die Hülfe Gottes erfahren und selber ein Beweis dessen sein, was Psalm 146 von dem Gotte der Waisen und der Wittwen steht.

Vor Nahrungssorgen wäre Katharina mit ihren Kindern durch obige Verfügungen zunächst geborgen gewesen. Auch die Grafen von Mansfeld versprachen den Hinterbliebenen des Mannes, der sich ihrem Dienste aufgeopfert, 2000 Gülden im Jahre 1548 auszubezahlen, bis dahin aber mit fünf Prozent zu verzinsen. Bei Katharinens Tod waren freilich noch 1000 Gulden rückständig. Ferner ließ der König Christian III. von Dänemark auf Melanchthons und Bugenhagens Fürsprache die 50 Thaler Gnadengehalt, die er ihrem Mann und mehreren andern Wittenberger Gottesgelehrten seit einigen Jahren gegeben, auch noch auf das Jahr seines Todes verabfolgen. Aber leider brach noch in Luthers Todesjahr der unglückliche schmalkaldische Krieg aus und zerstörte auch Katharinens

Wohlstand und Hoffnung. Beim Heranzug des Herzogs Moritz gegen Wittenberg im Dezember 1546 mußte sie sich mit ihren Kindern nach Magdeburg flüchten. Von hier aus richtete sie folgendes Dankschreiben an den großmüthigen König von Dänemark: „Gnad und Fried vor Gott dem Vater durch sein eingebornen Suhn Christum Jesum. Durchlauchtigster, großmächtigster König, gnädigster Herr, E. K. M. sei mein andächtig Gebet gegen Gott den Herrn vor E. K. M. und aller der Ihrer Wohlfahrt und glückselig Regiment allzeit mit hohem Fleiß zu voran bereitet. Gnädigster Herr! Nachdem ich in diesem Jahre viele große und schwere Bekümmerniß und Herzensleid gehabt, als da erstlich mein und meiner Kinder Elend mit absterben, jedoch seliger und christlicher Heimfahrt zu unserm Heiland Christo Jesu, meines lieben Herrns, welchs Jahrzeit itzt den 18. Februarii sich nahend, angangen, — darnach auch diese fährliche Kriege und die Verwüstung dieser Länder unsers lieben Vaterlands gefolget und noch kein Ende dieses Jammers und Elends zu sehen, ist mir in solchem Bekümmerniß ein großer und hoher Trost gewesen, daß E. K. M. beide mit gnädigster Schrift und Uebersendung der 50 Thaler zu bequemer Unterhaltung meiner und meiner Kinder, auch ferner E. K. M. gnädigster Erbietung Ihre gnädigste Neigung gegen mir armen verlassenen Wittfrauen und meiner armen Waisen vermeldet, welches, auch vieler andre zuvor gnädigsten erzeigten Wohlthaten halber gegen E. K. M. ich mich unterthänigst bedanke, verhoffend, Gott der Herr, welcher sich ein Vater der Wittwen und Waisen nennt, wie ich dann täglich zu ihme bitte, werde solche E. K. M. reichlicher be-

lohnen, in welches gnädigen Schutz und Schirm E. K. M. und ihre Gemahel, meine gnädigste Frau Königin und die ganze junge Herrschaft sammt Ihren Landen und Leuten hiemit und allezeit fleißig thue befehlen. Geben zu Magdeburgk, den 9. Februarii Anno 1547. E. K. M. gehorsame Katharina Lutherin, seliger Gedächtniß Doctoris Martini Luthers verlaßne Wittfrau." — Diesem Schreiben wagte die gute Frau, welche das Herz allezeit auf dem rechten Fleck hatte, noch eine rührende Fürbitte beizulegen für den wittenberger Gottesgelehrten Dr. Major, „welchen," so schreibt sie, „mein lieber Herr seliger Gedächtniß, stets nun über 20 Jahre als sein Suhne gehalten und lieb gehabt, und welcher zu dieser Zeit allhie bei mir im Elend sammt zehen lebendiger Kindern, will E. K. M. gedachten Doctor ich auch unterthänigst befohlen haben, bittend E. K. M. wollen es solchem kein ungnädigst Gefallen tragen, dann Theologi je mit Weib und Kindern, sonderlich zu dieser jämmerlichen Zeiten, betteln müssen, wie ichs schier selbs erfahre, da sie nicht von Fürsten und Herrn ihre Errettung und Unterhaltung haben werden." Der edle König ließ hierauf wirklich dem armen Flüchtling ebenfalls eine Unterstützung angedeihen.

Dem Kurfürsten Johann Friedrich gelang es, Wittenberg zu entsetzen, und am 1. März 1547 forderte er die geflüchteten Professoren zur Rückkehr auf, zu der sich Katharina ohne Zweifel alsbald auch entschloß. Nun aber gerieth der fromme Kurfürst, ihr mächtigster Beistand, schon am 24. April in der Schlacht bei Mühlberg in die Gefangenschaft des Kaisers Karl V., der nach 20tägiger Belagerung Wittenbergs am 25. Mai mit seinen Spa-

niern in die Stadt einzog. Der Kaiser, welcher an Luthers Grabe mit Todten keinen Krieg führen zu wollen erklärte, hätte vielleicht auch der überlebenden Wittwe desselben Barmherzigkeit gethan. Aber um den Drangsalen der neuen Belagerung sich zu entziehen, hatte sich Katharina mit dem größten Theile der Einwohner geflüchtet und abermals nach Magdeburg gewandt, von wo Melanchthon auf ihre Bitte sie nebst Dr. Majors Familie nach Braunschweig begleitete, um sie weiter über Lüneburg nach Dänemark zu ihrem königlichen Gönner zu bringen. Aber die Gegend war von Kriegsvolk überschwemmt und weiter als bis Gifhorn zu reisen unmöglich. Melanchthon mit seiner Familie wandte sich nach Nordhausen. Dr. Major ging nach Goslar. Wo Katharina blieb, wissen wir nicht. Als bekannt gemacht wurde, die Flüchtigen sollten ungefährdet in das dem Herzog Moritz übergebene Wittenberg heimkehren, eilte auch sie dahin, um fortan dort zu wohnen.

Sie hatte aber schwere Zeit daselbst und ihre Lust zur Landwirthschaft mußte sie hart büßen. Wohl hat sie es da auch bereut, den Freunden, welche den Ankauf von Wachsdorf widerrathen hatten, nicht gehorcht zu haben. Denn die Güter wurden von Durchzügen, Plünderungen, Verwüstungen und Kriegssteuern schwer betroffen; statt Nutzen zu gewähren, waren sie eitel Schaden. Dazu kam nach der Hand ein Prozeß mit einem streitsüchtigen Nachbar. Im Jahre 1548 machte sie, um bei dem kaiserlichen Befehlshaber Milderung der auf Zulsdorf drückenden Kriegssteuern zu erlangen, mit Melanchthon eine Reise nach Leipzig. Letzterer hatte für die schwer Bedrängte, die gar keine baare Einnahmen hatte, am 3. Sept. 1548

bei dem König von Dänemark um Fortreichung des Jahrgehalts für „die arme Wittfraw des Herrn Doktoris Martini Lutheri" Bitte eingelegt. Ebenso hat Bugenhagen (Dr. Pomer) in den beiden folgenden Jahren wiederholt gebeten, des Königs Majestät möchte auch „die arme Wittwe Lutheri bedenken, die nicht arm wäre, wenn sie ihre Gütlein zu versorgen vermöchte." Aber alle diese Fürsprachen halfen nichts. Sie griff nun selbst noch einmal zur Feder und schrieb: „Gottes Gnade durch seinen eingebornen Sohn Jesum Christum, unsern Heiland und wahrhaftigen Helfer, zuvor. Durchlauchtigster, großmächtigster, gnädigster König und Herr. E. K. M. bitte ich in Unterthänigkeit, meine Schrift gnädiglich anzunehmen in Betrachtung, daß ich eine arme Wittwe bin und daß mein lieber Herr, Doktor Martinus Luther seliger Gedächtniß, der Christenheit treulich gedient hat und insonderheit sich aller Gnaden zu E. K. M. versehen. Nun hat E. K. M. meinem lieben Herrn jährlich etlich Jahre eine gnädige Hülfe gethan mit 50 Thalern, dafür ich E. K. M. fleißig anrufe. Nachdem aber ich und meine Kinder jetzo weniger Hülfe haben und die Unruhe dieser Zeit viele Beschwerungen bringet, bitte ich, E. K. M. wolle mir solche Hülfe gnädiglich auch fürohin verordnen, denn ich zweifle nicht, E. K. M. hat meines lieben Herrn große Last und Arbeit nicht vergessen, so ist auch E. K. M. der einige König auf Erden, zu dem wir arme Christen Zuflucht haben mögen und wird Gott ohne Zweifel E. K. M. von wegen solcher Wohlthaten, die den armen christlichen Predigern und ihren armen Wittfrauen und Waisen erzeigt werden, besondere Gaben und Segen geben, darum ich

ernstlich und treulich bitten will, der allmächtige Gott wolle E. K. M. und E. K. M. Königin und junge Herrschaft gnädiglich bewahren! Datum Witeberg, am 6. Tag Oktobris Anno D. 1550. E. K. M. unterthänige Katharina D. Martini Lutheri nachgelassene Wittfrau." Auch diese Bitte blieb unerhört und Katharinens Lage wurde immer bedrängter. Sie half sich, so gut sie konnte, vermiethete die entbehrlichen Gelasse der Klosterwohnung und nahm, wie früher, Kostgänger an. Aber die heranwachsenden Söhne kosteten immer mehr und sie mußte auf das ihr persönlich zugehörige Gütchen Zulsdorf 400 Gulden aufnehmen und für 600 Gulden silberne und vergoldete Becher verpfänden. Das Eigenthum der Kinder tastete sie nicht an, es sollte sich nach ihrem Tode zeigen, daß sie überall nicht zum Nachtheil derselben gewirthschaftet hatte.

Nachdem sie sich also an zwei Jahre hin gefristet hatte, trieb die Noth sie zu einem letzten Versuche bei König Christian III. Sie schreibt: „Durchlauchtigster, Großmächtigster Kuning! Allergnädigster Herr! E. K. M. seind meine unterthänige Dienst sammt meinem armen Gebet gegen Gott unterthänig allezeit zuvor. Allergnädigster Kuning, E. K. M. wissen sich gnädiglich zu entsinnen, wie daß E. K. M. meinem lieben Herren seliger, sammt dem Herrn Philippo und D. Pomerano jährlich ein Gnadengeld geschenkt, welches sie zu Unterhalt ihrer Haushaltung und Kinderlein haben sollten. Welchs denn bisher jährlich gemeldeten Herren von E. K. M. gnädiglicher überreichet. Dieweil aber mein seliger lieber Herr E. K. M. allzeit geliebet und für den christlichsten Kuning

gehalten, auch E. K. M. sich in solcher Gnaden gegen seligen meinen Herrn, gehalten, dafür ich unterthänig E. K. M. danke, so werde ich durch dringende Noth bewogen, E. K. M. in meinem Elend unterthäniglichen zu ersuchen, des Verhoffens, E. K. M. werden mir armen und von jedermann verlassenen Wittwen solch mein unwürdig Schreiben gnädiglichen zu gut halten. Und will hiemit E. K. M. unterthänig gebeten haben, E. K. M. wollen mir aus Gnaden solch Geld folgen lassen, dann sonders Zweifel E. K. M. wohl bewußt, wie es nu eine Zeit her nach dem Abgang meines seligen Mannes in diesen Landen gestanden, wie man die Elenden gedruckt, Wittwen und Waisen gemacht, also daß zu erbarmen; ja mir mehr durch Freunde als durch Feinde Schaden zugefügt. Aus diesen und andern Ursachen werde ich gedränget, E. K. M. unterthänig zu ersuchen, nachdem sich ein jeder so fremd gegen mir stellet und sich meiner niemand annehmen will. Versehe mich, E. K. M. werde sich in diesem meinem Ansuchen gnädiglicher finden lassen und den Lohn von Gott dem Allmächtigen empfahen, welcher der Wittwen und Waisen Vater sein will. Demselben Gott, Vater unsers Herrn Jesu Christi, will ich E. K. M. in sein väterlich Schutz und Schirm befohlen haben, der wolle E. K. M. bei langem Leben seiner Kirchen zu gut, gnädig erhalten und für allen Schaden der Seel und Leibes behüten. Datum im Jahre 1552, den 8. Januarii. E. K. M. allzeit unterthänige Katharina Lutherin, D. Martini nachgelassene Wittwe." Diese klägliche Bitte befürwortet abermals Bugenhagen mit den Worten: „Es ist ja am Tag, daß sie in ihren Gütern dieses Jahr sehr großen

Schaden gelitten hat sammt ihren Nachbarn." Das wirkte. Schon am 23. März konnte Bugenhagen dem Könige für den Empfang des Geldes danken. —

Bald trat nun auch durch den Passauer Vertrag (2. August 1552) wieder äußere Ruhe ein; es wurde der fromme Kurfürst Johann Friedrich seiner Haft entledigt und die Freiheit des evangelischen Bekenntnisses und Gottesdienstes sicher gestellt. Doch sollte Katharina diese Ruhe nicht mehr genießen. Die Kinder hatten sich indessen zur Freude ihrer Mutter entwickelt. Der älteste Sohn, Johannes, der die Rechte studirte, nahm 1549 ein sehr ehrenvolles Zeugniß von Melanchthon mit auf die Universität Königsberg, erhielt auch von dieser bei seinem Abgang ein sehr gutes Zeugniß in Betreff seines Wandels und seiner Kenntnisse. Der bedeutend begabtere Martin studirte in Wittenberg fleißig die Gottesgelehrsamkeit. Der dritte und wie es scheint begabteste Sohn, Paul, widmete sich besten Erfolgs der Arzneiwissenschaft. Die Tochter Margaretha blühte im Hause der Mutter lieblich heran. Im Juni 1552 mußte sich die Universität von Wittenberg nach Torgau vor einer ausgebrochenen Seuche flüchten, die auch in Katharinens Haus eindrang, so daß sie sich mit ihren drei Kindern ebenfalls dorthin begab — etwa im August. Aber auf der Reise wurden die Pferde scheu und gingen durch. Die Mutter, um ihre Kinder besorgt, sprang aus dem Wagen, schlug heftig auf den harten Boden und fiel in einen Graben voll kalten Wassers. Schrecken und Erkältung wirkten so übel auf ihren Körper, daß sie sehr schwach in Torgau eintraf und dort schwer erkrankte. Die Krankheit verwandelte sich in ein Zehrfieber. „Während

der drei Monate ihres Krankenlagers tröstete sie sich und hielt sich aufrecht mit Gottes Wort, und wünschte sehnlich ein sanftes Abscheiden aus diesem Jammerthale; empfahl auch oft die Kirche und ihre Kinder Gott und betete, daß die reine Lehre, die der Herr durch ihres Mannes Wort dieser letzten Zeit gegeben hat, unverfälscht den Nachkommen überliefert werden möchte." So berichtet ihr Leichenredner. Ueber ihren innern Stand sagt uns genug das eine Wort, das sie in ihrer letzten Krankheit sprach: „Ich will an meinem Herrn Christo kleben bleiben, wie die Klette am Kleide." *)

Sie starb — in fremdem Hause, an fremdem Ort, ohne ihre Kinder versorgt zu sehen, doch in guter Zuversicht, daß dieselben auf guten Wegen seien, am 20. Dezember 1552 im 54. Lebensjahre, „sanft und selig." Nach Gewohnheit der damaligen Zeit wurde sie schon am folgenden Nachmittag um 3 Uhr in der Stadt- oder Marien-Kirche zu Torgau beigesetzt. Zur Theilnahme an der Begräbnißfeier forderte der Vizerektor der noch immer in Torgau weilenden Universität, Paul Eber, durch öffentlichen Anschlag die Studirenden auf. Darin spricht er von der Hoffnung, mit welcher sich die Kirche Christi in allen Lei-

---

*) Dieses Glaubenswort soll den seligen Rektor Keimann in Zittau († 1662) veranlaßt haben, zu singen: „Meinen Jesum laß ich nicht; weil er sich für mich gegeben, so erfordert meine Pflicht, Klettenweis an ihm zu kleben" — was in neuern Gesangbüchern ebenso weggedrechselt worden ist, als das gleiche Wort in dem Liede von Sim. Graf: „Christus der ist mein Leben," wo es ursprünglich und unverbesserlich im 7. Verse heißt: „Und laß mich an dir kleben, Wie eine Klett am Kleid."

denszeiten aufrecht gehalten habe, und fährt fort: „Durch diese Hoffnung hat sich auch in großen Trübsalen aufrecht erhalten die fromme Frau Katharina von Bora, abstammend aus einer edlen Familie des Ritterstandes in Meißen, Ehegemahl des ehrwürdigen und heiligen Mannes, Herrn Doktor Martin Luthers. Denn nachdem sie durch den Tod ihres Gatten (der zu ihrem Herzeleid an einem fremden Orte starb, wo sie nicht bei dem Kranken sein und dem Sterbenden nicht ihre Treue und letzten Liebespflichten beweisen konnte) die allerschmerzlichste Wunde empfangen hatte, irrte sie in dem bald darauf folgenden Kriege mit ihren verwaisten Kindern unter den größten Beschwerden und Gefahren als Vertriebene umher und erfuhr neben den vielfältigen Beschwerden des Wittwenstandes auch noch großen Undank bei vielen, von denen sie wegen der unermeßlichen öffentlichen Verdienste ihres Gatten um die Kirche Wohlthaten erwarten konnte, aber oft schändlich getäuscht wurde." Demnach werden die Studirenden eingeladen, sich bei ihrer Wohnung auf der Schloßgasse einfinden und „der ehrsamen Frau diese letzte Ehre erweisen und damit beurkunden zu wollen, daß sie die Frömmigkeit der Wittwe, durch die sie sich in ihrem ganzen Leben so sehr auszeichnete, hochachten, die schwere Trauer der Waisen sich zu Herzen nehmen und der Verdienste ihres Vaters eingedenk seien, und daß sie endlich auch ihr Gebet darauf richten, es wolle Gott, der ewige Vater unsers Herrn Jesu Christi, das Licht des Evangelii rein erhalten und dessen treue Lehrer schützen und die Obrigkeiten behüten, welche den Kirchen und Schulen noch einige Zuflucht gewähren. Torgau am Tage des Apostel Thomas

1552." Die ganze anwesende Studentenschaft nahm mit den Lehrern der Hochschule Theil an dem feierlichen Begräbnisse. Zwischen dem Taufsteine und der Sakristei wurde ihr in einer großen Nische ein Grabdenkmal errichtet. Auf demselben liegt sie in Lebensgröße ausgehauen, angethan mit einem Sterbekleide. Die aufgeschlagene Bibel hält sie fest an die Brust gedrückt. Oben zur Linken ist das Bora'sche, gegenüber rechts ist Luthers Wappen: eine weiße aufgeblühte Rose, in deren Mitte ein rothes Herz und darauf ein schwarzes Kreuz. („Des Christen Herz auf Rosen geht, wenns mitten unterm Kreuze steht.")

Katharina Luther hat eine geschichtliche Aufgabe erfüllt. Nachdem die katholische Kirche mit ihrem Verbote der Priesterehe, mit ihrem Gelübde der Jungfrauschaft der göttlichen Einsetzung der Ehe einen Stoß gegeben hatte, den die Erhebung der Ehe zu einem Sakramente mit nichts wieder ausgleichen konnte, mußte der Mann, welcher der falschen Lehre den größten Stoß versetzte, gerade in diesem Hauptpunkte des christlichen Lebens dem Bibelworte durch die That zu seiner Ehre verhelfen. Wäre Katharina dieser reformatorischen Stellung nicht gewachsen gewesen, wie hätte diese Verbindung des Mönches und der Nonne verderblich auf das evangelische Volk wirken müssen! So aber sah alle ehrliche Welt in Luthers „ehrlicher Hausfrau" und deren trefflicher Haushaltung, treuer Gattenliebe und christlicher Kinderzucht den Beweis thatsächlich geführt, wie nicht das Kloster, sondern die Ehe Gottes Ordnung für Mann und Weib sei, und die Tausende, die reisend oder studirend Wittenberg besuchten, tru

gen ein liebliches Bild häuslicher Liebe und Sitte in alle Gauen des Vaterlandes mit heim. Wie Luther der ehrwürdige Alt-Vater aller evangelischen Pfarrherren Deutschlands wurde, so ward Katharina die ehrwürdige Alt-Mutter der ungezählten evangelischen Pfarrfrauen und Pfarrwittwen, eine Ahnfrau des vielgenannten aber nie ermessenen geistigen und geistlichen Segens, der durch die evangelischen Pfarrhäuser seit drei Jahrhunderten über ganz Deutschland sich ergossen hat.

Katharina Melanchthon,

geb. 1497. † 1557.

Man kann Luther nicht ohne Melanchthon nennen, wir wollen auch Katharina Luther nicht ohne Katharina Melanchthon haben. Melanchthon, der zarte nach Leib und Seele, der sanftmüthige und von Herzen demüthige, der von tausend Sorgen und Bedenklichkeiten umgetriebene, der von ganz Deutschland und noch weiter in Anspruch genommene, der Tag und Nacht in Studien, Büchern und Briefen vergrabene, der viel auf Geschäftsreisen abwesende, der für andere sich selbst vergessende und verzehrende „Präzeptor Deutschlands," das Urbild eines treufleißigen, nur dem Berufe lebenden, wissensdurstigen und wissensmächtigen, eines wahrhaft humanen Gelehrten, konnte wohl eine Gehülfin brauchen, die ihm die Kraft seines Leibes, das Heiligthum seines Hauses, die Ruhe seines Lebens pflegen und hüten wollte mit sanftem und stillem Geiste, mit thätiger Hand und frommer Treue. — Der erste Theologe des evangelischen Deutschlands sollte in seinem Hause und in seiner Hausfrau ein großes, weithin leuchtendes Beispiel geben, wie der Ehestand ein gottgeordneter und heiliger, ein eheloses und familienloses Leben aber nicht ein vollkommeneres und verdienstlicheres sei, wie die Hausfrau mit der von ihrem Manne ihr in

die Hand gegebenen Bibel inmitten ihrer Kinder und Hausgenossen das allgemeine Priesterthum der Christen an ihrem Theil verwirklichen und die Pfarrfrau insbesondere jene wahre Freiheit, zu welcher Christus Mann und Weib und alle Stände befreit („emanzipirt") hat, darstellen könne. Gleichermaßen mußte wohl das Haus des ersten Gelehrten des evangelischen Deutschlands zeigen, wie die Gelehrsamkeit und die Häuslichkeit, das stille Studirzimmer und die nach außen thätige Liebe, wie die Wissenschaft und die Gottseligkeit, Aristoteles und Paulus, Plato und Johannes sich vertragen, und wie in einem Professorenhause Christus nicht mit den „Göttern Griechenlands" in ein Pantheon für den Kultus des Genius versammelt, sondern als Gott über alles gelobt in Ewigkeit zu aller guten und bösen Zeit, die Seele, das Glück und der Trost auch des gelehrtesten und berühmtesten Hauses sein könne und wolle. Melanchthons Gattin mußte vorbildlich zeigen, wie die Hausehre eines deutschen „Schulmeisters," wie eine deutsche Professorenfrau miterfahren und mitbewähren soll, daß „Christum lieb haben besser ist, denn alles Wissen," und daß „züchtig sein, den Mann und die Kinder lieben, sittig sein, keusch, häuslich, gütig, dem Mann unterthan, nicht Lästerin, sondern gute Lehrerin sein," der tröstlichste Hausschatz ist gegenüber dem alten unglücklichen Verse, der zu den Schätzen, welche Aeskulap, und zu den Ehren, welche Justinian darbiete, scheel sehend jammert: „aber wir Grammatiker, wir sind ein armes Geschlecht."

Philipp Melanchthon (geb. 1497) machte sich im August von Tübingen aus auf die Reise nach Wittenberg,

wohin der Kurfürst von Sachsen ihn als Professor der griechischen Sprache berufen. Ueber Augsburg, wo die Baiern ihn für Ingolstadt gewinnen wollten, Nördlingen, Nürnberg, Leipzig zog er auf seinem Rößlein, und bereits am 29. August hielt er seine Antrittsrede mit so unerhörtem Beifall, daß Luther nur Glück wünschen und neidlos bewundern, aber auch nur fürchten konnte, es möchte der schwächliche junge Mann, der noch nicht zwanzig Jahre alt, fast noch wie ein Knabe aussehe, die Wittenberger Luft und Lebensart nicht aushalten, zumal bei so spärlicher Besoldung. Am 9. Februar 1520 schreibt Luther an Spalatin, er hätte schon lange gern für Melanchthon eine passende Frau gewünscht, denn er wisse, wie leicht solchen großen Geistern etwas zustoße und wie Melanchthon gerade um seinen Körper und sein Hauswesen sich gar nichts kümmere, leider aber sei derselbe gar nicht zum Heirathen geneigt. Spalatin nannte eine passende Jungfrau, aber Luther wagte es nicht, dem Melanchthon, der ganz und gar nicht zum Heirathen sich schicken wollte, eine bestimmte Person vorzuschlagen; ist er ja selbst noch weit entfernt, nach dem Beispiele seines Amtsbruders Agrikola von Eisleben, sich in die Ehe zu begeben. Indessen höhlt ein Tropfen den harten Stein aus, wie sollte nicht das weiche Gemüth eines Melanchthon sich haben von so treu meinenden Freunden unter das sanfte Joch der Ehe biegen lassen? Am 15. August 1520 schreibt der 23jährige Philippus: „Man giebt mir nun Katharina Krapp zur Frau (die Tochter des Bürgermeisters Hieronymus Krapp zu Wittenberg); ich will nicht sagen, wie unerwartet es mir ist und wie kühl ich dabei bin, aber das Mädchen ist von

solchen Sitten und von solcher Gemüthsart, wie ich es mir nur wünschen konnte. Ich folgte dem Rathe meiner Freunde" . . . . „Gewiß ist sie eines bessern Mannes werth, aber Gottes Wille mag nun also sein. Ich bringe mich um meine Studien, um mein einziges Vergnügen, indem ich dem Rathe und Willen meiner Freunde folge und heirathe." Luther wurde für den Ursächer dieses Schrittes ausgeschrieen, er erklärte auch, er kümmere sich nichts um das Geschrei, er habe es dem Manne und dem Evangelium zu lieb gethan, in der Hoffnung, Philippus werde, wenn verheirathet, länger leben, während es bei seiner bisherigen Lebensweise schwerlich lange dauern würde. Um nun die „bösen Zungen" zum Schweigen zu bringen, wurde die Hochzeit beschleunigt und auf den 6. November, den Tag nach Katharinen, verlegt. Melanchthon hätte sie gerne noch lange, lange hinausgeschoben, aber so schreibt er an Spalatin, „die Freunde meinten es anders und ich habe, ihnen folgend, es früher geschehen lassen." So kam denn für den guten Mann der nicht ersehnte Tag. Luthers eigene Eltern und Schwestern beehrten seines Philippus Hochzeit mit ihrer Gegenwart sammt andern angesehenen und gelehrten Männern. Seinen Zuhörern kündigte Melanchthon dieselbe in lateinischer Sprache an mit den Versen:

Fröhlich und gern ruht aus von Studien heute Philippus,
Pauli heilige Lehr trägt er euch heute nicht vor.

Das klingt wie gute Miene zum bösen Spiel, denn, ach! die Studien, die Bücher, die edle Zeit, die er nun mit einer Frau theilen soll — und einen ganzen langen Hochzeittag das Schreiben und Lesen nun aussetzen sollen, welch

eine harte Aufgabe, welch ein herbes Opfer für den jungen deutschen Professor!

Indessen ließ er sich doch nicht blos als Opfer geduldig zur Schlachtbank der Ehe führen, er zeigte sich auch bald als einen treuen und freudigen Priester des ehelichen Heiligthums, das seine Katharina ihm schmückte und pflegte. Melanchthon, als ein Schriftgelehrter zum Reiche Gottes geschickt, wußte auch Altes und Neues aus dem reichen Schatze seines Wissens hervorzubringen, wo es sich darum handelte, den Ehestand als Gottes Ordnung hoch hervorzuheben. Zu eigenster Ueberzeugung, wie Luther, hatte er das große Geheimniß der Ehe zumal aus der Schrift tief genug erkannt, um durch Wort und That es gegen die katholische Kirche zu retten, welche die Ehe einerseits zum Sakrament hinaufschraubt und andererseits als des Priesters unwürdig herabsetzt.

Der junge Meister Philippus fand aber auch an seiner Katharina, was ihr Name bedeutet, eine reine, eine feine und treue Lebensgefährtin und führte mit ihr eine wahrhaft glückliche Ehe. Die leiblichen Trübsale, die dieser heilige Stand nach des Apostels Wort mit sich bringt, blieben allerdings nicht aus, aber sie förderten das Glück dieser christlichen Eheleute.

Katharina gebar zwei Töchter und zwei Söhne: Anna, Philippus, Georg und Magdalena.

Schon im Jahre 1524 erfreute ihn die Geburt seiner ersten Tochter Anna, eines ausbündig holdseligen Kindes, wie Luther es nennt. Da eröffnet sich uns nun ein Blick in Melanchthons Herz und Haus, so schön als der in seines Freundes Luther. Hat das kindliche Gemüth Me-

lanchthons überhaupt die Kinderwelt mit fast übergroßer Zärtlichkeit umfaßt, — wie theuer waren ihm erst die eigenen Kinder! Seine Anna war und blieb sein Liebling. Sie war auch ein äußerst gutes und begabtes Kind, fromm, folgsam und züchtig. Einst kam das kleine Kind in's Zimmer und fand ihn weinen. Da geht es hin, nimmt sein Schürzchen und sucht ihm die Thränen aus den Augen zu wischen. „Dieser Beweis ihrer Theilnahme," schreibt er an seinen Freund Camerarius, „drang mir tief ins Herz." Einmal ist seine Tochter über Gebühr lange vom Hause weggeblieben. Als sie zurückkommt, fragt er sie scherzend, was sie denn nun der Mutter, die sie tüchtig auszanken werde, sagen wolle? „Nichts," entgegnete das Kind. Dieses Wort machte ihm große Freude und er wendete es nachher öfters gegen die Lästerungen seiner Feinde an.

Einst sitzt er in der Kinderstube, das Wiegenband in der einen, ein Buch in der andern Hand. Da tritt ein französischer Gelehrter ein und verwundert sich hoch, den berühmten Mann an solchem Orte bei solchem Amte zu finden. Philippus aber rühmt die Pflicht des Familienlebens und den Dank der Kinder gegen Gott auf solche Weise, daß der gelehrte Fremdling mit sehr belehrter Miene davonging. In der Kinderstube, im Familienkreise sah Melanchthon mit Wonne die „kleine Kirche." An einer Stelle der Postille, wo er von der Zärtlichkeit spricht, welche den Eltern gegen ihre Kinder eingepflanzt ist, und dabei das Beispiel des Agesilaus erwähnt, wird man unwillkürlich an ihn selber erinnert. Er sagt: „Siehe, wenn wir Kinder haben, küssen wir sie, wie stellen wir uns

so närrisch: wenn das ein Stoikus sieht, möchte er's tadeln oder wenigstens denken: „was ist das für ein Geck?" Bekannt ist das Beispiel des Agesilaus. Ein Fürst kam einst zu ihm, als er schon Greis war und eben mit seinem Sohne Archidamus spielte. Der alte Vater ritt mit dem Sohne auf dem Stocke und lehrte den Sohn auf dem Stocke reiten. Da jener nun plötzlich dazu kam, sagte Agesilaus: „Ich bitte dich, sage niemand etwas, bis du selbst Söhne haben wirst." Er deutete damit an, daß die Zuneigung, welche der Vater gegen seine Kinder hat, sich nicht von andern fordern lasse."

War nun Melanchthon ein so glückseliger Kinder- und Hausvater, wer konnte glücklicher in seinem Glücke sein, als Melanchthon's Gattin? Und an wen, nächst Gott, konnte er sich wiederum zuversichtlicher anlehnen, als an die geisteskräftige, unermüdliche, selbstlos ihm dienende Gehülfin, die sein Busenfreund Camerarius schildert als eine „sehr fromme Frau, die ihren Mann aufs innigste liebte, als eine überaus fleißige und geschäftige Hausmutter, in Sitten und Leben völlig untadelig, stets auf das Eine bedacht, was Noth ist, und in diesem frommen und tugendsamen Eifer die einfachste in Kleidern und Speisen." Sie scheint ihrem Manne, der selbst ohne Vermögen war, kein größeres Vermögen in die Ehe gebracht zu haben; dafür brachte sie ihm das größte Vermögen, das man haben kann, nämlich „Gottseligkeit mit Genügen."

Nicht um sich Geld zu verschaffen, sondern um seine Pflicht an der meisterlosen Jugend zu thun, gab sich der große Gelehrte mit Privatunterricht von Knaben in seinem Hause ab, wozu nur ein anderer Professor noch sich her-

gab. Es war theure Zeit, die Besoldung wurde nicht auf's pünktlichste ausbezahlt, es geschah ihm schwer, sich durchzuschlagen, aber es war ihm doch eine angebotene Zulage von 200 Gulden zu viel, er wollte durch Sparsamkeit und Häuslichkeit lieber zurecht kommen, als durch sein Amt und seine Feder reich werden. Gerne zwar möchte er seinen Kindern ein kleines Erbe hinterlassen, wenn er es auf ehrliche Weise könnte, aber er kann und will nicht schmutzig sein, er läßt sich selbst mißbrauchen und des Nothwendigsten berauben und giebt sich zufrieden, seinen Kindern einst nichts, als ein bischen Ruhm und Erziehung zum Erbe geben zu können. Katharina aber, statt aus diesem Ruhm und dieser Gelehrsamkeit ihres Mannes eine Erwerbsquelle zu machen, statt ihn zum Geldverdienen zu drängen, oder um des geringen spärlichen Lebens und Einkommens willen ihn zu quälen, oder die Gastfreundschaft und die Almosen, um die eines Melanchthons Haus täglich von allen Seiten und nicht immer bescheiden angesprochen wird, „mit Murmeln" zu üben, — Katharina, ihres Mannes würdig, nimmt auf ihre Verhältnisse keine Rücksicht; Essen und Trinken und äußerliche Zier ist ihr Nebensache; in rückhaltloser Freigebigkeit erschöpft sie den Vorrath, der ihr ungesucht zufloß, niemand durfte ohne Geschenk und betrübten Gesichtes von dannen gehen, für sich selbst ist sie es gerne zufrieden, daß ihr in den vier ersten Jahren auch nicht ein einziges neues Kleidungsstück von ihrem Manne gekauft worden ist. Das durfte er, „der hätte im Golde sitzen können, wenn er die Theologie zum Gegenstande des Gewinnes machen wollte," als ein Zeichen seiner und ihrer Häuslichkeit gegen Spalatin rühmen.

Sie hätte namentlich anfangs gerne dem schwächlichen Manne mehr mit guter Speise zugesetzt, die er auch wohl zu würdigen wußte. Er hatte sich in Tübingen an die größte Einfachheit gewöhnt und oft Fleisch und Gemüse mit der Suppe seines Nachbars vertauscht. In Wittenberg ließ sich diese Enthaltsamkeit nicht immer durchführen und er beklagt sich oft bitter über die „üppige" Lebensweise, in die man hineingezogen werde, und über „unsere Frauen, welche glauben, wir seien nicht satt oder sterben Hungers, wenn wir nicht vollgestopft sind, wie Würste, d. h.: so mit Speise und Trank angefüllt, daß wir nichts mehr hinunterbringen können. Solche Gefräßigkeit war ehedem nicht. Wie mäßig war mein Vater, der niemals mehr als ein Gericht aß. Wie unmäßig bin ich dagegen, der ich doch ziemlich mäßig zu sein glaube!" . . . Nun, seine Katharina wußte sich in ihn zu schicken, und sie wird wohl hin und wieder ihn dennoch mit einem guten Stücklein überlistet und getröstet haben, wenn er aus Speise und Trank sich allzusehr ein Gewissen machen wollte. Andererseits wußte sie wohl, wer nicht im Kleinen spart, kann nicht im Großen geben. Und geben war ihr eine Lust. Wenn Melanchthon die Güte selber war, wie Luther, wenn er aufopferungsfreudig sich selbst und das Seine vergaß, nur um andern Wohlthat erweisen zu können, wenn er hiezu oft selbst seine kostbaren Becher zu den Kaufleuten trug, um sie zu versetzen; so war darin seine Hausfrau mit ihm ein Herz und eine Seele. Camerarius sagt von ihr, sie sei freigebig und wohlthätig gegen alle, für die Armen zumal in solcher Weise besorgt gewesen, daß sie, beim Austheilen

von Gaben ohne Unterschied, nicht blos ihres Vermögens und ihrer Kräfte vergaß, sondern auch bei Andern sich zuweilen auf's inständigste und mit fast ungestümer Fürbitte für sie verwendete. Das konnte sie, die „nichts auf kostbare Mahlzeiten oder vornehme Kleidung gab," die nicht auf das Ihrige sah, sondern auf das, was des Andern ist, wie es einer Bekennerin des Evangeliums geziemt.

Sie hatte, wie Melanchthon, einen schwächlichen Körper. Bald litt sie an der Leber, am Stein, am Fieber. Ihrem Manne schlug die Wittenberger Luft nicht zu, von 1525 an hören seine Klagen über entsetzliche Schlaflosigkeit, dann über die ihn niederdrückende schmerzhafte Steinkrankheit nicht mehr auf. Wenn er mit diesem Körper dennoch diese unermeßliche Thätigkeit seines Geistes und Berufes aushalten sollte, so mußte er sich an die pünktlichste Lebensordnung halten und seine Hausfrau, statt ihm seine Kreise zu stören, zu seinem und ihrem Gewinn die strengste Hausordnung aufrecht erhalten. Morgens um 2 oder 3 Uhr fand man ihn schon in seiner Studirstube, und zwar im Sommer und Winter. Am Tage las er drei oder vier Collegia, wohnte den Conferenzen der Professoren bei und arbeitete alsdann bis zum Abendessen. Nach demselben ging er zu Bette, gewöhnlich um 9 Uhr. Er erbrach keinen Brief mehr am Abend, um nicht durch Sorgen im Schlaf gestört zu werden. Weil ihn seine Freunde am Rheine häufig mit gutem Wein beschenkten, so trank er vor dem Abendessen noch ein Glas. Er aß täglich nur einmal, höchstens zweimal, und immer ganz einfach. Kostbare Gerichte liebte er nicht, dagegen Suppe, Fische, Gemüse und Eier. Ueber Tisch war er sehr ge-

sprächig, an Stoff fehlte es natürlich einem Manne nicht, der so große Kenntnisse besaß und zugleich die Bekanntschaft mit Fürsten, Staatsmännern und andern berühmten Leuten gemacht hatte. Er liebte Munterkeit und anständigen Scherz. Er begann aber alle seine Geschäfte im Namen Gottes und vor Gottes Angesichte. Man kann gewiß sagen, sein ganzes Leben war ein Gebet. Nach dem täglichen Morgengebete las er einen Abschnitt aus der heil. Schrift, dann warf er einen Blick in den Kalender, um sich der kirchlichen Zeit, in der er gerade lebte, und der Männer Gottes, deren Namenstage gerade dastanden, zu erinnern. Erst nachdem er sich auf solche Weise durch Wort und Gebet geheiligt hatte, ging er an seine Arbeiten oder schrieb die dringendsten Briefe. Das Mittagsmahl wurde immer zur bestimmten Stunde gehalten. Dabei wurde nicht blos das Tischgebet, sondern auch das apostolische Glaubensbekenntniß gesprochen. — Welchen Segen, welche Förderung ihres innern Lebens und ihres Haushaltes mußte Katharina von dieser festen christlichen Wohlordnung haben, die als ein Band des Friedens die Gatten, das Gesinde und das ganze Haus umschlang. In der That, was war es doch ein Gewinn fortan für Mitlebende und Nachkommen, daß die Reformation nun das Wort Gottes auch in den Bürgerhäusern, nicht blos in den Klöstern und Kirchen reichlich wohnen ließ und in der Lutherbibel auch den Hausfrauen eine Vorrathskammer der Lehre, des Trostes an die Hand gab, um im Hausgottesdienst Priesterthum zu üben, besonders in Zeiten, worin sie hülflos, auf sich selbst beschränkt, vergehen müßten in ihrem Elende, wenn Gottes Wort nicht ungetheilt und

unverfälscht ihr Trost sein könnte. Und wahrlich, auch Frau Melanchthon bedurfte dieses Brünnleins Gottes in den viel heißen Tagen ihres Ehestandes zu Ertragung des Kreuzes, womit dieses stille und einfache Haus durch Gottes Gnade fast unausgesetzt heimgesucht war!

Ich Januar 1525 gebar Katharina ihren ersten Sohn Philippus nicht ohne Gefahr ihres Lebens. Der Erstgeborne selber war und blieb so elend und kränklich, daß sie kaum hoffen konnte, ihn auferziehen zu dürfen. Dennoch wurde ihre Muttertreue belohnt, der kleine Philippus blieb am Leben; dem Vater zwar nicht an Geistesgaben, doch an Herzensgüte ähnlich, wurde er Rechtsgelehrter und starb als Protonotarius der Universität zu Wittenberg, 80 Jahre alt und kinderlos, nachdem er in seinem hohen Alter noch in ein Stammbuch geschrieben: „Ich wünsche abzuscheiden und bei Christo zu sein, den 9. August 1603."

Schrecken, Kummer und Nachtwachen hatten in dieser Nothzeit, zu der die Aengsten des Bauernkrieges kamen unserm Melanchthon so sehr und fast noch mehr zugesetzt, als seiner Gattin. Schlaflosigkeit tödtete ihn fast; da hatte sie doppelt zu pflegen und zu wachen Tag und Nacht für Kind und Gatten. Nachdem er im folgenden Jahre das Gymnasium in Nürnberg eingeweiht hatte, fiel er (im August 1526) auf's Neue so darnieder, daß er und sein Arzt zwölf Tage lang an seinem Aufkommen verzweifelten. 1527 ging er zur Messe nach Leipzig, kehrte aber so elend zurück, daß er sich nur durch die einfachste Lebensordnung erhalten konnte. Während er dann im Juli und August auf einer Visitationsreise war, brach in Wittenberg die Pest aus, von der auch die Dienstmagd Katha-

rinens hingerafft wurde. Sie eilte nun mit den Kindern zu ihm nach Jena, wohin die Universität flüchtete. Im Oktober lag dann Melanchthon an der Kolik darnieder. Am 25. November, während er mit Luther zu Torgau arbeitete, wurde Katharina von einem Sohne entbunden, der den Namen Georg erhielt. Je größer die Mutter- und Vaterfreude an dem „allerliebsten" Kinde war, desto heißer war der Schmerz, als dieses wieder heimgehen sollte. Am 26. Juli 1529 traf die Nachricht vom Tode seiner Mutter ein, am 15. August starb der kleine Georg am englischen Schweiß. Da war der ohnehin von Leibesschwachheit beschwerte Mann den ganzen Sommer über „in Trauer und Thränen." Was mochte die Frau durchmachen am Todtenbette des Kindes und an der Seite des Gatten, der zugleich „über die Noth der Kirche so betrübt war, daß kein Tag war, an dem er nicht zu sterben wünschte!"

Doch die Zeit heilt Wunden, der bevorstehende Augsburger Reichstag entzog Melanchthon dem häuslichen Leide. Die Vollendung und Uebergabe der Confession zu Augsburg mußte auch für die ferne Gattin ebenso viel Freude, als die nachherigen fruchtlosen Friedensbemühungen Trauer bereiten. Während Melanchthon mit der Apologie seiner Confession beschäftigt war, schenkte ihm seine Frau (10. Juli 1531) eine zweite Tochter, Margaretha. Mit diesem ihrem letzten Kinde trat eine kurze Erquickungszeit im Melanchthon'schen Hause ein, und damit es auch an äußerem Behagen nicht fehle, schrieb im Jahre 1535 der Kurfürst Johann Friedrich an Katharinens Vater, er wolle auf seine Kosten ihr Haus und Hof

vergrößern, wie es der Zuwachs der Familie wünschen ließ. König Heinrich von England schickte ein Geschenk von 200 Dukaten, und auch an andern Ehren und Ehrengaben, wie an ehrenvollen Berufungen Melanchthons bald nach England, bald nach Frankreich, bald nach Tübingen &c. fehlte es nicht. Dafür fehlte es auch in guter Zeit nicht an Unruhe, Arbeit und Sorge. Melanchthon entwickelte eine unglaubliche, nur mit der Arbeitsamkeit Luthers vergleichbare Thätigkeit — sind doch von ihm noch bei 7000 Briefe und kleinere Arbeiten vorhanden, ungezählt aber sind die Ausgaben von alten Schriftstellern, die er besorgt, die Vorreden, die er zu fremden Büchern geschrieben, die Gutachten, die er gestellt, die Vorlesungen über Klassiker und Bibel, die auswärtigen Berathungen, Disputationen und Visitationen, die er zu halten hatte, so daß er 1533 seine Privatschule wegen der vielen Reisen aufgeben mußte. Das war allerdings nichts weniger als ein geruhiges Studirstuben-Stillleben, das die Reformatoren führen konnten, und das ihre Frauen miterlitten, miterkämpft, mitdurchgebetet haben!

Aber ganz besonders laut wurde es im Melanchthon'schen Hause, als am 6. November 1536 die älteste und geliebteste Tochter Anna mit Georg Sabinus Hochzeit machte. Doch diese Verbindung sollte leider eine Quelle schwersten Jammers für Melanchthon und seine Gattin werden. Sabinus zeigte sich bald als einen eiteln, selbstgefälligen und ruhmsüchtigen Mann, der keinem fremden Rathe folgte. Melanchthon beklagte es nachher bitter, daß er nicht genauer nach des Sabinus Horoskop gesehen, als er um seine Tochter gefreit habe, denn der Mann sei,

wie er nachher gefunden, in der Conjunction des Saturn und Mars geboren! Wir wissen ja, wie damals Natur und Geschick eines Menschen unter dem Einflusse der Gestirne gedacht wurde, und Melanchthon hielt auf dergleichen Zeichen und Vorzeichen so viel als Luther selbst. Im Jahr 1523, fünfzehn Jahre alt, war Sabinus von Brandenburg, seinem Geburtsorte, nach Wittenberg gekommen, und wegen seiner vortrefflichen Anlagen, besonders in der Poesie, hatte ihn Melanchthon, in dessen Hause er als Schüler wohnte, lieb gewonnen. Später studirte er zwar die Rechte, aber nebenbei beschäftigte er sich noch eifrig mit dem klassischen Alterthum, und konnte im Jahr 1538 vom Kurfürsten Joachim von Brandenburg als Professor der schönen Wissenschaften nach Frankfurt a. d. O. berufen werden. Aber Sabinus war ehrgeizig, hochfahrend, rauh und zornig gegen seine stille, milde Gattin, und bald zeigte sich die Ehe als eine ganz unglückliche.

Diese häuslichen Sorgen und Kümmernisse wären neben den Amtsmühen und Berufssorgen, die keinen Tag zu Hause und auf Reisen unausgefüllt ließen, Glaubensprüfung und Geduldsübung genug gewesen, aber „wenn einmal das Unglück kommt, so kommt es mit Haufen." Den ärgsten Schlag erhielt Melanchthon von seinem eigenen Gewissen. Er und Luther hatten dem Landgrafen Philipp von Hessen die Doppelehe, die derselbe eingehen wollte, abgerathen zwar, aber schließlich als ein geringeres Uebel leider doch zugestanden. Melanchthon mußte (3. März 1540) selber Zeuge der Vermählung des Landgrafen mit Margarethe von Saal werden, und als jener das Aergerniß öffentlich zu machen drohte, fiel der arme Melanchthon

zu Weimar aus Gram und Schwermuth in eine tödtliche Krankheit. „Als er nun so heftig krank lag und es mit ihm so gefährlich stund, ließ der Kurfürst bei Tag und Nacht Luthern und Melanchthons Sohn von Wittenberg holen. Die fanden," so erzählt ein Zeitgenosse, „seine Augen schon gebrochen, allen Verstand gewichen, die Sprache entfallen, das Gehör vergangen und das Angesicht schlaff und eingefallen. Dazu kannte er niemand, aß und trank nichts. Als ihn nun Luther so ansieht, erschrickt er über die Maßen und spricht zu seinen Gefährten: behüt Gott, wie hat mir der Teufel dies organon (Werkzeug) geschändet! kehrt sich alsbald zum Fenster und betet ernstlich zu Gott. Allda, sagte Luther, mußte mir unser Herrgott herhalten. Denn ich warf ihm den Sack vor die Thüre und rieb ihm die Ohren mit allen Verheißungen der Gebetserhörung, die ich in der heiligen Schrift zu erzählen wußte, daß er mich mußte erhören, wo ich anders seinen Verheißungen trauen sollte. — Hierauf ergreift er Philippum bei der Hand und spricht: Sei guten Muthes, mein Philippus, du wirst nicht sterben! Obwohl Gott Ursache hätte zu tödten, so will er doch nicht der Sünder Tod, sondern daß er sich bekehre und lebe. Er hat Lust zum Leben und nicht zum Sterben. Hat Gott die allergrößten Sünder, die je auf Erden kommen, als Adam und Eva, zu Gnaden wieder berufen, viel weniger will er dich, mein Philippe, verstoßen, noch in Sünden und Schwermuth verderben lassen. Darum so gieb dem Trauergeist keinen Raum, und werde an dir selbst kein Mörder, sondern vertraue dem Herrn, der tödten und wiederum lebendig machen, verletzen und verbinden, schlagen

und wieder heilen kann. Denn Luther wußte wohl seines Herzens und Gewissens Anliegen. In solchem Ergreifen und Aussprechen fähet Philippus an, wieder Athem zu holen, konnte aber doch lange nichts reden, bis über eine gute Weile."

Kaum hergestellt, darf er aber nicht einmal seine in Angst und Sorge schwebende Gattin daheim begrüßen, er muß mit nach Eisenach zum Convent, dann nach Worms, von wo aus er den Dr. Fuchs in Tübingen wegen seiner eigenen Hinfälligkeit zu Rathe zieht, während seine Frau zu Hause ebenfalls schwer krank darnieder liegt, die ihn erst im Januar 1541 wieder sieht, aber nur, um ihn im März schon wieder zum Convent nach Regensburg ziehen zu lassen. Da wird er auf der Reise aus dem Wagen geworfen und bricht fast den rechten Daumen. In Regensburg selbst muß er durch Luther, der in Wittenberg die neue Gefahr vernommen, vor Giftmischern gewarnt werden. Also hatte Katharina in fortwährenden Aengsten zu schweben.

Ist der eine Sturm vorüber, so kommt der andere. Der Schwiegersohn Sabinus, der unruhige Kopf und unglückliche Ehemann findet sich als Professor in Frankfurt a. d. O. nicht groß und glänzend genug. Aussicht auf eine höhere Stellung eröffnet sich 1543, da Herzog Albert von Preußen auf den Gedanken kam, eine Universität zu Königsberg zu stiften. Die Hoffnung, durch Theilnahme an deren Stiftung großen Ruhm zu erndten, spiegelte ihm die Zukunft so golden vor, daß er kein Mittel zum Zwecke unversucht ließ. Er wollte herrschen, bei Hofe gelten, auch wohl seine Frau den Augen der Eltern entziehen, bei wel-

chen sie ihren natürlichen Rückhalt suchte. Anna, bescheiden und still erzogen, konnte sich in der Verbindung mit diesem Manne immer weniger glücklich fühlen. Sie hat unter vielem andern ihrer Mutter über das Schuldenmachen ihres Mannes zu klagen, wodurch auch sie in übeln Ruf gebracht werde, aber die Mutter solle dem Vater davon nichts sagen, sie habe schon so viel Unglück ertragen und wolle auch fernerhin aushalten. Sabinus dringt nun sogar auf Scheidung der Ehe. Er ist voll von Vorwürfen über die Frau und voll Klagen und Anklagen gegen Melanchthon. Anna mit den Kindern war zu den Eltern gegangen, und jetzt fragt Melanchthon seinen Schwiegersohn ernstlich, ob er kommen und sie in Liebe abholen wolle, oder da lassen, oder ganz sich von ihr scheiden — es stehe ihm alles frei. Unterdessen wurde Sabinus, besonders durch Camerar, der ihn auch immer bei Melanchthon vertrat, so vortheilhaft dem Herzoge empfohlen, daß er in der That zum ersten Rektor der neuen Universität ernannt wurde. Nun verlangt er, daß Frau und Kinder ihm gebracht werden. Melanchthon selbst will seine Anna mit zwei Töchtern zu ihm führen, die dritte aber läßt die Großmutter nicht von ihrer Seite. „Mir," so schreibt Melanchthon an Camerar, „macht die Reise meiner Tochter ungeheuer Sorge und Schmerz. Aber ich bitte Gott, daß er unsere Thränen ansehen wolle. Wenn du doch sähest, wie meine Tochter immer zu Hause war: sie ist still, bescheiden, mäßig, gar keine Zänkerin und nicht dumm." — „So folgt denn," schreibt er den 10. Juni, „die Mutter mit den zwei Kleinen voll des tiefsten Schmerzes ihrem Mann, er läßt sie nicht einmal die hiesige Magd

mitnehmen, an die doch das eine Töchterlein in seiner Krankheit so gewöhnt war, daß es sich nur von ihr behandeln ließ; ach, der Kummer wird ihr eine frühzeitige Geburt und den Tod bringen, wie sie selber ahnt, wenn nur nicht noch Traurigeres kommt; ich flehe zu dem Sohne Gottes, der gesagt hat, kommet zu mir, die ihr mühselig und beladen seid, daß er sie behüte und regiere." Es vergrößerte seinen Schmerz, daß man ihm und den Seinen alle Schuld aufbürde und den Sabinus freispreche, der ihn und seine arme Gattin, sowie seine Tochter nun acht Jahre lang so vielfach gequält habe, während dieser Schwiegersohn ihm noch wenig Freude gemacht. „Aber ich will des Herrn Zorn tragen, denn ich habe wider ihn gesündiget . . . . am besten wäre es gewesen, wenn ich die Tochter zurückbehalten hätte."

Im Oktober brach zu neuem Schrecken die Pest in Wittenberg aus; noch stärker aber Luthers Zorn über Melanchthons Nachgiebigkeit gegen den Straßburger Gottesgelehrten Buzer und die schweizerischen „Sakramentirer" — so daß Melanchthon alles anwenden muß, sich bei Luther zu entschuldigen, und falls dies nicht geriethe, an einen Wegzug von Wittenberg denkt, wo Luthers unbeugsame Kraftnatur den weichen Melanchthon beengt und drückt. Doch Luther gab sich zufrieden mit Melanchthons Erklärungen, und wer von Wittenberg weggehen sollte, das war nun nicht der weiche Melanchthon, sondern der eiserne Luther.

So kam das Unglücksjahr 1546. Das Tridentiner Concil begann. Luther starb. Auf Melanchthons Schultern wälzte sich jetzt alle Last allein. Er wurde Vormund

der Kinder Luthers. Der Schmalkaldische Krieg brach aus Melanchthon muß mit Weib und Kind aus dem vom Kurfürsten Moritz belagerten Wittenberg im November nach Zerbst, nach Magdeburg fliehen. Am 29. December kann zwar Katharina wieder in die befreite Stadt zurück, er selbst aber kommt erst im Januar nur auf drei Tage, und muß gleich wieder von Ort zu Ort. Und nun trifft ein herbster Schlag den unstet umhergetriebenen Mann und seine verlassene Gattin. Ihre Enkeltochter, die sie nicht von sich gelassen, erkrankte am 2. März am Fieber; wenige Tage darauf geht die Nachricht ein, daß ihre geliebte schmerzenreiche Tochter Anna am 26. Februar zu Königsberg entschlafen sei. Das schlug den vielgeprüften Herzen die tiefste Wunde. Wie es unserer Katharina zu Muth war, das mögen wir aus ihres Gatten Worten wiederklingen hören, wenn er von Zerbst aus an Paul Eber nach Wittenberg schreibt:

„Ich schicke Dir die Beschreibung des Todes meiner Tochter, die, wenn ich sie lese oder nur daran gedenke, den väterlichen Schmerz so steigert, daß ich Gefahr für meine Gesundheit fürchte. Nicht aus den Augen kommt mir der Anblick, den die weinende Tochter gewährte, als man sie fragte, was sie den Eltern wohl noch sagen möchte, und es fallen mir dabei verschiedene Dinge ein, welche mich ängstigen." — Sein einziger Trost war, daß sie unter deutlichen Zeugnissen wahrer Liebe gegen Gott und ihren Mann verschieden; die Liebe, die er zu seinem Kinde fühlte, war ihm eine deutliche Erinnerung an die Liebe Gottes des Vaters zu seinem Sohne und zu uns. An seinen Freund Cruciger schrieb er kurz zuvor: „Ich liebte

die Tochter mit einer von Gott in die Natur gepflanzten Liebe, und die Liebe wurde durch das Mitleid stärker, nachdem sie in die traurige Sklaverei gekommen war; zumal da ich sah, wie viel herrliche Vorzüge in ihr angelegt waren. Daher kann ich nicht anders als tief trauern, nun ihr frühzeitiger Tod dazu kommt. Auch steigert sich meine Trauer durch den Gedanken an den Fehler, den ich gemacht. Nicht ihre Schuld, sondern meine Achtlosigkeit hat sie in solchen Jammer gebracht. Da ich sie aber zehn volle Jahre lang täglich mit wahren Herzensseufzern Gott befohlen, so achte ich, daß sie durch Gott aus diesem Leben abgerufen worden, um aus ihrem Jammer befreit zu werden."

Melanchthon, der alle Innigkeit seiner Liebe auf die verwaisten Enkel überströmen ließ, wünschte, daß nebst der kleinen Katharina, welche eben die Großmutter gar nicht hatte von sich gehen lassen, den Großeltern wenigstens auch die noch jüngere Martha zur Erziehung und Versorgung überlassen werden möchte. In einem seiner Briefe aus dieser Zeit an Staphylus in Königsberg lesen wir: „In Bezug auf die Töchter des Dr. Sabinus habe ich geschrieben, es sei meine Bitte, daß er sie mir alle, oder wenigstens einige davon geben wolle. Martha, weil sie etwas schwächlich ist, möchte ich durchaus hier bei der Schwester erziehen lassen, wo sie unter Gottes Beistand zärtlich gepflegt und eifrig zur Erkenntniß Gottes und zu ordentlicher Arbeit, in Gemeinschaft der Schwester, die nun schon liest und schreibt, angehalten werden sollte." Und an seinen Schwiegersohn schreibt der sanfte Mann bald darauf: „Ich wünsche, daß unsere Freundschaft beständig sei, und ich

will sie auch treulich bewahren. Deine Kinder wenigstens will ich für die meinigen halten, und sie sind in der That auch die meinigen; ich liebe sie nicht weniger, als ich die Mutter geliebt habe. Daß ich aber meine Tochter mit einer großen Innigkeit umfaßt habe, wissen viele; auch ist diese mit ihrem Tode nicht erloschen, sondern durch Schmerz und Sehnsucht wird sie genährt. Da ich nun weiß, wie lieb sie die Kinder gehabt, so glaube ich ihre Neigungen auf mich übertragen zu müssen." Es ist leicht zu erachten, wie groß die Freude der Großeltern war, als Sabinus dem ausgesprochenen Wunsche wirklich nachkam und bei seiner Reise nach Wittenberg im Herbste des Jahres 1547 sogar drei Töchter und einen Sohn dort zurückließ.

Für die Mutter Katharina gesellte sich unterdessen zur Trauer um die Erstgeborene eine schmerzliche Krankheit. Dazu kam Krieg und Kriegsgeschrei in die Nähe. Am 24. April 1547 war die für die Evangelischen so unglückliche Schlacht bei Mühlberg, am 1. Mai mußte Melanchthon mit seiner kranken Frau und mit Luthers Wittwe auf die Flucht nach Braunschweig und Nordhausen; schon schickte er des Sabinus Tochter mit seinem eigenen Sohne voraus in die Pfalz, um dann mit seiner Gattin und dem Hausrathe nachzukommen. Indessen konnte er (26. Juli) doch nach Wittenberg zurückkehren, am 31. August kommt auch Katharina dahin, geht aber bald wieder nach Nordhausen zurück zu den Kindern. Im September kommt Sabinus mit allen seinen Kindern nach Wittenberg. Katharina aber wird in Nordhausen schwer krank, während ihr Gatte selbst in Wittenberg an Leib und Seele gefoltert darniederliegt Zuerst eilt ihr Sohn Philippus, nach-

her auch ihr Gatte und Schwiegersohn zu ihr. Sie kehrt endlich im Oktober halb genesen nach Wittenberg zurück. Schon am 29. Februar 1548 aber muß Melanchthon wieder vor dem erzürnten Kaiser Karl V. nach Klosterzelle fliehen. „Hie und da ist keine Ruh, die ist bei Gott, die suche du!" so hieß es recht für dieses Haus.

Unter eigenen größten Steinschmerzen schrieb Melanchthon im Juni 1549 einen Katechismus für sein Töchterlein. Am 13. Februar 1550 ging dem Hause doch auch wieder ein Licht der Freuden auf. Die zweite Tochter Magdalena (geb. 18. Juli 1531) verlobte sich mit dem trefflichen Doktor der Medizin, Caspar Peucer. Katharina ging mit der glücklichen Tochter selbst nach Leipzig zur Messe, um die Einkäufe zu besorgen, und alles gerieth wohl. Am 28. Februar verlobte sich der Sohn Philippus mit einer ehrbaren Wittwe. Am 5. Mai war dessen Hochzeit, am 2. Juni die Hochzeit Magdalenens, am 28. Juni die des Sabinus mit einer zweiten Frau, Anna, der Tochter des Königsberger Rathsherrn Christof Cromer. Es war für Melanchthon eine große Freude, von ihm die freundliche Bemerkung zu hören, daß diese zweite Frau Aehnlichkeit mit seiner heimgegangenen Anna habe. Das war doch ein wenig heiterer Himmel; aber er bedeckte sich bald genug wieder. Am 18. Juli 1552 mußte Katharina mit der Familie nach Torgau fliehen, weil in Wittenberg die Pest ausgebrochen.

Im folgenden Jahre (den 3. April) erlitt die indessen nach Wittenberg heimgekehrte Familie einen Verlust, der auch unserer vielduldenden Katharina einen gewaltigen Riß durch Herz und Leben machte. Johann Koch aus

Ilsfeld bei Heilbronn am Neckar war 1519 durch Hieronymus Baumgärtner von Nürnberg dem Melanchthon zum Diener empfohlen worden. Von da an hat dieser Schwabe mit großer Treue in seinem Hause gedient, die Kinder aufgezogen und unterrichtet, ist dem ganzen Hauswesen als ein rechter Elieser vorgestanden, und hat sich insbesondere seiner Hausfrau in Abwesenheit Melanchthons fast unentbehrlich gemacht; wie denn auch letzterer öfters von seinen Reisen aus an ihn schrieb und überhaupt große Stücke auf ihn hielt. Johannes besorgte alles im Hause, er kaufte, verwahrte, gab heraus und hielt Ordnung, durch seine Umsicht und Sorgfalt allein wurde das Haus im Stande gehalten. Als Veit Dietrich in Nürnberg seine Predigten über den Seelenkampf des Sohnes Gottes dem Melanchthon schickte, schrieb dieser zurück: „ich werde sie sorgfältig lesen; mein Diener, welcher solche Schriften mit Begierde liest, lobt sie sehr." Nun sollte auch dieser treue Diener im Frieden Gottes fahren. Am 3. April 1553 starb er, und Melanchthon zeigte den Tod seines lieben Hausgenossen der Universität öffentlich an mit folgenden Worten: „Mit Gottes Hülfe hat mein Diener Johannes, geboren am Neckar, 34 Jahre mit mir gelebt. Mit wahrer Frömmigkeit hat er Gott verehrt und gegen die Menschen war er gerecht, wahrhaftig und dienstfertig. Er war züchtig und ein Freund der Züchtigkeit. Die Zeit des Tages widmete er Morgens dem Lesen der heiligen Schrift und dem Gebete, alsdann der Pflege und dem Unterrichte meiner kleinen Söhne und Töchter, hierauf der Haushaltung. Er begleitete uns auf allen unsern Wegen in Zeiten des Krieges und der Pest, und hat all

mein Leben, meine Arbeiten und Kümmernisse gesehen. Und nie haben ihn uns die Zeiten geändert. Er hatte in seinem Wesen nichts Angelerntes, nichts Gemachtes oder Geschminktes. Da er anhielt am Lesen des Wortes Gottes und am Gebet, so strahlte in ihm der Sohn Gottes, die Sonne der Gerechtigkeit, und zündete in ihm das Licht wahrer Tugend an. Er war mir nicht blos ein treues liebes Familienglied, sondern auch ein biederer Rathgeber und äußerst verständiger Beurtheiler in strittigen Lehrpunkten. Oft hat er mich klüglich gewarnt und auf Fragen über Lehrstreitigkeiten sein gewichtiges Urtheil abgegeben. Er liebte die Einigkeit der Kirche so sehr, daß ihn nichts mehr schmerzte, als die Zwistigkeiten der letzten fünf Jahre. Dieser Schmerz hat auch seine Kräfte untergraben und nach und nach verzehrt. — Nun ist er, wie ich nicht zweifle, in der Zahl derer, von welchen es heißt: selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben; ihm selber ist mit seinem Hinübertritt in die Akademie des Sohnes Gottes und der Schaar der Seligen im Himmel ein sehnlichster Wunsch erfüllt, mir aber eine tiefe Wunde geschlagen, und nicht blos diese Verwaisung, sondern noch anderes bewegt mich im Innersten. Aber ich bitte unsern Herrn Jesum Christum um Gnade und Euch um Fürbitte und Theilnahme bei der Beerdigung."

Dieses dem Diener ausgestellte Zeugniß ist nicht minder ehrenvoll für den Herrn und für die Frau, in deren nächster Umgebung und Dienstleistung solch ein Mann 34 Jahre lang mit Wohlgefallen wirkte. Der Todesfall griff aber auch Katharina so an, daß sie im April am dreitägigen Fieber schwer darnieder geworfen wurde. Vom 1.

Mai an kämpfte sie Wochen lang mit dem Tode. Mit zitternder Hand berichtet ihr Gatte seinem Freunde am 22. Mai, wie sie noch auf den Tod krank sei. „Meine Frau zehrt allmählig ab, nur dies lindert meinen Kummer, daß ihr Geist frei, bei vollen Sinnen und ruhig ist, dabei oft Sprüche hersagt und betet.“ Erst im Juli endete das Fieber, dafür stellten sich Anfänge von Wassersucht ein, damit es der Uhr ihres inneren Lebens ja nicht am vollen Gewichte, dem Läuterungstiegel nicht an Feuer gebreche.

Seit der Verheirathung ihrer zweiten Tochter und ihres Sohnes, seit dem Tode ihres treuen Dieners fühlte sie sich, indem ihr Mann fortwährend durch Arbeiten und Reisen ihr entzogen war, gar sehr verlassen. Da war es ihr eine große Freude, daß Sabinus ihr zwei Enkelinnen brachte, deren Anblick und Umgang sie erheiterte in den sie heimsuchenden weiteren Aengsten. Melanchthon, der im Jahre 1554 sehr kränklich war, wurde den 3. Juni 1555 sogar von einem polnischen Studenten mit dem Schwerte überfallen, als er einem nächtlichen Tumulte auf der Straße wehren wollte.

Eine letzte Mutterfreude und Sorge erlebte Katharina (1556 den 2. Februar) durch die Geburt einer dritten Enkelin von ihrer Tochter Magdalena, Dr. Pencers Gattin. Dann aber schreibt im Frühjahr 1557 Melanchthon an Camerarius: „Meine Frau sagt, sie wolle lieber aus diesem Leben scheiden, als noch länger mit beständigen Krankheiten zu kämpfen haben.“ Im Mai dieses Jahres dankt er seinem Freunde für Südfrüchte und Kirschensaft, den er ihr sandte. Aber leider hätten sie die Krankheit

nicht gemindert, auch möge seine arme Frau, die täglich mit dem Tode ringe, dergleichen nicht genießen. „Mitleid und Schmerz," fährt er fort, „ergreift mich bei ihrem Anblicke, doch ist das immer mein Trost, daß sie fortwährend bei sich und ruhigen Gemüthes ist. Und wenn sie in's Gebet geht und in die göttlichen Tröstungen, da spricht sie so, daß man sie festgegründet in der Erkenntniß des Sohnes Gottes und in der Hoffnung auf ewige Gemeinschaft mit der oberen Gemeinde weiß."

Sie wurde noch einmal von den Pforten des Todes herausgerissen, aber nur um unter dem Kreuze noch völliger zum Eingange in die Herrlichkeit bereitet zu werden. Sie faßte ihre Seele in Geduld; das Psalmbuch war auch ihr die unerschöpfliche Trostquelle. Man hörte häufig aus ihrem Munde das Gebet Psalm 71, 18.: „Verlaß mich nicht, Gott, im Alter, wenn ich grau werde." . . .

Und er verließ sie nicht, obwohl Freunde und Kinder sie verließen; ja ob auch ihr frommer, sorglicher Gatte im bösen Stündlein sie um seines Amtes willen allein lassen mußte; der Herr war bei ihr. Melanchthon hatte gerade 1557 zu dem Religionsgespräch nach Worms reisen müssen, wo seine Gegner zornig und kampfbereit seiner harrten. Der gute herrliche Mann war seiner ganzen Natur nach zum milden Vermittler angethan. Aber es ging ihm wie allen Vermittlern: er konnte es beiden auf einander platzenden Parteien nicht recht machen. Vollends seit dem Tode des ihn kräftig anziehenden und haltenden Luther wurden ihm seine Lebensjahre zu wahren Kummerjahren durch die ewigen Angriffe und Streithändel. Er konnte nicht Hammer sein, so mußte er Ambos werden.

Der Gang nach Worms war ihm nicht der letzte Gang und Kampf; aber der schwerste wohl war er ihm durch den Abschied von der hinfälligen, lebenssatten und leidensmüden Gattin. Sein Schwiegersohn und Paul Eber begleiteten ihn. Daheim lag auch sein Sohn krank, welcher, obgleich er noch lebte, an Schwäche des Leibes und der Seele litt. „Ich habe große Sehnsucht nach den Meinigen," schreibt er an seinen Freund, „und wollte lieber mit den mir so theuren Söhnen und Töchtern Gebete hersagen, als mich mit diesen giftigen Wortfechtern herumstreiten." Es ist, als ob er eine Ahnung von dem gehabt hätte, was zu Hause vorging.

Am 27. September 1557 war Katharina bedenklicher denn je erkrankt. Sogleich sah sie ihr Ende voraus, empfing das heilige Abendmahl und bat Gott, als sie sich legen mußte, um Geduld. Sie wurde erhört. Auch nicht ein Wort der Ungeduld vernahm man, wohl aber konnte man deutlich sehen, daß sie ganz gerüstet auf ihr Ende sei. „In diesem Gehorsam gegen Gott," sagt ein alter Bericht, „und in häufigem Gebete zu dem Sohne Gottes ist sie in Christo so friedlich eingeschlafen, daß die Umstehenden es kaum bemerkten." Es war am 11. Oktober Morgens 3 Uhr in ihrem 60. Jahre, im 37. ihrer Ehe. Als ihr Tod erfolgte, befand sich Melanchthon gerade in Heidelberg, wohin ihn der Kurfürst Ott-Heinrich eingeladen hatte, um mit Micyllus der dortigen Universität durch bessere Einrichtungen aufzuhelfen. Er hatte hier vergnügte Tage, da er, außer der Ehre beim Fürsten und allen Gelehrten, seinen lieben Bruder Georg umarmen durfte. Und nun kam auch noch sein theurer Camerarius. Dieser sah Me-

lanchthons Glück und mußte es stören, indem ihn die Universität Wittenberg beauftragt hatte, ihm die Trauernachricht zu überbringen. Als sie am folgenden Morgen im kurfürstlichen Garten spazieren gingen, entledigte sich Camerar seines schmerzlichen Auftrags. Melanchthon blieb ruhig; zum Himmel blickend sagte er: „Lebe wohl, ich werde dir bald folgen!“ Er fing nun an, von der kirchlichen Noth und den schweren Zeiten, die bevorstünden, zu sprechen; doch kehrte der Schmerz über den Verlust seiner Frau wieder zurück. An seinen Brudersohn Sigismund, der sich gerade damals in Wittenberg aufhielt, schrieb er einen herzlichen Brief, worin er seinen Schmerz über den Heimgang der geliebten Gattin ausspricht und ihn auffordert, Vaterstelle im Hause zu vertreten. Auf das theilnehmende Schreiben der Universität Wittenberg, das Camerar überbracht hatte, antwortete er am 31. Oktober: Obwohl er alle möglichen Trostgründe aufsuche, und an das Alter der Hingeschiedenen, an ihre heftigen Krankheiten, an künftiges gemeinsames Elend denke, so breche doch immer wieder die Liebe zu ihr und den Töchtern und Enkelinnen, die nun der mütterlichen Leitung und Pflege entbehren, mit solcher Macht hervor, daß er dem Schmerz fast unterliege. Aber er gedenke des Wortes: „Sei Gott unterthan und bete;“ so flehe er denn aus ganzem Herzen für Kirche und Haus, daß der gute Hirte seine zarten Schafe in seinem Schooße tragen wolle.

Wie Katharina Luther ihrem Manne nicht die Augen zudrücken konnte, so konnte Melanchthon seine Katharina nicht sterben sehen, nicht ihrem Leichenbegängnisse beiwohnen, nicht einmal sogleich an ihrem Grabhügel sei-

nen Schmerz ausweinen, er mußte erst nach Worms zurück, dort zwecklos und freudelos weilen, ehe er nach Hause gehen durfte. Nach drei schweren Jahren, in denen er zwar noch die Geburt eines Enkels (Peucers Sohn) und die Verheirathung zweier Enkelinnen (von seiner Tochter Anna) erleben durfte, aber sonst manchen Schmerz und Tod miterleben mußte, durfte er endlich aus dem Jammerthale ganz heim zu der vorangegangenen Gattin und Tochter gehen.

„Meine Zeit in Unruhe, meine Hoffnung in Gott," das dürfen wir füglich auf den Grabstein der beiden Katharinen schreiben, deren Namen mit Luther und Melanchthon für immer verknüpft sind. Im Rückblick auf ihr vielbewegtes, schmerzenvolles Erdenwallen mögen wir, denen das Erbe der Väter mühelos in den Schooß gefallen, dankbar der Mühsal und Arbeit gedenken, welche diese Männer und Frauen es sich kosten ließen, um sich und uns die köstliche Perle des Evangeliums zu gewinnen; und wenn wir Spätgeborenen weich und unlittig über böse Zeiten klagen wollen, so müssen jene, die ein Leben lang gelitten und gestritten, uns erinnern: „wir sind nicht besser, denn unsere Väter — und unsere Mütter alle."

Anna Zwingli,

geb. 1487. † 1538.

Anna, in Zürich einst „die apostolische Dorkas," d. i. Rehe nach Apostelgesch. 9, 36., genannt, war die Tochter des Junkers Oswald Reinhard, Gastwirths zum Rößli und der Elisabetha Wynzürn. Ihr Großvater, Hans Reinhardt von St. Gallen, hatte sich 1432 in Zürich niedergelassen. Sie wurde einige Jahre nach Zwingli, um 1487 geboren. Mit seltener Anmuth des Körpers verband sich in ihr eine große Lebhaftigkeit des Geistes, eine edle feinfühlende Seele und ein kindliches Gemüth, das ihr alle Herzen gewann. Sie heißt in den alten Familienschriften ihres Geschlechts „ein überaus schön Mentsch," und zog schon dadurch die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich; noch mehr aber wissen die Zeugnisse ihrer Zeitgenossen von ihrer Frömmigkeit, Sittsamkeit, Treue, Sanftmuth und Herzlichkeit zu sprechen.

Einige Jahre älter war Johannes, einziger Sohn des altadeligen Gerold Meyer von Knonau, Rathsherrn von Zürich, und der Anna von Hinweil. Der gewann die schöne Anna Reinhardt lieb — aber nicht nach dem Willen seines Vaters, der damals Zeugherr in Zürich und ein sehr geschätzter, ernster Mann war. Er sandte daher den Sohn zu weiterer Ausbildung an den Hof seines Vetters,

des weithin herrschenden Bischofs von Constanz, Hugo von Landenberg. Unterdessen zeigte sich eine Verbindung des Sohnes mit einer Tochter aus einem angesehenen adeligen Hause im Thurgau möglich und der Vater, nach alter Sitte über seine Familie unumschränkt verfügend, rief den Sohn schnell zurück, um ihm seine Willensmeinung zu eröffnen und die Heirath in Vollzug zu bringen.

Hans aber wurde nach seiner Heimkehr nur noch mehr von der kaum zur Jungfrau herangeblühten Anna Reinhard angezogen, und da die Ihrigen es nicht mißbilligten, verlobte er sich eilends mit ihr. Während der Vater seinen Sohn auf der Brautreise in's Thurgau glaubte, ließ sich Hans mit seiner Anna heimlich in einer Dorfkapelle des Kantons trauen. Der Vater war von solcher Nachricht wie vom Donner gerührt, und das Familienbuch schreibt: „Da hat man die schon eingeleitete Heirath nicht ohne große Verkleinerung abschlagen und davon mit Spott stehen müssen. Welches dem Vater so mächtig in's Herz gegriffen und ihn erzürnet hat, daß er den Sohn, sobald er die Reinhardin hinterrucks und ohne Vorwissen des Vaters und ganzer Früntschaft genommen, niemals mehr begnadet, und ist in syn Huß mit Wissen und an synen Tisch niemals mehr kommen. Es hat auch der Vater die schönsten Kleinoten, die dies Geschlecht gehabt, in solchem Widermut und Unwillen verkauft, vermacht, verschenkt und seinem Tochtermann auch viel angehengt. Aber die Reinhardin hatte ihren Ehegemahl und er sie hinwieder herzlich lieb."

Die ersten Jahre waren kinderlos, dann gebar Anna 1509 den nachher berühmt gewordenen Gerold, und ihm

folgten 1510 und 1512 zwei Mädchen, Margaretha und Agathe, nach. Trotz dem väterlichen Unwillen erhielt Hans mehrere städtische Ehrenstellen.

Von seinem Vater getrennt, nahm er in fremden Kriegsdiensten als Schützenfähnrich Theil an dem großen Siege der Eidgenossen bei Novara, wo seine Kriegsgenossen die Nacht darauf ihn „unter den Kanonen" schlafen sahen. Wenige Jahre nachher begann seine Gesundheit zu wanken, und am 26. November 1516 ließ er die, um der gemeinsamen Uebertretung des vierten Gebotes willen schon so viel geprüfte Anna — in ihren Armen sterbend — als Wittwe zurück. Sie aber lebte ihren Kindern in Gottesfurcht, hielt sich eingezogen und still, als eine rechte Wittwe, und so mußte es ihr zuletzt auch wieder wohl gehen.

Schon das war ihr ein Glück, daß der alte Schwiegervater bereits vorher sich ihres Knaben angenommen hatte. Wenige Wochen nämlich, nachdem der alte eiserne Rathsherr in fortwährendem und von außen fortgenährtem Grolle 1512 die Herrschaft Knonau um den Spottpreis von 1650 rheinischen Gulden an die Regierung verkauft hatte, befand er sich in Gesellschaft anderer angesehener Züricher aus dem Vereine der Böcke, der jetzt noch in Zürich besteht, auf der Gesellschaftsstube zur Schnecke, die ans Rathhaus gegen den Fischmarkt zu angebaut war. „Auf diese Zeit," so erzählt die Familienchronik, „hat des Hansen Magd den Gerold der etwan dreijährig gewesen, mit sich in den Fischmarkt genommen, dahin sie geschickt worden, Fisch zu kaufen, da hat sie denselben in eine Fischbränte gesetzt, bis sie den Fischer bezahlt hat. In solchem

luget des Kindes Großvater zum Schnecken zum Fenster uß, und ersah das Kind in der Bräuten so frisch und fröhlich sitzen, fraget bald, weß doch das schön lustig Kind wäre, dem bald geantwortet ward, ob er nit kenne, es sei synes Sohns, Hausen Meyer. Wie das der Großvater gehört, befahl er ohne Verzug, man sollte ihm das Kind bringen, nahm dasselbe in seine Arme, weinet und sagt: „wiewohl dein Vater mich erzürnet, will ich doch dich dessen nit entgelten lassen, und will dich an deines Vaters Statt zum Kind und Erben nehmen. Und ließ es gleich darauf heim in sein Haus, in den Meierhof (in Zürich) tragen, und hielt es da, als wan es sein eigen Kind wäre, bis daß er gestorben (ein Jahr nach dem Sohne Hans) und folgends hat auch die Regin (seine zweite Gattin) das Kind behalten ihr Leben lang."

Anna, die natürlich ihr Kind heimholen lassen konnte, so oft sie wollte, hatte ihre Kinder zu erziehen für ihren Mutter- und Wittwenberuf gehalten. Der Knabe Gerold sollte die neu aufgerichteten und sich immer mehr hebenden und mehrenden Unterrichtsanstalten seiner Vaterstadt wohl benützen, und als durch Ulrich Zwingli über Stadt und Land ein neues Leben sich verbreitete, so waren Mutter und Kinder unter den ersten, bei welchen dieß bemerkbar wurde.

Zwingli, wie Luther alles von Heranbildung der Jugend hoffend, suchte jedes Pfund auch in Andern zu entdecken und zu Wucher zu bringen. Sein Blick fiel bald auf den durch Fleiß, Anlagen und feine Sitte, durch einnehmendes Aeußere und ansprechende Gesichtszüge sich auszeichnenden Gerold, er zog ihn hervor, widmete ihm

manche Privatstunde und bildete ihn in den alten Sprachen aus. Schon 1520 hielt er den elfjährigen Jüngling für reif zur hohen Schule in Basel, dem damaligen Hauptsitze der schweizerischen Gelehrsamkeit. Als derselbe im Sommer 1523 zu Baden im Aargau das Bad gebrauchte, schickte ihm Zwingli als Badgeschenk einen trefflich geschriebenen lateinischen Brief, wie man die Jugend in guten Sitten und christlicher Zucht ziehen und lehren solle," worin er in drei Abschnitten über Glauben, Wissen und Leben eines rechten Gottesgelehrten und Christen einen köstlichen Jugendspiegel aufstellte, der mit dem Satze schließt: „Vollkommen wird der sein, der sich vorsetzte, einzig Christum nachzuahmen."

Schon mehr als fünf Jahre war Zwingli thätig in seinem großen Werke. Seit 1523 war auch in der Schweiz die Priesterehe, welche bis zur Zeit Gregors VII. noch in der römischen Kirche Geltung hatte, von der evangelisch erneuerten Kirche wieder aufgenommen worden. Am ersten verehelichte sich — im April 1523 — Wilhelm Rubli, Pfarrer zu Wytikon, vorher zu St. Alban in Basel, gebürtig von Rotenburg am Neckar. Bald darauf heirathete Diakonus Schmied eine Klosterfrau im Kleebach, Verena Schiltknecht. Im Gegensatze zu den herrschenden Sünden der ehelosen katholischen Geistlichkeit wurde nun die Ehelichung von den Predigern des Christenthums sogar gefordert, nachdem das erste Gemurmel des Volks durch's Evangelium beschwichtigt war. So entschloß sich nach andern Vorgängen auch Zwingli in seinem vierzigsten Jahre zu dem ernsten Schritte.

Gleich von seinem ersten Auftreten an war Anna eine

seiner aufmerksamsten Zuhörerinnen gewesen, mochte er in der Stadt predigen, oder im Kloster am Oetenbach den Nonnen die Lehre von dem Reiche Gottes nach den Schriften verkündigen, oder den Stiftsfrauen am Frauenmünster die Bibel erklären. Ihre Frömmigkeit, Bescheidenheit und Muttertreue konnten dem Seelsorger, in dessen Nähe sie wohnte, nicht verborgen bleiben. Gerold und dessen kindliche Liebe für den Lehrer und Leiter seines Lernens wurden das Mittel, den Pflegevater und die Mutter noch näher mit einander zu verbinden. Anna war über die Jugendzeit hinaus, schwere Erfahrungen hatten ihrem ganzen Wesen und Benehmen einen Ernst aufgedrückt, aus dem ihre stillen aber thätigen Tugenden desto lieblicher hervorleuchteten. Ihr Vermögen bestand in nicht mehr denn vierhundert Gulden. Aus dem ganzen großen Nachlasse, der nach des Großvaters und seiner zweiten Ehefrau Ableben den Kindern zufiel, war ihr nur ein Leibgeding von dreißig Gulden vorbehalten. Sie konnte, obschon mit dem „Weinstock" tiefinnerlich verbunden, der seine Reben nicht welken noch verderben läßt, doch eine Stütze in ihrer Schwachheit brauchen, und an wen unter Menschen durfte sie sich getroster anlehnen, als an einen Mann, der wie Zwingli die tiefe Bedeutung der Ehe aus dem Evangelium erkannt hatte. Nennt er sie doch in seinen Schriften „ein hochheiliges Bündniß," und sagt zum fünften Kapitel des Epheserbriefes: „daß wie Christus für die Seinigen gestorben und so ganz der Ihrige geworden, also sollen auch die Ehegatten wechselseitig alles für einander thun und leiden; der Mann als das Bildniß Gottes soll vornämlich sein Weib lieben, schützen, sich für das

selbe hingeben, das Weib soll dem Manne allein anhangen mit Liebe und Treue. Dadurch werden die Ehegatten Gott am allerähnlichsten, da hinwiederum Gott sich herablasse, sich und seine Kirche mit dem Namen Mann und Weib zu bezeichnen."

Er hatte gesehen, wie Anna in schwieriger Lage, aller häuslichen Mißverhältnisse ungeachtet, als Tochter, Gattin und Mutter sich auszeichnete, daß in ihren Kindern bereits edle Früchte einer ächtchristlichen Kinderzucht heranreiften, dazu war sie ganz geeignet für sein munterernstes Wesen; er konnte nicht zweifeln, durch ihre Ehelichung ein evangelisches Vorbild weiter für seine Heerde zu geben. Nachdem er die vom Herrn ihm zugesandte Freundin, wie sein Mitkämpfer Heinrich Bullinger die Anna Adlischweiler an der Hand der Schrift dem ernsten Berufe der Pfarrfrau einige Jahre hindurch näher zugebildet hatte, ließ er sich Samstags, den 2. April 1524 mit ihr ehelich einsegnen. „An der Hochzeit war manch ehrlicher, redlicher Mann." Freunde wünschten ihm Glück, und namentlich Capito (Wolf Köpflin), Propst zu St. Thomas in Straßburg, schrieb ihm: „Herzlich wünsch ich, daß deine Gattin, die treu bewährte Schwester, in der Erkenntniß täglich wachse. Sie ist durch die Verbindung mit dir gewissermaßen mit Christo selbst in eheliches Verlöbniß getreten. Sie ist eine Mitdienerin des Wortes als Gehülfin eines solchen Apostels."

Für den Reformator begann mit seiner Verehelichung ein neues Leben. Er arbeitete noch einmal so munter und leicht, denn Leid und Freud theilte Anna mit ihm als sein zweites Ich. Sie betrachtete sich nur als Gehülfin ihres

Mannes und erleichterte ihm seine mannigfaltigen Berufspflichten, seine schriftstellerischen Arbeiten und seinen ausgebreiteten Briefwechsel. In trüben Stunden erheiterte sie ihn. Ihr verständiges und unbefangenes Urtheil diente ihm nicht selten als gewichtiger Rath, und bei dem allgemeinen Vertrauen, das sie genoß, und bei dem reichen Schatze ihres für Gott und den Nächsten schlagenden Herzens befriedigte und beruhigte sie, wenn der Gatte von Geschäften überladen sich nicht jedem der vielen Besucher unbedingt hingeben konnte, manches des Trostes und Rathes bedürftige Gemüth durch die freundliche und herzliche Auskunft, den ihr theilnehmendes Wort gewährte. Die Züricher Rathsherrn, die Prediger und übrigen Gelehrten, die sich häufig in Zwingli's Hause einfanden, waren alle voll Achtung für die vernünftige Hausfrau und für ihr immer bescheidenes und schüchternes, aber desto richtigeres Benehmen, das oft durch bloße Fragen manchem raschen Worte die gefährliche Spitze brach. Da war Anna nicht blos die alle Hausgeschäfte pünktlich besorgende Martha, die selbst vieles Amtliche dem Manne abzunehmen wußte, sondern die anmuthige Gesellschafterin, welche die Gäste sogar lehrreich unterhielt, bis der Gatte erschien und das Gespräch fortsetzte, bei dem er sie gerne behielt, wenn sie Zeit hatte. Die neuen Zeit- und Flugblätter und die andern gelehrten Sachen aus Basel, welche immer frisch von der Presse oder Messe ankamen, gaben reichen Stoff zur Unterredung.

Diese Schriften las Anna auf's begierigste und theilte sie ihren vertrauten Freundinnen mit. Durch ihre Besuche bei den Nonnen am Oetenbach und bei den Stifts-

frauen zum Münster wirkte sie eine schnellere Bekehrung vom Papstthum zum Evangelium. Nicht selten war sie Veranlassung zur Verehelichung derselben mit wackeren Pfarrherren. „Denn," sagte sie, „Priester und Nonnen passen wohl am besten zusammen und beide schmachten nach Erlösung aus ihrem bisherigen Klosterhimmel. Sie sind auch nicht verzärtelt, ja gewissermaßen der Welt abgestorben und machen nicht viel Geräusch." Wer sollte besser wissen als sie, was keuscher Wandel ist und was der Weiber Zierde sein soll. 1. Petri 3.

Vor allen Schriften aber war für Anna die wichtigste die heilige Schrift. Zwingli las ihr gewöhnlich, ehe sie sich zur Ruhe legte, die ersten aus der Presse kommenden Bogen der Züricher Bibel-Uebersetzung vor, welche bei Froschauer vom Herbste 1525 an herauskam, und woran er so viel Antheil hatte, daß man sie für ein gemeinschaftliches Werk von ihm und Leo Judä halten konnte. Im Jahr 1529 konnte er ihr das erste vollständige Exemplar der kleinen Handbibel (in fünf Bändchen) bringen. Diese blieb ihr Lieblingsbuch bis zum Tode und durch ihre Empfehlung kam sie schnell in die Haushaltungen der Bürger. Anna selbst konnte jetzt sich auch selber in der Schrift erbauen und brauchte nicht daheim zu kurz zu kommen, während ihr Mann von den Auswärtigen und von Geschäften ganz in Beschlag genommen wurde.

Gar köstlich schreibt Zwingli an seinen Herzensfreund Bürgermeister Vadian von St. Gallen, wie unendlich er mit Geschäften überladen und fast nie im Stande sei, seinen Arbeiten die letzte Feile zu geben, denn da stehe immer, lange vor Vollendung der Handschrift, der Setzer vor

der Thüre und fordere Fortsetzung. „Mein treues Hausmütterlein zupft mich zwar nicht selten am Ermel, wenn sie merkt, daß ich's leiden mag und eben bei guter Laune bin, und sagt mir in's Ohr: „Gönne dir doch mehr Ruhe, mein Lieber!" „Aber was Ruhe," sag ich dann, „du siehst es ja, an Ruhe gönnen fehlt es nicht, aber am geben können. Denn da steht ein guter Freund; — dann kommt ein Klopffechter; — hierauf ein redlicher ehrlicher Landapostel; — jetzt folgt ein Schullehrer und schon steht ein Rathsherr auf der Schwelle; — kaum ist der fort, so ruft man den armen Müdling an ein Krankenbett und auf dem Wege mahnt Herr Froschauer, der Buchdrucker, an die versprochene Schrift; kommt endlich der Uebelgejagte todtmüde heim, so liegen noch ein Dutzend eilende Briefe auf dem Pulte, so daß nicht selten der Morgenstern den armen Müdling noch am Tintenfaß antrifft."

Um so fleißiger ging Anna für ihn zu den Kranken, und brachte Speise und Trank, Arznei und Kleidung. Die Armen fanden bei ihr stets Gehör und sie war auch darin ganz die rechte Hand ihres Eheherrn, der mit stetem Eifer für Anstalten zu wohlthätigen Zwecken predigte und wirkte. Durch ihn kam es dazu, daß die Einkünfte der reichen Frauenmünsterabtei zu solchen Zwecken bestimmt und ein Almosenamt für den Kanton angeordnet wurde, in welches bald bedeutende Vermächtnisse flossen; daß das Augustinerkloster sich in eine Küche für Arme umgestaltete; daß aus dem Barfüßergebäude ein Speicher des Almosens, aus den Klöstern am Octenbach und Selnau ein Hospital für Kranke und eine Herberge für Fremde, später ein Waisenhaus wurde.

Eben so freundlich und zuvorkommend wie gegen die Armen, war Anna gegen Fremde, besonders solche, welche anderwärts vertrieben, in Zürich Schutz und Unterkommen suchten. Ihr Haus war selten von Fremden leer und alle bewunderten, wie ihr heiteres Gemüth und ihre Selbstverleugnung unerschöpflich an Mitteln war, die Gäste zu erfreuen und zu erheitern. Man hieß sie ebendaher nur die apostolische Rehe; sie war zu einer Pflege- und Herbergsmutter wie geschaffen. Bis Zwingli den Vertriebenen in Zürich Brod und Anstellung verschafft hatte, sorgte sie gewöhnlich für einstweilige Nahrung und Kleidung, theils aus eigenen Mitteln, theils durch Fürsprache bei andern.

Sonntags Nachmittags kamen bei ihr gerne auch etliche Stadtpredigerfrauen zu religiöser Unterhaltung zusammen, und wenn den Männern es die Amtsgeschäfte erlaubten, so ordnete Pfarrer Leu (Leo Judä) zu St. Peter eine Haus-Musik an. Zwingli und er setzten selbst mehrere Lieder und Gesänge, denn er war wie Luther ein ebenso großer Freund der Geselligkeit als der „lieben Musika."

So war Zwingli's Haus ein Sammelplatz der religiösen und der gelehrten Welt, und nicht blos ein Nikolaus Arator (Ober-Kanzler in Schlesien) schrieb noch in späterer Zeit, „wie ihm bei diesen lieben Leuten die christliche Hausordnung so wohl gefallen, daß er derselben nimmer vergessen werde sein Lebenlang und werde sie den Seinigen immer anpreisen." Gewöhnlich saß einer der Diakonen, oder zwei mit der Familie an dem einfachen Bürgertische, bis sie eigene Familie und Wohnung hatten.

Diese waren ihrem Hausherrn zur Hand, wo er ihrer bedurfte; oft auch zum Schutz, der allerdings hin und wieder nöthig war, denn Zwingli hatte viele Feinde und Auflaurer. Am 28. August 1525 liefen zwei Bürger vor sein Haus und „schmissen mit großen Steinen die Fenster ein, so daß die Stücke umherflogen und die Steine dem Hausvölklein in der Stube nachliefen.“ Die guten Leute fingen an zu jammern; da beschwichtigte sie Zwingli, stand auf zu seinem Schwert und sah nach, ob man ihm etwa in's Haus gestiegen sei. Dann rief er zum Fenster hinaus: so fern sie ihn um etwas zu sprechen hätten, sollten sie die Sache am Tage mit Recht vornehmen und nicht mit Gewalt zur Nacht. Die Sache wurde ruchbar und einer der Uebelthäter gefangen. Bei aller Wachsamkeit der Hausgenossen, so wie der vor Gift und Dolch warnenden Freunde und Mitbürger war Zwingli fast täglich in solcher Gefahr. Einst begehrten zwei Mönche spät Abends mit ihm zu sprechen. Die Diakonen warnten ihn, sich nicht vor die Thüre zu begeben, und statt seiner ging einer von ihnen hinaus. Sogleich ward dieser ergriffen und sollte gebunden abgeführt werden, als man sich in seiner Person getäuscht sah, und ihn wieder laufen ließ. Selbst auf Tagsatzungen ließen sich ernste Drohungen gegen Zwingli hören: „man solle es ihm machen, wie es der Bischof von Constanz mit Johann Hüglin zu Meersburg 1526 machte, nämlich verbrennen, oder mit Peter Spengler, nämlich erträuken.“ In Luzern verbrannte man seine Bücher und machte bekannt, man solle ihn, wo man ihn finde, gefänglich einliefern. Auf dem Wege zum Religionsgespräch in Bern fiel unweit Mellingen vom Wald

her, als man vorbeizog, ein Schuß, der wahrscheinlich auf Zwingli gerichtet war, aber glücklicherweise fehlte.

Unter solchen Umständen durfte Anna wohl die rüstige Beratherin und Helferin sein nach innen und außen und das eigene Herz wie das ihres Mannes mit dem heitern Gemüthe stillen, in welchem das göttliche Wort ihr eine feste Burg und gute Wehr errichtet hatte.

Ein Jahr nach seines Ulrichs Geburt reiste Zwingli, um nicht gefährdet zu sein, heimlich bei Nacht über Basel zu dem Religionsgespräch mit Luther nach Marburg (1529). Es war ein hitziger Kampf, da sich Luther mit Kreide fest auf den Tisch schrieb: „Das ist mein Leib," gegenüber dem Zwingli'schen Satze: „Das bedeutet meinen Leib." Man trennte sich unverglichen, aber Zwingli behielt Luthern, der mit ihm einhellig die Lehre Christi treibe, und der ein so „fromm treu Herz zu wahrer göttlicher Wahrheit und dem Worte Gottes habe," in ehrenvollem Gedächtniß und hielt seine Schriften hoch, ja stellte den sächsischen Reformator weit über sich hinauf.

Am 19. Oktober 1529 langte Zwingli wieder in Zürich an, um zu sehen, wie die Eidgenossen mit einander der Religion willen haderten und auf der Grenze der Kantone Zug und Zürich sich bewaffnet gegenüberstellten. Zwingli zog als Vermittler mit aus. Die Entzweiten versöhnten sich, kein Blut floß und der Gatte und Vater kehrte glücklich zu den erfreuten Seinigen zurück. Gleich darauf im Dezember reiste er auf die Kirchenversammlung zu Frauenfeld. Von da an blieb er in der Stadt bis zu seinem letzten schweren Gang.

Der Schweizer Friede hatte um der neuen Lehre willen

zu brechen begonnen. In Zürich selbst wurden viele dem Reformationswerke gram, weil der Eigennutz darunter litt. Zweimal kam in Folge davon Zwingli um seine Entlassung ein. Nur auf dringende Bitte verblieb er. Aber um den Frieden war es geschehen. Rasche Männer, die in Allem durchgreifen wollten, verdarben die Sache. Eifersucht, Feindschaft, Erbitterung über Aenderungen und strenge Maßregeln im städtischen Wesen zu Gunsten der reformatorischen Partei nahmen überhand. Die fünf Orte Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug wurden durch Sperrung der Getreidezufuhr bei einer auch Zürich drückenden Theuerung noch mehr verfeindet, und während jene sich fest zusammenschlossen, versäumte man in Zürich ganz, sich in Vertheidigungszustand zu setzen. Bote um Bote verkündigte am Abend des 9. Oktober 1531 das Vorrücken der Feinde, erst am andern Morgen ordnete man einige hundert Mann ab unter einem unsichern Anführer, und erst am zweiten Tage, den 11. Oktober, sammelten sich endlich etwa 700 Mann, die theilweise nur halb gerüstet, langsam und still gen Kappel zogen. Zwingli, vom Rathe aufgefordert, das Banner zu begleiten, gehorchte und griff zum Schwerte. Standhaft, aber tief ergriffen und nachdenklich bestieg er das Roß, das in diesem Augenblick scheu zurückwich—ein trübes Vorzeichen für die Seinen, von denen er in tiefer Bewegung schied, als schon der Donner des schweren Geschützes über den Albis herüberdröhnte.

Neben dem geliebten Gatten hatte Anna mit schwerem Herzen ihren Sohn Gerold und noch andere ihrer Nächsten in dem kleinen Häuflein wegziehen sehen. Sie über-

gab sich und sie in die Hand ihres Gottes. Zwingli empfahl desgleichen, wenn er einzeln neben dem Zuge ritt, eifrig betend, seine Kirche und sein Vaterland Gott dem Herrn, und war, sobald jemand ihn ansprach, ruhig und gefaßt. Als man auf der Höhe des Albis auf die Zurückgebliebenen warten wollte, war er fürs Forteilen, denn „soll man sich erst lang hier sammeln, besorg' ich, es werde unsern biderben Leuten zu spat und füget sich gar nit, daß wir hier standind und die unsern drunten leiden laßind und es noch darzu hörend. Ich will recht in dem Namen Gottes zu den biderben Leuten und willig mit ihnen und unter ihnen sterben oder sie helfen erretten." — In der Schlachtlinie angekommen konnte die Schaar mit allem Muthe das Glück der Evangelischen nicht mehr wiederherstellen. Die Niederlage bei Kappel war entscheidend. Fünfundzwanzig Geistliche fielen mit Zwingli in der Schlacht; mit dem Pfarrer Schmied von Küßnacht 36 Männer seiner Gemeinde. Zwingli hatte so eben einem neben ihm gesunkenen Mitbürger, Balthasar Keller, den er am Tode glaubte, noch einige Trostworte zugerufen, als er selbst von einem Schleudersteine gefährlich getroffen wurde. Er raffte sich auf und fiel von Neuem betäubt nieder. Man hörte ihn rufen: „Was soll das? Den Leib können sie wohl tödten, aber die Seele nicht!" Da wurde er durch mehrere Stiche verwundet, lag ausgestreckt auf dem Rücken mit gefaltenen Händen und seine noch nicht gebrochenen Augen gen Himmel richtend. So fanden ihn diejenigen, die nach dem mörderischen Kampfe die mit Leichen und Sterbenden bedeckte Stätte des Todes durchsuchten. Vielleicht wäre er gerettet worden, wenn er

hätte verleugnen wollen. Er aber, dazu aufgefordert, schüttelte das Haupt still und stumm; erzürnt darüber versetzte ihm Hauptmann Bockinger von Unterwalden mit dem Schwerte den Todesstreich. Noch war er nicht erkannt; aber am folgenden Morgen wurde seine entseelte Hülle mit Feuer verbrannt. Hans Schönbrenner, Conventherr von Kappel, der bei den Katholischen stand, rief bei dem Anblicke des Leichnams aus: „Welches auch dein Glaube gewesen, ich weiß, daß du ein redlicher Eidgenosse warest; Gott sei deiner Seele gnädig!"

Unfern von Zwingli hatte auch sein Stiefsohn, Gerold Meyer von Knonau, mit Jugendkraft unter den Entschlossensten gestritten. Er solle sich ergeben und werde geschont werden, riefen ihm wackere Männer, die ihn kannten, aus dem vordringenden Feindeshaufen zu. Aber treu seiner Sache und seinen Gefährten, nicht achtend seiner drei unmündigen Kinder, seiner geliebten Gattin und Mutter, „hat er sich an der Schlacht gar tapfer und redlich erzeigt und gehalten und wollt er sich nit gefangen geben, sagt, es wäre ihm loblicher, ehrlich gestorben, dann sich schandlich in die Flucht oder gefangen begeben." So starb er den Heldentod.

Anna konnte in ihrer Wohnung das dumpfe Tönen des Geschützes hören. Die auf einander folgenden, zur Hilfe gegen die Uebergewalt auffordernden Boten blieben ihr nicht verborgen; endlich kam die Schreckensnachricht. Außer ihrem Gatten und Sohne war auch ihr Bruder, ihr Tochtermann und der Mann ihrer Schwester umgekommen. Fast alles, woran ihre Seele sich erfreute, war dahin ohne letzten Scheideblick, ohne Gruß, ohne Trost.

Ihre verwaisten Kinder erhoben ein Jammergeschrei, das Haus war voll Klagens und Trauerns geworden. Doch eilte auch Trost und Theilnahme herbei, und wie aus einem Munde ermahnten und stärkten die Freunde die schmerzensreiche Mutter und Wittwe. Simpert Schenk, der früher Karthäuser Mönch war und später Reformator der Reichsstadt Memmingen wurde, schrieb an sie: „Ehrsame, tugendsame und in Gott meine Geliebte: Der Vater alles Trostes erleuchte sein Angesicht mit Freuden über euch; dann ich nit finden kann jemands anders auf dem weiten Umkreis der Erden, er sei wer er wolle, der euch in eurer Trübsal trösten könne und möge, weder er allein. O des weinbarlichen und kläglichen Tages, darein der theure Mann, mein l. Zwinglius, mit so treffentlichen Leuten gefallen ist! — Weil ich aber gewißlich weiß, daß nie niemand lebendig machet, also auch niemand tödtet weder der Herr selbs und allein, wann wie und durch wen er will, und seinem Willen niemand Einred thun kann, auch nit soll, und muß ichs vor Hand geben und den Herren loben in seinen Werken: denn sie sind wahrlich Gericht und Gerechtigkeit ohn allen falsch und trug, voll aller barmherzigkeit und güte. — Ist das Haupt Christus durch den Tod ins Leben, wird lang kein Glied dahinten bleiben. O fromme liebe frau, seid getreu! weder ihr noch wir hand Zwinglin und die anderen verloren. Denn wer in Christum glaubt, hat das ewig Leben. — Ist hierum mein Vermahnung, wann ihr etwa euren Zwinglin im Haus, bei den Kindern, bei euch, an der Kanzel, in der Lektion, in den Gelehrten nit mehr leiblich findet, so erschrecket nit; sind nit zu vil traurig,

sondern gedenket, er seie im Haus Gottes, bei allen kindern Gottes, da er hört den Mund der Weisheit und das Gespräch der Engel. — Wohlan der Herr wird nichts an seiner Kirchen versäumen: wirds auch nit verlassen: Sie wird nichts desterminder sieghaftig fürfahren und wachsen: Geschiehts nit in der Zahl, wirds doch geschehen im Wesen. — Behüte und tröste euch selbs mit eueren kindern der barmherzige liebe Gott und verleihe euch Stärke im heil. Geist, alle Trübsal im Herren zu überwinden, Amen. Lasset mich und mein Memmingen euch gegen Gott in euerem Gebet befohlen sein. Datum zu Memmingen den 9. November 1531."

Hatte Anna schon früher jedem geräuschvollen Lebensgenusse entsagt und im Berufe der Gattin, Mutter und barmherzigen Schwester ihre Freuden gefunden, so hörte ihr jetzt nach diesem schweren Schlag fast jeder Verkehr außer mit ihren Nächsten auf. Alle ihre Sorge widmete sie den verwaisten Kindern, ihren Töchtern erster Ehe und der ebenfalls von drei Waisen umgebenen verwittweten Schwiegertochter. Gott, ihr Gott, erheiterte indessen noch die letzten Tage ihres Lebens durch einen edeln Freund ihres Mannes. Der treffliche Oberpfarrer Bullinger machte es sich zur Herzensangelegenheit, für die Wittwe und ihre Waisen zu sorgen, da sie weiter kein Vermögen hatte als das Zugebrachte aus erster Ehe, da Zwingli selbst ihr nichts als Kinder und Schriften und Hausgeräthe hinterlassen hatte, weil er Alles, was er an sich selbst ersparte, sogleich den Armen gab. Bullinger sprach für sie beim Rath, stand auch sonst mit Rath und That ihr bei und nahm sie unter sein Dach und an seinen Tisch.

Ebenso übernahm er die Erziehung der noch lebenden Kinder, als wären sie seine eigenen. Der Sohn Wilhelm starb schon auf der Schule zu Straßburg 1541; auch die Tochter Anna starb sehr frühe. Den jungen Ulrich ließ Bullinger auf seine Kosten auf der hohen Schule studiren, sorgte für seine Anstellung und gab ihm seine erste Tochter Anna zur Ehe.

Mit der ältesten Tochter Zwingli's, der durch Schönheit und Frömmigkeit nach dem Ebenbilde ihrer Mutter ausgezeichneten Tochter Regula, verheirathete er seinen Pflegesohn Rudolph Walther (1541), der später sein Nachfolger wurde, aber schon 1565 durch die Pest hingerafft wurde.

Die wenigen Nachrichten, die von dieser Zeit über die schwergeprüfte Frau auf uns gekommen sind, sprechen von nichts anderem, als wie sie Gott diente und die Nächsten liebte.

Im November 1538 ward sie von einer heftigen Krankheit befallen, nach einigen Wochen schon, am 6. Dezember starb sie still und sanft, wie sie gelebt. Bullinger schrieb an Vadian über sie: „Ich möchte mir kein seligeres Leben wünschen als das Ende der Edeln. Sie löschte sanft aus wie ein mildes Licht, und schwebte, anbetend und uns alle Gott empfehlend, hinüber, heim zum Herrn."

Erdmuth Dorothea, Gräfin von Zinzendorf,

geb. 1700. † 1756.

Erdmuth Dorothea war geboren zu Ebersdorf im Voigtlande den 7. November 1700. Ihre väterlichen Voreltern waren die Grafen zu Reuß und Burggrafen zu Meißen; unter ihren mütterlichen Vorfahren war ihre Großmutter eine Gräfin Benigna von Solms-Laubach und weiter zurück Ludmilla, Tochter des Königs Georg Podiebrad von Böhmen. Erstere war eine Zierde der Spener'schen Gemeinde, letztere eine Beschützerin der alten mährischen Brüderkirche gewesen.

Frühe schon faßte sie die evangelische Lehre vom alleinigen Verdienste Christi und von dem einzigen Werthe seines Versöhnungsleidens an der Hand eines ihrer Jugendlehrer, des berühmten Hochmann von Hohenau, in ihre empfängliche Seele auf und ward so zum voraus in den Geist der Brüdergemeinde eingeweiht, deren starke Stütze sie wurde.

Am 7. September 1722 wurde sie mit dem Grafen Nikolaus Ludwig von Zinzendorf und Pottendorf vermählt. Der Graf hatte gerade einige mährische evangelische Auswanderer, die lange von einem zum andern ge-

wiesen, nirgends ein Plätzchen finden konnten, auf die Güter zu Berthelsdorf, die er von seiner Großmutter geerbt, aufgenommen, in der Hoffnung, es möchte dieser kleine Anfang mit der Zeit eine Zufluchtsstätte für andere, auch in der protestantischen Kirche gedrückte, Gott suchende Menschen werden. Nachdem er ihnen die Gegend des Hutberges „zu einem ruhigen und seligen Winkelchen" ausersehen und die ersten frommen Ansiedler dahin gewiesen hatte, bedurfte er einer Gehilfin seiner Sorgen und seines Amtes.

Ausdrücklich erklärte er der Erkorenen bei seinem Besuch in Ebersdorf, daß er dazu vor allem eine Gemahlin erwähle, damit sie ihm, seinen Unterthanen und Anstalten eine Hausmutter sei, während er für seine Person das Zeugniß Jesu, dem er bereits mit Wort und Werk diene, ungehinderter durch die Welt tragen und auf des Herrn Wink alle Stunden den Pilgerstab in die Hand nehmen und zu den Heiden gehen könne, um ihnen den Heiland zu predigen. Würde ihm der Ehestand dieses statt möglich, vielmehr unmöglich machen, so würde er sich lieber gar nicht verheirathen. Nicht ohne einiges Bedenken von Seiten der Familie kam die Uebereinkunft zu Stande, wornach die künftige Gemahlin den ganzen Besitz und die Verwaltung des Hauswesens mit aller dazu gehörigen Habe als ihr völliges und ausschließliches Eigenthum übernehmen, dagegen ihrem Gatten die volle Freiheit zugestehen sollte, seinem Herrn von ihr ganz ungehindert und ohne die geringste Rücksicht auf sie und die künftige Familie nach dem Maaße seiner Erkenntniß und seines innern Berufes zu dienen, wobei er für seine Bedürfnisse

jährlich nicht über hundert Thaler brauchen wollte. Ein großer Beruf! Sie hat ihn übernommen und ausgefüllt in der Kraft dessen, der in den Schwachen mächtig ist, Schmach, Arbeit, Verleugnung, Noth und Tod zu übernehmen.

Noth und Tod hat sie vor allem erlitten und mitgelitten an den zwölf Kindern, mit denen ihre Ehe gesegnet war.

In Bezug auf die Kinderzucht war sie ganz eins mit ihrem Gemahle, daß dieselbe eine heilige, priesterliche Aufgabe sei, „die Seelen von ihrer Wiege an nichts anderes wissen zu lassen, als daß sie für Jesum da sind, und daß ihre ganze Glückseligkeit darin besteht, wenn sie Ihn kennen, Ihn haben, Ihm dienen, mit Ihm umgehen, — und ihr größtes Unglück ist, auf irgend eine Weise von Ihm getrennt sein. Daher der Kinder größte Strafe sein muß, nicht mitbeten, nicht mitsingen, nicht in die Kirche gehen, nicht lernen dürfen, nach Gelegenheit der Umstände nicht gestraft werden; ein Gefühl im Gemüthe haben, daß man schlecht stehe, ohne ein Gefühl im äußern Menschen, daß man es übel habe."

Die Gräfin entfaltete im Hause und in der Gemeinde eine seltene Reihe von Tugenden, sie drang kühn und stark an der Seite ihres großen Gatten durch alle die unzähligen Schwierigkeiten, Sorgen, Leiden, Thränen, womit sein ruheloser Pilger- und Zeugenlauf gekrönt war. Sie war eine würdige und musterhafte Gehilfin ihres Eheherrn, weil sie eine willige und unermüdete Pilgerin ihres Herrn und Heilandes war. Sie war eine verständige und gesegnete Hausmutter, weil eine treue Haushalterin über

Gottes Gaben. Sie war die zusammenhaltende Ordnerin und Leiterin der Brüdergemeinde und deren Almosenpflegerin in herzlicher Barmherzigkeit, die Zuflucht und der Trost aller Bekümmerten und Verlegenen, eine Frau von Rath und That und unerschrockenstem Muth in mißlichen und schwierigen Augenblicken. Dazu war sie eine seelenvolle Dichterin geistlicher Herzenslieder und überall ein lebendiger Beweis, was ein vom Herrn begnadigtes Weib durch Lieben und Leiden zu leisten vermag. Spangenberg, der Bischof und Geschichtschreiber von Herrnhut, sagt von ihr: „Sie hatte an Gnade und Gabe etwas Ungemeines, und ihre lobenswürdigen Eigenschaften blieben bei allen, die sie kennen gelernt hatten, unvergessen. Sie stammte aus einer Familie, die Gottes Wort in Ehren hielt, und bei der die Kinder Gottes und Diener Jesu, ob sie auch sonst mit Schmach bedeckt waren, lieb und werth gehalten wurden. Sie war in der heiligen Schrift sehr geübt und hatte die Gotteswahrheiten, worauf sich unser Glaube und Wandel gründet, in trefflichem Zusammenhang inne. Auch in andern Wissenschaften war sie nicht unbekannt. Ihr Körper war etwas unter mittlerer Größe und nicht ganz gut gewachsen; aber ihr Geist war immer stark, aufrecht, getrost und voll kindlicher Einfalt. Im Rathgeben war sie besonders glücklich. In kleinen Ausgaben sehr sparsam und wirthschaftlich, war sie, wenn es die Sache des Herrn erforderte, willig und bereit, selbst über Vermögen zu thun. Ihre Gesichtsbildung zeugte vom klarsten Verstande, sie war eine durch und durch „gescheidte" Frau. Ihr durchdringender Blick drang aus Vergangenheit und Gegenwart in die Zukunft.

So war sie eine Fürstin Gottes unter ihrem Volke (wie Sara, Abraham's Frau, die verdolmetscht wird: meine Fürstin), indem sie eine gesegnete Dienerin desselben war, namentlich gegen die Elenden und Nothleidenden mitleidig und mütterlich, und um das Kleinste und Größte besorgt, daher man sie auch nur die „Mama" nannte. Das Köstlichste von allem aber war immer, daß ihr Herz mit einer innigen Liebe an Jesus hing, und ihre liebsten Stunden in einem kindlich vertrauten Umgange mit ihm zubrachte."

In diesem Umgange lernte sie völlig die ihr von Natur schon wohlanstehende demuthsvolle Hoheit, wodurch sie in dieser Gemeinde, da völlige Gleichheit als unter Brüdern und Schwestern herrschte, sich in allgemeinster Achtung und Liebe zugleich erhielt. Alle sahen in ihr die Mutter, und offen war ihr Herz für alle; ohne daß sie eines zurücksetzte, wußte sie doch fein zu unterscheiden und immer über allen zu stehen. Während alle Arbeiter und Arbeiterinnen in der Gemeinde mit ihr in Verbindung standen, alle Fremde von einiger Bedeutung zu ihr kamen, eine zahlreiche Familie sie umgab, war sie die vielgereiste, vielerfahrene, gesellschaftsfrohe, in Worten sparsame, aber treffliche Erzählerin, in ungesuchter Einfachheit mit gewandtestem Geiste die Seele der Unterhaltung, der leitende Geist des Hauses.

Wer eine verdorbene Sache bei dem Grafen oder etwas bei ihm anzubringen hatte, das Vorbereitung erforderte, wandte sich an „die Mama." Auch ungebeten war sie die Fürsprecherin jedes Menschen, der es werth war. Jeder Kummer fand bei ihr verständiges Einsehen, theil-

nehmendes Herz und offenes Ohr. Tausende hat sie versorgt; von keinem verlangte sie Dank. Ihre Lust war, andere vergnügt zu sehen. Sie blieb sich immer gleich, ruhig und doch lebhaften Geistes, mehr hörend als redend, stets thätig, nirgends den Schein suchend, Feindin aller Ziererei, von vornehmstem Anstande und edelster Einfalt. Zinzendorf selbst sagt von ihr: „Ich habe fünfundzwanzig Jahre aus Erfahrung gelernt, daß die Gehilfin, die ich habe, die einzige gewesen, die von allen Enden und Ecken her in meinen Ruf paßt. Wer hätte sich in meiner Familie so durchgebracht? Wer hätte vor der Welt so unanstößig gelebt? Wer hätte den Pharisäismus so gründlich gekannt? Wer hätte die Irrgeister der Zeit so tief eingesehen? Wer hätte meinen ganzen Haushalt so viele Jahre hindurch so wirthschaftlich und reichlich geführt, wie es die Umstände erfordern? Wer hätte mir das Kleinwesen des Hauses so ganz abgenommen? Wer hätte so sparsam und doch so anständig gelebt? Wer hätte so rechtzeitig immer niedrig und hoch sein, die Welt ehren und verachten können? Wer hätte bald eine Dienerin, bald eine Herrin dargestellt, ohne in vornehme Geistlichkeit oder Weltlichkeit zu verfallen? Wer hätte einem Ehegatten solche Reisen und Proben hingehen lassen? Wer hätte unter so mancherlei fast erdrückenden Verhältnissen des Brüdergemeinwesens das Haupt immer emporgehalten und den Stifter der Gemeinde trotz aller Anfechtungen unterstützt?"

Wie schon bemerkt, sie hatte von Anfang an den wichtigsten Theil des äußern Durchkommens allein besorgt; unter ihr standen alle Gehilfinnen, ihr und ihres Mannes Vermögen war der vornehmste Grundstock. Seit der Graf

ihr seine Güter ganz übertragen hatte, um ganz der Predigt des Wortes leben zu können, war sie daheim, in der Fremde und in der Verbannung (1732) die Herrschaft von Herrnhut. Sie war nach der Verbannung ihres Gatten von Herrnhut nach Marienborn, zu Berlin, zu Genf Hausmutter des Hauses, welches die Hauptwerkstätte der Brüdersache war, und in welchem die vornehmsten Arbeiter, anfänglich auch die Erziehungsanstalten ihren Sitz hatten.

So hat sie bis in's Jahr 1742, dem Jahre ihrer Reise nach Kopenhagen und Petersburg, also zwanzig Jahre lang dem äußern Bestehen der Sache vorgestanden mit vieler Ersparniß, mit wenigen Geldaufwänden, während „Tonnen Goldes" durch ihre Rechnung gingen. In England hatte sie binnen neunzehn Jahren sich sechsmal längere oder kürzere Zeit aufgehalten, desgleichen in Holland und anderwärts; dabei war ihr Gemahl zehnmal über's Meer gefahren, nur selten waren sie mit einander und immer nur kurze Zeit. Das war sie, die Mutter von zwölf Kindern, von denen sie zehn frühe begraben mußte.

Gewiß, sie hatte ihrem Gemahl vieles zu danken, aber er nicht minder seiner Gemahlin. Unter allen Menschen konnte niemand ein wahreres, überzeugenderes Zeugniß über das innere und äußere Wesen des Vielgelästerten ablegen, als eine Frau von solchem Geiste, von solchem Adel, von solcher Selbstständigkeit und Unvermengtheit mit all den Händeln, in die er um seiner religiösen Eigenthümlichkeiten und kirchlichen Absonderlichkeiten willen verwickelt worden ist. Das war ein glücklichster Zug ihres Charakters, daß sie bei allem innigen Antheile an

der Sache ihres Mannes sich in seine Händel nicht mischte, noch sich reizen ließ, eine Rolle zu spielen. Wie sie in ihrer stillen Frauenwürde bescheiden hinter ihrem Gatten zurückzutreten wußte, so hing sie nicht blindlings ihm an, sondern mit freiem selbstständigen Urtheile, und obgleich sie ihren Gatten von Herzen liebte und ehrte, so dachte sie doch selbst über alle Dinge mit so viel Verstand, daß er sie in dem Theil mehr als Schwester und Freundin anzusehen hatte. In ihren letzten Zeiten nahmen ihre Kräfte gewaltig ab. Ihre Gesundheit war durch viel Arbeit, Mühe und Kummer untergraben. Der Tod ihres Renatus (1752) führte einen gewaltigen Schlag auf die gebrechliche Hütte. Bis zum Jahre 1745 hatte sie die Oberaufsicht behalten und mit kräftiger Hand Haus und Gemeinde regiert. Vergeblich bat Zinzendorf, sie möchte die Zügel wieder übernehmen; er wußte ja, wie nur sie alles in gutem Gleise zu erhalten vermöge. Doch seit dem Heimgang ihres Lieblings zog sie sich zurück gleich einer Einsiedlerin. Sie fühlte ihre Schwachheit. Ihr müder Leib verfiel in eine Schlafsucht, die einige Tage dauerte, von dieser ging sie hinüber in die Ewigkeit, ohne es zu vermuthen, den 19. Juni 1756, nicht ganz sechsundfünfzig Jahre alt.

Am 25. Juni 1756 ward sie auf den Hutbergsgottesacker zu Herrnhut feierlich beerdigt. Gegen 8 Uhr Abends begann der Leichenzug, in dem sich achtzehnhundert Personen bewegten. Auf dem mit Scharlach beschlagenen Sarge stand die Aufschrift: „Am 19. Juni 1756 kam es mit dem Leichnam unserer gnädigen Frau Mutter, der am 7. November 1700 sein Sterben anfing, zur Genesung."

Susanna Wesley,

geb. 1695. † 1742.

Die Mutter der Gebrüder Wesley war die Mutter des Methodismus," sagt Isaak Taylor, und sie steht mit Recht im Vordergrund unter den berühmten Frauen des Methodismus. Sie stammte von adlichem Geblüte, als Tochter des Dr. Samuel Annesley, der ein Bruderssohn des Grafen Earl von Anglesea war. Die energischen Charakterzüge, welche sie ihrem ausgezeichneten Sohne Johann vererbte, hatte sie von ihrem Vater geerbt. Er gewährte ihr dieselbe Unabhängigkeit im Urtheilen, die er selbst beanspruchte; und unter seinem Dache, als sie noch nicht dreizehn Jahre alt war, bekundete sie diesen Geist schon, indem sie die ganze Streitfrage zwischen den Hochkirchlichen und Dissenters untersuchte, und die Ansichten ihres Vaters, denen er ein ganzes Leben voll Arbeit und Leiden gewidmet hatte, zu Gunsten der Hochkirche verwarf. Diese Thatsache ist charakteristisch; und aus ihrer späteren Geschichte läßt sich schließen, daß sie schon in diesem frühen Alter ein ungewöhnliches Talent für solche Untersuchungen hatte. Fromm, nachdenkend, liebevoll und schön wie sie war, war sie der Liebling ihres Vaters

und der Wechsel ihrer religiösen Ansichten verursachte keine Störung des inwendigen Verhältnisses zwischen Beiden. Ums Jahr 1689, und in ihrem neunzehnten oder zwanzigsten Lebensjahre verheirathete sie sich mit Rev. Samuel Wesley.

Sie war gründlich gebildet, und verstand die lateinische, griechische und französische Sprache, und konnte über Bücher und Menschen gut urtheilen. Sie war kein besonderes Genie, aber sie kann in intellektueller Beziehung unter die vollkommensten Charaktere ihres Geschlechts gezählt werden. Poetisches Talent hatte sie nicht, so viel wir wissen; ihre Kinder, welche dasselbe in so reichem Maaße besaßen, erbten es ohne Zweifel vom Vater, der das Reimemachen leidenschaftlich liebte; und daher datirt sich auch wohl das der Familie angeerbte Talent in der Musik. Ihr Gesicht war mager, ihre Gesichtszüge aber zeigten beinahe regelmäßige Klassizität, und daß Johann Wesley von seiner Mutter nicht nur seine besten moralischen und intellektuellen Charakterzüge, sondern auch seine Physiognomie erbte, ist gewiß. Adam Clarke sagt: Sie war nicht nur anmuthig, sondern schön. Sir Peter Lely, der Maler der „Schönen" seines Zeitalters, hat das Portrait einer ihrer Schwestern nachgelassen, die als eine Person von seltenen Reizen anerkannt wird. Clarke aber schreibt: „Einer, der beide gut kannte, erklärt, so schön wie auch Fräulein Annesley erscheint, so war sie doch bei Weitem nicht so schön als ihre Schwester, die Frau Wesley." Vor ihrem Bilde weilt der gelehrte Schreiber des Commentars mit inniger Bewunderung. Er versichert uns, daß er bei der Betrachtung ihrer christlichen und

weiblichen Tugenden, und ihrer mehr als männlichen Kämpfe mit widrigen Schicksalen, zu Thränen gerührt ward. „Alles in allem, so habe ich," sagt er, „von einer solchen Frau weder je gehört noch gelesen, noch habe ich ihres Gleichen gesehen. Solch eine Person hat Salomo im letzten Kapitel seiner Sprüche beschrieben, und auf sie kann ich anwenden, was er dort von dem Gesammt-Charakter einer guten Hausfrau sagt: „Viele Töchter bringen Reichthum, aber Susanna Wesley übertrifft sie Alle." Und in seinem Commentar über erwähnte Stelle führt er die Frau des Epworth Pfarrhauses an als das beste Exemplar dieses biblischen Gemäldes, das er kenne.

Das, was man einen wohl balancirten Geist nennt, war bei ihr charakteristisch. Damit verband sie gründliche Frömmigkeit. Ihr frühes Interesse in dem damaligen Kirchenstreite zeigt, daß die Religion von Kindheit an ihr Gemüth beschäftigte. Ihr praktisches Gemüth verirrte sich nie in die Mystik; und als ihre Söhne unter dessen Einflusse in Oxford wankten, brachten ihre Briefe sie immer wieder zu gesunden, schriftgemäßen Ansichten zurück. Als sich ihr Sohn Johann in „Kempis Nachfolge Christi" vertiefte, schrieb sie ihm: „Ich halte Kempis für einen redlichen, schwachen Mann, der mehr Eifer als Kenntniß hatte, indem er im Gegensatze von so vielen deutlichen und direkten Schriftstellen, alle Freude und Vergnügen als sündlich und nutzlos verdammt." Ein ander mal schrieb sie: „Jeder sollte die gegenwärtige Stunde genießen. Das Alter und die aufeinander folgenden Beschwerden des Lebens sind hinreichend, um Jeden zu

überzeugen, daß ein sicherer und weiserer Weg ist, große Trübsale als etwas Widerliches anzusehen, anstatt darum zu bitten, und daß der Herr wußte, was im Menschen ist, als er uns beten lehrte: „führe uns nicht in Versuchung." Ich denke, der „Häretiker" Clark ist in seiner Auslegung über das Vaterunser mehr im Rechten als Castaniza in seinen Abhandlungen über Versuchungen."

Mit ihrem ungewöhnlichen Ernste in religiösen Dingen paarte sich ein freudiges Bewußtsein ihres eigenen Gnadenstandes. Jeden Morgen und Abend weihete sie eine Stunde dem Gebete und religiösen Betrachtungen in der Verborgenheit; und was sie bei diesen Gelegenheiten oft niederschrieb, zeugt, daß gesunder Verstand und tiefe Frömmigkeit bei ihr Hand in Hand gingen.

Ihr unabhängiges Denken leitete sie früh zu socianischen Ansichten; aber nach reifer Ueberlegung ließ sie dieselben wieder fahren. Sie projektirte etliche literarische Werke, und ein hinterlassenes Bruchstück über das „Apostolische Glaubensbekenntniß" würde der theologischen Literatur ihrer Zeit gewiß keinen Mißcredit gebracht haben. Sie hatte ein Werk über natürliche und geoffenbarte Religion angefangen, sowie einen Aufsatz über das heilige Abendmahl, aber beide gingen im Feuer verloren, als das Pfarrhaus niederbrannte.

Ihr Mann, Samuel Wesley, ward 1662 zu Whitchurch geboren, und war beinahe sieben Jahre älter als sie. Er war in manchen maßgebenden Hinsichten gerade das Gegentheil von ihr, aber er theilte völlig ihre gewissenhafte Unabhängigkeit in religiösen Fragen. Dies scheint mit ihm wie mit ihr ein angeerbter Charakterzug gewesen zu

sein, der sich wieder auf ihre Kinder fortpflanzte. Nach einem kurzen Aufenthalte in London finden wir ihn in der Pfarrei zu South Ormsby, nahe bei Epworth, mit einem Gehalte von fünfzig Pfund Sterling das Jahr. Hier wuchs seine Familie zu sechs Kindern heran; aber mit echter englischer Vaterliebe empfing er jeden neuen Ankömmling als eine Gabe von Gott, und kämpfte männlich, um für Jedes das „tägliche Brod" zu beschaffen. Er schreibt in einem Briefe an den Erzbischof von York, daß seit sechs bis sieben Jahren sein Jahresgehalt nur fünfzig Pfund Sterling war, und er jährlich einen Zuwachs der Familie hatte. Die Pfarrei hatte er durch den Einfluß des Marquis von Normanby erlangt, und folgender Vorfall führte seine Resignation herbei. Dieser Edelmann, sagt Johann Wesley, hatte ein Haus im selbigen Kirchspiele, in welchem eine Frau, die mit ihm lebte, gewöhnlich wohnte. Diese suchte sich bei Frau Wesley einzuführen, aber der Rektor wollte das nicht dulden. Als er eines Tages beim Zuhausekommen die Zudringliche bei seiner Frau sitzen sah, nahm er sie beim Arme und führte sie unhöflich aus dem Hause. Der Edelmann rächte sich dadurch, daß er Wesley von der Pfarrei trieb. Dadurch, daß er der Königin Maria ein literarisches Werk widmete, erwarb dieser sich den Pfarrdienst zu Epworth, wo er mit einem Jahresgehalt von zweihundert Pfund Sterling und dem Erwerb seiner literarischen Arbeit seine zahlreiche Familie, die bis zu neunzehn Kindern heranwuchs, ernährte und erzog.

Seine hochkirchlichen und staatlichen Prinzipien verbarg er nicht, und sein unvorsichtiger politischer Eifer verwickelte

ihn in ernste Verfolgungen. Sein Vieh ward beschädigt, das Haus ward ihm niedergebrannt und der Pöbel trommelte, lärmte und feuerte Nachts Schüsse unter seinen Fenstern ab. Unter dem Vorwande einer geringen Schuld, die er augenblicklich nicht bezahlen konnte, ward er beim Kommen aus der Kirche arretirt und in's Lincoln Castle Gefängniß abgeführt, wo er drei Monate lag. Aber sein gewohnter Muth verließ ihn nie. „Jetzt bin ich in Ruhe," schrieb er an den Erzbischof von York, „denn ich habe den langersehnten Hafen erreicht, und verzage nicht, Gutes thun zu können, vielleicht mehr in diesem neuen Kirchspiele als in meinem alten." Er machte sich selbst gleich zum freiwilligen Seelsorger seiner Mitgefangenen, hielt tägliche Andachten mit ihnen und predigte zu ihnen des Sonntags. „Nicht Jeder könnte diese Dinge so gut ertragen," schrieb er ein andermal an den Erzbischof, „aber Gott sei Dank, es kümmert meine Frau weniger es zu leiden, als mich es zu schreiben, und wie ich glaube, sich Ew. Gnaden kümmern es zu lesen." „Als ich hierher kam," sagt er in einem anderen Briefe, „war meine Baarschaft nur wenig über zehn Schilling, und meine Frau hatte zu Hause kaum so viel. Sie sandte mir gleich ihre Ringe, um mich frei zu machen, weil sie nichts anderes hatte, aber ich sandte dieselben wieder zurück." Als man ihm rieth, der Verfolgung willen von Epworth fort zu ziehen, gab er eine Antwort, die uns an seinen Sohn erinnert, wenn der Pöbel ihn insultirte: „Es wäre Feigheit, meinen Posten zu verlassen, wenn der Feind stark auf mich feuert. Bis jetzt haben sie mich nur verwundet, und ich glaube nicht, daß sie mich tödten können."

Die Blicke, welche uns in das innere Leben des Pfarrhauses zu Epworth vergönnt sind, zeigen uns eine beinahe vollkommene christliche Haushaltung. Ernst und Strenge einerseits und häusliche Liebe und Heiterkeit andererseits, halten einander das Gleichgewicht. Kurz, das Pfarrhaus zu Epworth zeigt uns das Bild einer häuslichen Kirche, einer Familienschule und einer echten altenglischen Heimath. Vor dem ersten Feuer war es ein bescheidenes Gebäude von Holz und Mörtel, mit einem Strohdach, und ehrwürdig wegen seines hundertjährigen Alters. Es hatte ein Besuchszimmer, eine geräumige Halle, eine Speisekammer, drei große obere Kammern, nebst anderen kleineren Zimmern, und einer Studirstube, in welcher der fleißige Rektor seine meiste Zeit mit Versemachen und Ausarbeiten seiner Predigten zubrachte; die übrigen Geschäfte seiner inneren Haushaltung sowohl, als der Verwaltung des Pfarrguts und des Zehnten überließ er seiner fähigeren Frau, sich selbst wegen seiner drückenden Arbeit tröstend, wie er sich in einem Briefe an den Erzbischof ausdrückt, „wer als Poet geboren ist, muß, wie ich fürchte, auch als Poet, das heißt arm leben und sterben." Johann Wesley drückt seine Bewunderung über die Heiterkeit aus, mit welcher seine Mutter, von dreizehn Kindern umringt, ihre Geschäfte verrichtete, Briefe schrieb und Unterhaltungen führte. Jedes Kind hatte im Familienkreise einen Beinamen, und dieser Scherz zieht sich durch die noch häufig vorhandene Correspondenz hindurch. Clarke versichert uns, daß sie das allgemeine Lob hatten, die liebreichste Familie in Lincoln County zu sein. Die Mutter wurde von Allen geliebt, und Johann schrieb ihr

von der Universität, zu einer Zeit, wo ihr Gesundheitszustand bedenklich war, mit herzbeweglicher Theilnahme, und drückte den Wunsch aus, vor ihr zu sterben, um des Schmerzes überhoben zu sein, den ihr Tod sonst auf ihn machen würde. „Du hast wohl gethan," schrieb sie ihm nachher, „daß du deinen Wunsch, vor mir zu sterben, geändert hast, da du nicht weißt, zu was dich Gott noch gebrauchen mag, ehe du die Welt verlässest. Ich habe oft gewünscht, daß meine Kinder bei meinem Abscheiden nicht weinen möchten, um meinen Tod nicht unangenehmer zu machen, als er sonst sein würde." Die Heimath, wo solche Ansichten herrschten, konnte keine unfreundliche sein.

Alle ihre Kinder hatten dieses zärtliche Gefühl für ihre Mutter. Martha (nachher Frau Hall) hing an ihr mit einer Art von Anbetung. Sie wollte nie williglich von ihr getrennt sein; und der einzige Fehler, dessen man die Eltern beschuldigen könnte, war ihre Parteilichkeit für diese liebenswürdige Tochter. Mehrere der Kinder starben jung, aber wie Johann Wesley berichtet, lebten zu einer Zeit ihrer dreizehn beisammen. Etliche waren ausgezeichnet wegen ihrer Schönheit, andere wegen ihres Witzes und andere wegen ihrer Intelligenz. Samuel, der älteste, war poetisch von Kindheit an, und etliche der schönsten Kirchenlieder sind von ihm. Charles und Johann gaben schon in der Kinderstube deutliche Zeichen ihrer kommenden Größe. Das natürliche Temperament des Letzteren in seiner Jugend ward beschrieben als „munter mit einem Anstrich von Witz und Humor." Ersterer war außerordentlich lebendig und rastlos, und so ausgezeichnet couragirt und geschickt in jugendlichen Wagstücken, daß er

später zu Westminster den Titel: „Hauptmann der Schule" erhielt.

Obgleich Methode in der ganzen Haushaltung herrschte, gab es doch passende Zwischenräume, in welcher die Kinderstube der Schauplatz lustiger Spiele „voll munteren Scherzes und heiterer Fröhlichkeit wurde."

Das Erziehungssystem im Pfarrhause hat die Bewunderung Aller erregt, die über die Familie Wesley geschrieben haben. Es wurde lediglich von der Frau Wesley geleitet und gehandhabt, welche nebst den vielen andern Sorgen der Haushaltung auch die Schularbeit auf sich nahm. Sie giebt Bericht darüber in einem langen Briefe an Johann Wesley, worin sie sagt: „Die Kinder wurden nach ihren Fähigkeiten schon von Geburt an in einer regelmäßigen Lebensmethode eingeübt. Das erste Vierteljahr ward gewöhnlich meistens mit Schlafen zugebracht. Im Alter von einem Jahre, und in etlichen Fällen auch früher, wurden sie gelehrt „sanft zu weinen", wodurch sie manchen Correktionen entgingen, und der so „widrige Lärm" des Kindergeschreies ward selten im Hause gehört; das Haus war meistens so ruhig, als ob keine Kinder darin seien. Es ward den Kindern nicht erlaubt, zwischen den Mahlzeiten zu essen, oder zu trinken, ausgenommen in Krankheitsfällen; und diese „waren selten." Acht Uhr Abends gingen sie zu Bett, und wurden in ihren verschiedenen Kammern allein gelassen, denn es ward nie geduldet, daß Jemand bei einem Kinde aufsitze, bis es schlafe. Des Kindes Willen zu beugen, war der Mutter früheste Aufgabe, „denn," sagt sie, „das ist das einzige starke und vernünftige Fundament einer religiösen Erzie-

hung, ohne welches weder Vorschrift noch Exempel wirksam ist. Ist aber dies erreicht, dann kann ein Kind durch den Verstand und die Frömmigkeit der Eltern regiert werden, bis es selbst zu Verstande kommt, und die Grundsätze der Religion im eigenen Herzen Wurzel gefaßt haben.“ Sie lehrte ihre Kinder sich beim Familiengottesdienste ruhig zu verhalten, und nach demselben selbst einen Segen zu erbitten, und zwar durch Zeichen, so lange sie nicht fähig waren zu knien oder zu sprechen.

Die Familienschule ward mit Singen eröffnet und geschlossen; fünf Uhr Nachmittags zogen sich Alle zurück zu einer Andachtsübung, wobei die älteren Kinder den jüngeren, welche reden konnten, einen Psalm und ein Kapitel aus dem Neuen Testamente vorlasen. Die Mutter selbst redete jeden Abend mit einem, mitunter auch mit zwei ihrer Kinder über Religion. Dies geschah wöchentlich einmal mit all ihren Kindern. „Feigheit und Furcht vor Strafe,“ sagt sie, „verleiten die Kinder leicht zum Lügen, was ihnen schwer wieder abzugewöhnen ist.“ Um solches zu verhüten, war es Regel, daß, wenn irgend ein Kind eines wirklichen Vergehens beschuldigt würde, und den Ungehorsam offen eingestehe und Besserung verspreche, es nicht gestraft werden solle. Kein Kind ward je für dasselbe Vergehen zwei Mal gezüchtigt; und wenn die Besserung folgte, ward das Vergehen auch nie wieder gerügt. Versprechungen mußten streng erfüllt werden. Kein Mädchen wurde gelehrt zu arbeiten, ehe sie richtig lesen konnte. „Dies ist eine wohlzubeachtende Regel,“ sagt die Mutter weislich; „denn daß so wenig Frauensleute lesen können wie sichs ziemet, kommt daher,

daß sie zum Nähen angehalten wurden, ehe sie richtig lesen konnten." Keine ihrer Töchter ward gelehrt zu lesen, ehe sie fünf Jahre alt waren, ausgenommen eine, und diese rückte in späteren Jahren mit ihren Schulkenntnissen lange nicht so gut voran als die andern. Den Tag zuvor, ehe ein Kind in die Schule ging, ward das ganze Haus geordnet, Jedem ward seine Arbeit angewiesen, und Befehl ward ertheilt, daß während der Schulstunden — von neun bis zwölf des Morgens, und von zwei bis fünf des Nachmittags — Niemand in die Schulstube kommen solle. Ein Tag ward dem Schüler erlaubt zum Erlernen des Alphabets, und Alle lernten es in der Zeit, ausgenommen zwei, welche jedes anderthalb Tage dazu gebrauchten. „Diese hielt ich für sehr ungeschickt," sagte sie. Samuel, der älteste, lernte es am ersten Tage seines sechsten Lebensjahres in wenigen Stunden, und sobald er's konnte, ging er dran, das erste Kapitel in der Bibel zu buchstabiren. Dieselbe Methode ward bei allen befolgt. Sobald sie die Buchstaben kannten, mußten sie buchstabiren, erst eine Zeile, dann einen Vers; und nie gingen sie zu einer andern Lektion über, bevor die schon gegebene vollkommen erlernt war.

Solches war die Familienschule im Epworth Pfarrhause, und wer kann zweifeln, daß der praktische Methodismus in demselben, mehr als irgend eine andere menschliche Ursache, den kirchlichen Methodismus, welcher sich jetzt über die Erde ausbreitet, erzeugt hat? Aechte Gottesfurcht waltete in dieser Familie, und Susanna war die Priesterin des Hauses, die das Feuer auf dem Altar nährte. Während der Abwesenheit ihres Mannes öffnete

sie sogar das Haus für eine Art öffentlichen Gottesdienst, den sie selbst leitete. Sie las Predigten, betete und redete zu den Bauersleuten. Ihr Mann, mit seinen hochkirchlichen Ideen, entsetzte sich, als sie ihm solches brieflich mittheilte. Ihre Vertheidigung ist charakteristisch und ernst; jedoch ordnet sie sich seiner Autorität unter. Sie berichtet ihm, daß das Unternehmen viele der niederen Klasse von Unsittlichkeit abhielte; daß es die Kirche des Kirchspiels fülle; daß etliche, welche seit Jahren nicht mehr in der Kirche gesehen wurden, dieselbe jetzt besuchten. Sie bat ihn, sie der Verantwortlichkeit, diese nützlichen Versammlungen einzustellen, zu überheben, dadurch, daß er als ihr Mann und Seelsorger dieselben selbst fortsetze. In diesem außerordentlichen Briefe an ihren Mann kommt der seltene Ausdruck vor: „Gieb mir nicht den Rath, die Versammlungen einzustellen, sondern gebiete es mir!" Mit Recht bemerkt Isaak Taylor: „In diesem gewichtigen Ausdrucke tiefer Herzensgefühle, eines starken Gewissendranges und eines unbeweglichen Princips der Unterwürfigkeit unter rechtmäßige Autorität lag das Gesetz zusammengedrängt, das die Laufbahn ihres Sohnes als Gründer und Gesetzgeber einer Kirche bestimmte. Dieses Gleichgewicht von Kräften, unter deren vereinzeltem Wirken so manches gute Unternehmen zu Nichts gegangen ist, hat dem Methodismus seine dauernde Existenz gegeben.'

Solches war der „Gang" dieser echt christlichen Familie. Susanna machte vierzig Jahre lang das Epworth Pfarrhaus zu einem Heiligthume häuslicher und christlicher Tugenden. Zehn Kinder wuchsen auf zur Volljährigkeit, und alle wurden fromme Christen und starben selig. Das

Schriftwort bewährte sich an ihnen: „Wie man einen Knaben gewöhnt, so läßt er nicht davon, wenn er alt wird." Adam Clarke sagt: „Von einer solchen Familie habe ich noch nirgends gelesen, noch gehört, noch habe ich je eine solche gesehen."

Wir dürfen aber nicht wähnen, daß dieses herrliche, christliche Familienleben nicht auch seine Schatten gehabt hätte. Ohne diese würde es weniger vollkommen sein. Samuel Wesley kämpfte beständig mit Armuth. Er lag Schulden wegen im Gefängnisse und ging mit Schulden zu Grabe. Seine Epworth Pfarrei, deren jährliches Einkommen zu 200 Pfund Sterling angeschlagen ward, brachte thatsächlich nur 140 Pfund Sterling, und die angrenzende kleine Pfarrei von Wroote brachte kaum mehr als sie kostete. Die Sparsamkeit und häusliche Verwaltung, mit welcher eine so große Familie so gut genährt und so vortrefflich ausgebildet ward, ist eine merkwürdige Thatsache. Von Mangel gedrückt, mitunter große Entbehrungen erduldend, wie sie es in einem Briefe an den Erzbischof von York kund gegeben hat, konnte diese ehrwürdige Pfarrerin in ihren fünfziger Jahren dennoch sagen, daß nach allen Erfahrungen, die sie habe machen können, sie erkannt habe, daß es leichter sei, ohne Reichthum zufrieden zu sein, als mit Reichthum. Zu der Armuth aber kamen noch andere und tiefer dringende Trübsale hinzu. Neunmal kehrte der Tod im Familienkreise ein und riß ein geliebtes Kind dahin. Etliche der Töchter hatten keine glückliche Ehe, und die edle Mutter schrieb unter Herzensqualen, wie sie nur eine Mutter in ähnlichen Verhältnissen fühlen kann, an ihren Bruder: „O

Bruder! O Bruder! glücklich, drei Mal glücklich bist du; glücklich ist meine Schwester, daß ihr alle eure Kinder in zarter Kindheit begraben habt, sie sind sicher vor Versuchungen, sicher vor Verbrechen, sicher vor Mangel und Schande, sicher vor Verlust von Freunden. Glaube mir, es ist besser, zehn todte Kinder zu betrauern, als ein lebendiges, und ich habe manche begraben."

Zweimal wurde das Pfarrhaus von dem Pöbel des Kirchspiels angezündet. Im ersten Falle brannte es nur theilweise, im zweiten aber gänzlich nieder mit sämmtlichen Hausgeräthen, nebst des Predigers Büchern und Manuscripten. Die Familie entkam mit knapper Noth in ihren Nachtkleidern. Frau Wesley war kränklich und unfähig, wie die Uebrigen durch die Fenster zu klettern, versuchte sie durch die Thür zu entfliehen, ward aber dreimal von den Flammen zurück getrieben. Sich Gott empfehlend, schritt sie beim vierten Versuche durch's Feuer in's Freie, versengte aber die Hände und das Gesicht dabei. Dann sah man, daß ein Kind fehlte. Der Vater versuchte nun dessen Rettung, indem er etliche Male über die brennende Treppe zu kommen sich bemühte, aber sie wollte ihn nicht mehr tragen. Verzweifelt wandte er sich zurück, kniete nieder auf die Erde und empfahl Gott die Seele des Kindes im Gebete. Unterdessen war das Kind aufgewacht und seine Kammer und Bett in Feuer sehend, floh es an's Fenster, unter welchem sich ein Bauer auf die Schultern eines anderen stellte und das Kind gerade noch vor dem Einsturze des Daches rettete. „Kommt, Nachbarn," rief der Vater, als er seinen geretteten Sohn umarmte, „laßt uns niederknieen und Gott Dank bringen; er hat mir alle meine

acht Kinder erhalten; ich bin nun reich genug, das Haus mag brennen." Hunderttausende frommer Herzen haben seitdem jene Danksagung wiederholt, denn nur noch etliche Minuten, und der Gründer des Methodismus wäre der Welt verloren gegangen. Ungefähr ein Viertel Jahrhundert nachher ging dieser gerettete Sohn von den Zellen der Oxford Universität nach Moorfield, um die vernachlässigten Massen zur Buße zu rufen und das große Werk zu beginnen, welches seine Familie in allen Welttheilen historisch gemacht hat.

Es würde interessant sein, den Einfluß der Mutter auf die beiden Wesleys bezüglich der Entstehung des Methodismus zu verfolgen, aber der Raum erlaubt uns nur etliche Bemerkungen. In einer ihrer gewohnten täglichen einsamen Andachtsübungen, wo die Rettung ihres Sohnes aus dem Feuer ihr vor's Gemüth trat, schrieb sie nieder: „Herr, ich beabsichtige über dieses Kind, das du so gnädiglich erhalten hast, mit größerer Sorgfalt als je zuvor zu wachen und mich zu bestreben, in sein Herz die Grundsätze wahrer Religion und Tugend einzupflanzen. Gieb nur, Herr, die Gnade, es aufrichtig und weislich zu thun, und segne meine Bemühungen mit gutem Erfolg."

Sie correspondirte beständig mit ihren zwei Söhnen auf der Oxforder Universität und lenkte in Wirklichkeit ihre religiöse Heranbildung. „Entschließe dich ernstlich," schrieb sie an Johann, „die Religion zur Aufgabe deines Lebens zu machen, denn das ist doch, strenge genommen, vor allem Anderen das Eine, das Noth ist! Alle anderen Dinge sind als Zweck des Lebens Nebensache. Es ist mein Herzenswunsch, daß du dich jetzt genau prüfen möch-

test, um auszufinden, ob du eine wohlgegründete Hoffnung zur Seligkeit durch Jesum Christum hast. Hast du sie, so wird dessen Bewußtsein dir deine Mühe reichlich lohnen, und findest du aus, daß du sie nicht hast, so wird es dir eine vernünftigere Ursache der Thränen werden, als man in irgend einer traurigen Begebenheit antrifft." Auf solche Weise spornte die Mutter ihn an zum Suchen nach Herzensreligion, welches ihn endlich zum Methodismus führte. Nach Untersuchung der calvinistischen Streitfrage, berichtete er ihr seine arminianischen Ansichten. In diesen bestätigte sie ihn und drückte ihren Widerwillen gegen die calvinistische Theologie aus. „Gottes Vorherwissen," argumentirte sie, „ist ebensowenig die Ursache des Verlorengehens der Gottlosen, als unser Vorherwissen vom Aufgehen der Sonne die Ursache ihres Aufgehens ist." Sie rieth ihm aber weislicherweise von diesen Speculationen ab, als von „Studien, welche mehr geeignet seien, das Verständniß zu verwirren, als aufzuklären." In tiefer religiöser Niedergeschlagenheit kam er nach Epworth zurück, um für eine Zeit lang die ländliche Zurückgezogenheit zu genießen, in welcher Zeit er durch den Einfluß von Kempis und Law gefährlicherweise mystischen Tendenzen huldigte. Der Wendepunkt, welcher ihn für diese Aufgabe tüchtig oder untüchtig machen sollte, war noch nicht gekommen. Er hatte wirklich einmal ein Verlangen, das stille Leben klösterlicher Zurückgezogenheit zu probiren. Er hoffte wenigstens, daß etliche Monate Abgeschlossenheit von der Welt ihm von Nutzen sein würde, und eine Schule in einem Yorkshire Thale ward zu diesem Zwecke vorgeschlagen. Wiederum legte seine weisere Mutter sich in's Mittel

und rettete ihn für seine bestimmte Laufbahn, indem sie wie prophezeihend ihm andeutete, daß Gott einen höheren Beruf für ihn habe. Er selbst sagt uns, daß er vor seiner Rückkehr zur Universität etliche Meilen weit ging, um einen ernst religiösen Mann zu sehen. Und dieser Mann, als ob im rechten Augenblick inspirirt, sagte zu J. Wesley: „Herr, Sie wünschen Gott zu dienen und nach dem Himmel zu gehen; beherzigen Sie, Sie können ihm nicht allein dienen; Sie müssen deshalb entweder Gesellschafter finden oder sich solche schaffen." Wesley vergaß diese Worte nie. Als er nach Oxford zurück kam, fand er schon „Gesellschafter" vorhanden durch die Arbeit seines Bruders. Der „Heilige Bund" war dort schon bekannt und der Spottname „Methodist" war schon in aller Mund. Als er seine Mutter über den „Heiligen Bund" der „Methodisten" berichtete, schrieb sie zurück: „Ich schließe mich im Herzen euerer kleinen Gesellschaft in allen ihren frommen und mildthätigen Handlungen an. Möget ihr immer in solchen guten Werken vorangehen und Erfolg haben! Obwohl leiblich von euch getrennt, bin ich doch im Geist bei euch, und empfehle euch alle täglich der göttlichen Vorsehung." Als Johann und Charles einen Ruf als Missionäre nach der Colonie in Georgia erhielten, stellten sie die Entscheidung ob zu gehen oder nicht zu gehen, der Mutter anheim. Sie war damals Wittwe, aber noch dieselbe edle, für den Herrn lebende Person wie früher; ihre Antwort war: „Wenn ich zwanzig Söhne hätte, so würde es mich freuen, wenn sie alle auf ähnliche Weise beschäftigt wären, und wenn ich sie auch nie in diesem Leben wiedersehen sollte."

Als die Beiden von Amerika zurück kamen, und zwar unwiedergeboren, nach ihrem eigenen Dafürhalten, war es hauptsächlich der Bischof Böhler von der Brüdergemeinde, durch den sie in das innere göttliche Leben eingeführt wurden. Johann wandte sich sogleich an seine Mutter, die damals in London wohnte, als seinen besten Rathgeber. Er las ihr seine religiöse Erfahrung, die er aufgeschrieben hatte, vor. Sie gab derselben kräftigen Beifall, und sagte, sie danke Gott herzlich, daß er ihn auf einen so richtigen Weg der Erfahrung gebracht habe.

Während der bewegten Zeit, in welcher der Methodismus gegründet war, war Susanna Wesley glücklicherweise noch am Leben, obwohl im hohem Alter, um ihrem Sohne Johann Rath und Aufmunterung zu ertheilen. Sie zollte seinem Predigen im Freien Beifall und sie stand neben ihm, als er auf dem öffentlichen Platz in Kennington zu der großen Versammlung von zwanzig Tausend predigte. Ihr Sohn Samuel, bei dem sie seit der Zerstreuung der Familie gewohnt hatte, machte ihr Vorstellungen darüber, daß sie die „ordnungswidrige" Arbeit seines Bruders Johann gut heiße; sie aber sah die Hand Gottes in den unvermeidlichen Umständen, welche solch Arbeit nothwendig machte. In ihrer Gegenwart wurde eine Berathung gehalten wegen der Trennung der Methodisten von den Mährischen Brüdern, durch welche der Methodismus eine Sonderstellung für seine große und eigenthümliche Aufgabe einnahm, und sie gab ihren Beifall zu dem nothwendigen Schritte. Sie war um diese Zeit zu einem helleren Glaubensblicke gelangt, und sympathisirte mehr mit den neuen Ansichten ihrer Söhne vom geistlichen

Leben. Johann Wesley berichtet eine Unterredung über diesen Gegenstand, worin sie bemerkte, daß sie erst bis vor Kurzem selten von einer gegenwärtigen bewußten Vergebung der Sünden bei Gott, und dem Zeugnisse des heiligen Geistes gehört habe, viel weniger daß solches das Vorrecht aller Gläubigen sei. „Deshalb," sagte sie, durfte ich nie wagen, für mich darum zu bitten. Als aber vor zwei oder drei Wochen mein Sohn Hall beim Darreichen des Kelches im Abendmahle die Worte sprach: „Das Blut Jesu Christi, das auch für dich vergossen ward," drangen dieselben in mein Herz und ich wußte, daß Gott um Christi willen mir meine Sünden vergeben hatte." J. Wesley frug sie, ob ihr Vater (Dr. Annesley) nicht denselben Glauben hatte, und ob sie ihn nicht denselben habe predigen hören. Sie antwortete, daß er den Glauben gehabt und kurz vor seinem Tode erklärt habe, er habe über vierzig Jahre lang bezüglich seiner Annahme bei Gott weder Furcht noch Zweifel gehabt; jedoch dessen ungeachtet habe sie ihn auch nicht einmal ausdrücklich über den Punkt predigen hören; weshalb sie vermuthet, daß auch er solches nicht für das Vorrecht aller Gläubigen, sondern blos das etlicher weniger Auserkorenen gehalten habe. Sie hatte ohne Zweifel lange vor diesem eine lebendigen Herzenserfahrung genossen, ihre Schriften beweisen das unumstößlich, aber es fehlte ihr an der vollen Zuversicht des Glaubens. Die Lehre von der Versicherung, oder dem Zeugniß des heiligen Geistes, wie Wesley es nennt, fand von jeher unter der puritanischen Geistlichkeit, beides, in Alt- und Neu-England, Anerkennung; aber, wie Frau Wesley bemerkte, man hielt es

nicht für das Vorrecht aller Rechtgläubigen. Sie empfing im hohen Alter durch einfachen Glauben die Gewißheit ihrer Annahme bei Gott, welche sie für so viele Jahre nicht wagte zu nehmen.

Als J. Wesley die „Foundry" zu einer Kirche umwandelte, ließ er ein anstoßendes Haus zur Wohnung für sich und seine Gehülfen in London herrichten. Dorthin zog nun seine Mutter, und dort verlebte sie den Rest ihrer irdischen Pilgerschaft, unterstützt von der kindlichen Liebe ihres Sohnes, während sie ihm mit Rath in seinem wichtigen Werke beistand. Sie bewog ihn, den Thomas Maxwell als Prediger aufzunehmen, und somit begann in Wirklichkeit das so wichtige methodistische System des Laienpredigens, und zwar durch ihren Einfluß. Sie lebte bis zu ihrem dreiundsiebenzigsten Jahre, ihren Söhnen mit Rath und Aufmunterungen beistehend, und schloß dann ihre so segensreiche Laufbahn in obenerwähnter Wohnung und in hörbarer Nähe der Stimmen, der Gebete und Gesänge, welche fast täglich von jenem denkwürdigen Gebäude — der ersten Methodistenkirche in der Welt, wo die erste Methodisten Gemeinde organisirt ward, und die erste Methodisten Conferenz Sitzung hielt — zum Himmel stiegen. Es war ein passender Platz für die Mutter der Wesley's aus der streitenden in die triumphirende Kirche zu gehen. J. Wesley sagt, sie hatte weder Zweifel, noch Furcht, noch ein anderes Verlangen, als abzuscheiden und bei Christo zu sein. Er und fünf ihrer Töchter standen an ihrem Bette, als sie im Tode entschlief; es war am 23. Juli 1742. Als sie nicht mehr sprechen konnte, aber augenscheinlich ihr Bewußtsein hatte, war ihr

ruhiger, heiterer Blick nach Oben geheftet, während ihre Kinder sie im Gebete Gott anbefohlen. Sie starb ohne Schmerzen, und im Augenblicke ihres Abscheidens stellten sich ihre Kinder nahe um ihr Lager und sangen, ihrer letzten Bitte zufolge, „einen Lobpsalm Gottes." Von einer unzählbaren Menschenmenge gefolgt, übergab J. Wesley ihre irdischen Ueberreste dem Grabe, inmitten der vielen vortrefflichen Todten von Bunhill-Fields.

Barbara Heck.

Geb. 1734. † 1804.

Im Jahre 1758 besuchte Wesley die irische Grafschaft Limerick und erzählt in seinem Journal von einem eigenthümlichen Völkchen, welches daselbst im Weiler Mattreß, in den Dörfern Killiheen, Balligarane und Pallas, etwa 4 Meilen von Mattreß entfernt, wohnte. Es waren keine eingeborene Celten, sondern Deutsche, die, da sie schon fünfzig Jahre keinen ihrer Sprache mächtigen Prediger gehabt, der Entsittlichung anheimgefallen und ihrer Trunksucht, Gottlosigkeit und gänzlicher Mißachtung der Religion wegen berüchtigt waren. Aber die Reiseprediger des Methodismus suchten auch diese Weiler auf und bewirkten durch das Evangelium auch hier eine vollständige Reformation, so daß die Gesunkenen ein frommes, gottesfürchtiges Volk wurden und in Mattreß eine große Kirche bauten. „In dieser Weise," schreibt Wesley, „sorgte Gott für diese armen Fremden, um deren Seelen sich 50 Jahre lang Niemand bekümmerte," und bemerkte nach einem späteren Besuche in derselben Gegend, „daß kaum irgendwo in England und Irland drei andere solche Flecken wie Mattreß, Killiheen und Balligarane zu finden

seien. Da höre man weder Fluchen noch Schwören, noch sei Trunkenheit, oder eine Schenke, oder Sonntagsentheiligung zu bemerken. Sie waren ein ernstes, nachdenkendes Volk geworden, dessen Fleiß das umliegende Land in einen Garten umgewandelt hatte. Wie werden diese armen Fremden am Tage des Gerichts gegen ihre Nachbarn zeugen!"

Aber, so möchte man fragen, wie kam dieses eigenthümliche eine fremde Sprache redende Volk in das westliche Irland?

Die Truppen Ludwig XIV. verheerten unter Turenne zu Ende des 17. Jahrhunderts die Rheinpfalz, und da die Bewohner derselben beinahe sämmtlich dem Protestantismus angehörten, so war diese Thatsache schon hinreichend, um den bigottischen König zu ganz rücksichtslosem Verfahren zu bestimmen. Das Land wurde furchtbar verheert und der Kurfürst zählte einmal von seinem Schlosse zu Mannheim aus nicht weniger als zwei brennende Städte und fünfundzwanzig brennende Dörfer. Das friedliche Landvolk floh vor den wilden Soldaten in das englische Lager zu Herzog Marlborough. Die Königin Anna sandte Schiffe, um die Flüchtlinge von Rotterdam nach England zu bringen, von welchen mehr als 6000 in großer Armuth in London ankamen. Das protestantische England sympathisirte mit den Leidenden. Die Regierung beauftragte Agenten mit ihrer Verpflegung und ließ auf den öffentlichen Plätzen Blackheath und Camberwell Bretterwohnungen für sie errichten. Ludwig XIV. suchte in der Pfalz den Protestantismus gänzlich auszurotten und den Katholizismus einzuführen, wodurch noch viele fried-

liche Landleute zur Flucht veranlaßt wurden und in England sowie in andern Ländern ein Unterkommen suchten. Im Jahre 1710 wurden beinahe 3000 derselben von der englischen Regierung nach Amerika gesandt und trugen hier bedeutend zum Gedeihen der Colonien in Newyork, Pennsylvanien und Nord-Carolina bei. Von denen, die in England blieben, ließen sich etwa fünfzig Familien in Irland nieder, woselbst sie in der Nähe von Rathkeale, in der Grafschaft Limerick, eine Heimath fanden. Jede Person erhielt acht Morgen Land, wofür sie dem Eigenthümer Lord Southwell, jährlich einen geringen Pachtzins entrichteten, welcher zwanzig Jahre lang von der Regierung bezahlt wurde. Die Eingewanderten wurden zu Freisaßen gemacht und die Männer zu einer Miliz-Compagnie unter dem Namen „Deutsche Füseliere" organisirt. Eine Liste derer, welche sich auf Lord Southwells Besitzungen ansiedelten, zeigt die Namen Embury, Heck, Ruckle, Schweitzer, Gaier und Anderer, deren Nachkommen sich an der Gründung des Amerikanischen Methodismus betheiligten. „Sie sind," schreibt ein irländischer Geschichtsschreiber, „fleißig und besser gekleidet und genährt als die Mehrzahl der irischen Landleute; ihre Häuser zeichnen sich durch Reinlichkeit und die sie umgebenden, niedlichen Küchengärten vortheilhaft aus, während man im Hofe gute Stallungen und Schuppen für die Ackergeräthschaften findet. Die Frauen sind sehr arbeitsam. Kurz, die Pfälzer haben dem Lande durch Urbarmachung des Bodens viel genützt und sind thätige, unabhängige Leute, die meistens von dem Ertrage ihrer kleinen Landgüter leben."

Dies ist in Kürze die Geschichte der Pfalz-Irländer, und in dieser Weise zerstreute die kurzsichtige Politik Ludwig XIV. diese bewährten Protestanten und machte sie, sowie diejenigen, welche durch die Aufhebung des Edikts von Nantes aus Frankreich vertrieben wurden, zum Segen für die Schweiz, Deutschland, England und die nordamerikanischen Colonien. Sein Versuch, den Protestantismus in der Pfalz auszurotten, führte zu einer der großartigsten Entwicklungen der protestantischen Kirche, von denen die neuere Geschichte berichtet.

Unter diesem Volke wurde im Jahre 1734 in einem Weiler, welcher man nach der Familie „Ruckle Hill" nannte, Barbara Ruckle geboren. Sie wurde strenge nach den Grundsätzen des Methodismus, welcher diese Einwanderer reformirt und die Colonie in einen Garten umgewandelt hatte, erzogen. Als 18jähriges Mädchen schloß sie sich der Wesleyanischen Gemeinschaft an, bekannte öffentlich die Gewißheit ihrer Annahme bei Gott und lebte fortan nach seinem Willen. Wohl wird damals die unbekannte, schüchterne Jungfrau nicht geahnt haben, daß sie bestimmt sei, eine so wichtige Rolle in der Begründung einer einflußreichen Denomination der entfernten, neuen Welt zu übernehmen. Die Bewahrung des unmittelbaren Zeugnisses des heiligen Geistes galt damals unter den Wesleyanischen Methodisten als die Hauptaufgabe der Bekenner Christi, und sie waren gewöhnt, täglich hiemit ihren Zustand und ihr Wachsthum in der Gottseligkeit zu prüfen. Barbara bewahrte sich dies Zeugniß in solchem Grade, daß sie in hohem Alter, als sie in den Vereinigten Staaten sowohl wie in Canada das Werkzeug zur Be-

gründung des Methodismus geworden war, ihrer Umgebung bezeugen konnte, sie sei, auch wenn sie alle Augenblicke, in welchen sie kalt und verlassen fühlte, zusammenrechne, seit ihrer Bekehrung nicht 24 Stunden ohne das unmittelbare Zeugniß des heiligen Geistes, die heilige Gegenwart Gottes in der Seele gewesen. Sie war bedachtsam, ernst, ruhig, entschlossen und besonnen. Während ihres ganzen Christenlebens hatte sie von Zeit zu Zeit bedeutende innere Kämpfe zu bestehen, die nach den Traditionen ihrer Nachkommen dem des „großen Reformators," welchen er auf der Wartburg bestand, nicht unähnlich gewesen sein müssen. Während dieser Prüfungen war ihre deutsche Bibel, die treue Gefährtin bis zu ihrem Ende, ihr Trost und Gebet, in welchem sie so lange anhielt, bis sie Erhörung fand, ihr Anker.

Ihre Charakterstärke sowie ihre exemplarische Frömmigkeit machten sie bald zu „einer Mutter in Israel," welchen Namen man ihr beilegte, ehe sie das mittlere Alter erreichte. Im Jahre 1760, im sechsundzwanzigsten ihres Lebens, vermählte sich Barbara mit Paul Heck, einem treuen Gliede der deutschen Colonie, und in demselben Jahre wanderte das junge Paar nach Amerika aus. Ein irischer, mit der Lokalgeschichte dieser Pfalz-Irländer bekannter Schriftsteller beschreibt die Einschiffung im Hafen in folgender Weise: „An einem schönen Frühlingsmorgen des Jahres 1760 konnte man einen Zug Auswanderer am Landungsplatz zu Limerick sehen. Da zu damaliger Zeit derartige Scenen noch zu den Seltenheiten gehörten, so erregten dieselben immer viel Aufsehen. Deshalb wurden jene Emigranten aus Balligarene auch von vielen

ihrer Verwandten, Freunde und Nachbarn begleitet, von welchen manche 16 Meilen zu Fuß zurückgelegt hatten, um den Wandernden das letzte „Lebewohl" zu sagen. Einer derselben, ein junger Mann, dessen Wesen Entschlossenheit und Bedachtsamkeit zugleich verräth, ist augenscheinlich der Führer der Gesellschaft, und der Abschied von ihm wird den Freunden besonders schwer. Er ist einer der Erstlingsfrüchte, welche die Wesleyanischen Methodisten unter der teutonischen Bevölkerung dem Herrn Jesu zuführten, der Lokalprediger der kleinen Gemeinde, welcher in dem einfachen Gotteshause seinen Landsleuten oft das Wort Gottes verkündigt hatte. Seine geistlichen Kinder und Freunde, die begierig sind, einige letzte Mahnungen von ihm zu vernehmen, umgeben ihn. Er betritt das Schiff und bricht vom Verdeck aus den Lieben noch einmal das Brod des Lebens. Das letzte Gebet ist gesprochen, man umarmt sich, man scheidet und das Schiff segelt durch den Hafen der offenen See entgegen. Lange noch stehen die Zurückgebliebenen am Ufer und sehen den Wanderern, ihnen ein herzlich Lebewohl zuwinkend, nach. Diese antworten durch dieselben Zeichen und manches Auge wird thränenfeucht. Niemand unter allen ist aber wohl mehr bewegt, als der junge Lokalprediger. Sein Name ist Philipp Embury, und er zieht mit seiner Frau Maria, geborene Schweitzer, mit welcher er am 27. November 1758 getraut wurde, zwei seiner Brüder nebst deren Familien, Peter Schweitzer, wahrscheinlich sein Schwager, Paul Heck und Barbara, seiner Gattin, Vater Tettler, Philipp Morgan und noch einer Familie nach dem fernen Westlande. Am 10. August 1760 kamen die

Auswanderer wohlbehalten in New York an. Wer aus der Menge an Limerick Landing ahnte wohl, daß Gott in seiner Vorsehung diese armen Emigranten zu Agenten ersehen, welche in der neuen Welt eine kirchliche Organisation gründen sollten, welche so wichtigen Einfluß auf die Gestaltung der amerikanischen Nation ausüben und das Werkzeug zur Rettung von Millionen sein sollte? Niemand. Und doch war dem so. Jenes Emigrantenschiff brachte Philipp Embury, den ersten Klassenführer und Lokalprediger des amerikanischen Methodismus, und Barbara Heck, eine Mutter in Israel, eines der ersten Glieder der amerikanischen Methodistenkirche zu den Gestaden Amerikas. Jene kleine Gesellschaft war das Senfkorn, welchem eine mächtige Kirche erwachsen ist, eine Kirche, die gegenwärtig etwa 8,000,000 Seelen auf's Wohlthätigste beeinflußt."

Wenn Philipp Embury mit Recht der Gründer des amerikanischen Methodismus genannt wird, so muß man Barbara Heck mit eben so viel Berechtigung die Gründerin desselben bezeichnen, denn sie war es, welche jenen veranlaßte, auch in der neuen Welt das Wort Gottes zu verkündigen. Embury, obgleich er in Irland Klassenführer und Lokalprediger gewesen, scheint in Amerika gar bald in seinem Eifer erkaltet zu sein. Er war, obgleich entschlossen, doch nicht muthig genug, den sich erhebenden Schwierigkeiten gegenüber zu treten, und brauchte zu seiner Anregung einen ernsten Mahner. Nach und nach zerstreuten sich einige derer, die mit ihm gekommen waren, über verschiedene Landestheile, andere verließen die Wege der Gottseligkeit und konnten den sie umgebenden Versu-

chungen nicht widerstehen. Nicht blos Monate, Jahre vergingen, ohne daß ein Versuch zu ihrer Rettung gemacht wurde. Barbara Heck aber verhielt sich während dieser ganzen Zeit durch anhaltendes Gebet und indem sie ihre alte deutsche Bibel täglich gebrauchte, nahe zu Gott, und es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß sie nicht nur Embury wegen seiner Gleichgiltigkeit oft Vorstellungen machte, sondern auch die übrigen Pfälzer mahnte, sich auf's Neue dem Herrn hinzugeben. Jedoch diese armen Einwanderer hatten weder einen Platz, wo sie sich hätten versammeln können, noch bestand unter ihnen irgend welche kirchliche Organisation, so daß Barbara mit ihren Mahnungen lange Zeit wenig ausrichtete, zumal da sie eine zwar entschlossene, aber bescheidene Frau war. Es war deshalb, um sie zum energischen Einschreiten zu bewegen, ein besonderer Anlaß nöthig. Dieser sollte sich bald bieten. Die mit Embury nach Amerika gewanderten Familien gehörten nicht alle der Wesleyanischen Gemeinschaft an, sondern die Mehrzahl derselben waren Glieder der protestantischen Kirche in Irland, und wußten nichts von Herzensreligion und christlicher Erfahrung, obwohl sie sogenannte orthodoxe Christen waren. Nachdem die Eingewanderten einige Jahre in Amerika gelebt, hatten, wie gesagt, außer Embury und einigen Anderen, nicht nur die meisten Wesleyaner das Zeugniß der Annahme bei Gott wieder verloren, sondern die Mehrzahl dieser früheren Bekenner Christi wurden offenbare Weltlinge und einige fielen in grobe Laster. Zu Ende des Jahres 1765 kam aus der Pfälzer-Colonie in Irland eine andere Einwanderer-Gesellschaft an, nämlich Paul Ruckle, Lukas Rose, Jakob Heck, Peter

Barkmann und Heinrich Wilhelm mit ihren Familien. Sie waren Verwandte und Freunde Embury's, gehörten aber nur zum Theil der Wesleyanischen Kirche an. Barbara Heck, welche seit dem Jahre 1760 in New York wohnte, besuchte diese wie die übrigen ihrer Landsleute öfters. Einer der neuen Ankömmlinge, Paul Ruckle, war ihr ältester Bruder. Bei einem dieser Besuche fand sie eine Gesellschaft dieser Pfalz-Irländer mit Kartenspiel beschäftigt. Daß sich unter den Spielern Wesleyaner befunden haben, kann nicht bewiesen werden. Dessenungeachtet wurde Barbara von heiliger Entrüstung erfaßt. Sie ging sogleich zu Embury, der in Barrackstraße, nunmehr Park Place, N. Y., wohnte, und stellte ihm, nachdem sie erzählt, was sie gesehen, in beredten Worten seine Pflicht vor, diesen, seinen Landsleuten und den Menschen insgesammt das Evangelium zu verkündigen. Sie widerlegte seine Einwendungen und zeigte ihm, wie durch Gottvertrauen und Thätigkeit ihr Vorschlag ausgeführt werden könne. Sie hatte die Freude, ihre Bemühungen mit Erfolg gekrönt zu sehen. Embury versprach, in seinem Hause zu predigen, wenn eine kleine Zuhörerschaft gefunden werden könne. Barbara Heck schaffte dafür Rath; sie sammelte vier Personen, aus welchen nebst ihr die erste Versammlung bestand. Dies geschah im Jahre 1766.

Die Namen der zur ersten Methodistengemeinde in Amerika gehörenden Glieder wurden, so viel bekannt ist, nie in ein Kirchenbuch eingetragen; durch Zusammenstellung verschiedener Umstände und Thatsachen kann man aber dieselben ermitteln. Obgleich diese erste Gemeinde sehr klein war, bestand sie doch aus sehr verschiedenartigen

Bestandtheilen, indem Farbige und Weiße, Sklaven und Freie, Diener und Herren in derselben vertreten waren; sie wurde durch den Dienst des Laien-Predigtamts, sowie durch Frauenagentschaft, welche von Wesley ins Leben gerufen wurden, und denen der Methodismus in so großem Maße für seinen Erfolg verpflichtet ist, gegründet, und bestand aus Barbara Heck und ihrem Gatten, Paul Heck, seinem Arbeiter, John Lawrence, und Betty, der farbigen Magd, welche die Heck'sche Familie bediente. Solche Elemente schloß das kleine Senfkorn, das unter der Vorsehung Gottes zu einem so großen Baume wurde, in sich, ein Umstand, welcher der Beachtung werth ist.

Wie diese kleine, gänzlich unbekannte und unbeachtete Gemeinde nach und nach wuchs, so daß zwei Klassen gebildet werden konnten, und man nicht nur ein größeres Zimmer, Rigging loft, ein zur Aufbewahrung von Segelwerk gebrauchter Raum, miethen mußte, um die Zuhörer zu accommodiren, sondern Embury auch in anderen Stadttheilen zu predigen hatte, und wie Capitän Webb das geringe Häuflein Wesleyaner in New York aufsuchte und durch seine beredten, ernsten Predigten nicht geringes Aufsehn erregte und Vielen zum Segen wurde, wollen wir nicht weiter ausführen. Aber aufzuzeichnen, welchen Antheil Barbara Heck an der Erbauung der ersten Methodistenkirche hatte, darf nicht übergangen werden. Webb und Embury waren nach und nach zur Ueberzeugung gekommen, daß der Bau einer Kirche nothwendig sei. Jedoch in Barbara Heck, die dem Gedeihen und dem Fortschritt des Gemeindleins ihre ungetheilte Aufmerksamkeit geschenkt hatte, reifte schon längst der Gedanke, daß „dem

Herrn ein Haus gebaut werden müsse." Sie scheint überhaupt von der Zeit an, als sie Embury bewog, zu predigen, eine deutliche Ahnung von der künftigen Größe und Bedeutung der Kirche gehabt zu haben, und mahnte deshalb stets, alle Energie aufzuwenden, um unter dem Beistande Gottes das Evangelium auszubreiten. Sie legte ihren Kirchenbauplan dem Herrn im Gebet vor, und war gewiß, daß er das Unternehmen segnen werde; sie entwarf einen einfachen Bauplan; sie legte die Angelegenheit Embury, Webb und den übrigen Gemeindegliedern vor, und siehe, wider Erwarten fand Barbara, daß man sehr bereitwillig auf ihre Vorschläge eingehe. Ein Bauplatz wurde gemiethet und später (1770) gekauft, eine Subscriptionsliste eröffnet, welche noch erhalten ist, und ein einfacher aus Stein aufgeführter Bau errichtet, welcher am 30. Oktober 1768 von Embury eingeweiht wurde und den Namen Wesley Kapelle erhielt. Dieselbe füllte sich bald mit andächtigen Zuhörern; die Gemeinde nahm zu, das begonnene Werk gedieh herrlich und breitete sich aus. Wesley, welcher sich für die amerikanischen Gemeinden sehr interessirte, sandte im Jahre 1769 Missionäre von England nach Amerika, um die Oberaufsicht zu nehmen. Sie wurden von den Wesleyanern in New York mit großer Freude aufgenommen. Philipp Embury trat den angekommenen Evangelisten sehr gerne seine Pflichten als Prediger der Gemeinde ab und zog mit Peter Schweitzer, Peter Bininger, einem mährischen Bruder, und Paul und Barbara Heck nach Salem, Washington Co., N. Y. Diese ihre neue Heimath lag in einer abgelegenen Wildniß; aber die Ansiedler vergaßen auch hier ihren hohen Beruf, die

Erkenntniß des Herrn zu verbreiten, nicht. Embury wirkte als Lokalprediger, gründete zu Ashgrove eine Gemeinde und formirte, von seinen treuen Freunden unterstützt, eine Klasse, welches die erste in den Grenzen der gegenwärtigen Troy-Conferenz war, die nunmehr 25,000 Communikanten, mit mehr als 200 Predigern zählt. Embury wurde von seinen Nachbarn nicht blos als Prediger, sondern auch als Mann geachtet, und begleitete das Amt eines Friedensrichters. Doch sollte er in diesem Wirkungskreise nicht lange verbleiben. Während des Mähens beschädigte er sich so sehr, daß er 1775, erst 45 Jahre alt, plötzlich starb. „Er war allgemein beliebt und wurde allgemein betrauert," sagt Asbury. Auf der Farm seines pfälzischen Freundes Schweitzer fanden seine irdischen Ueberreste eine Ruhestätte, bis sie 57 Jahre nach seinem Tode nach dem Ashgrove Kirchhof beigesetzt wurden. Ein einfaches Denkmal, welches berichtet, daß er der Gründer des amerikanischen Methodismus war, bezeichnet die Stätte, wo die Gebeine des anspruchlosen Mannes ruhen.

John Lawrence, ein treues Glied der Wesleyanischen Gemeinschaft, heirathete Emburys Wittwe, und zog beim Ausbruch des Unabhängigkeitskrieges mit der Familie Heck und Andern nach Untercanada, woselbst sie, (meist in Montreal) etwa elf Jahre verweilten. Im Jahre 1785 ergriffen sie wieder den Wanderstab und siedelten sich auf Farm No. 4 der 3. Sektion in der Nähe des Ortes an, der gegenwärtig unter dem Namen Augusta bekannt ist. Auch hier vergaßen sie die ihnen von der Vorsehung Gottes übertragene Mission nicht, und wurden

auch in dieser Gegend die Pioniere und Gründer des Methodismus. Im Hause von John und Catharina Lawrence (Embury's Wittwe) wurde die erste Klasse in Augusta organisirt, deren erster Führer Samuel Embury, Philipp Embury's Sohn war. Paul und Barbara Heck mit drei ihrer Söhne gehörten zu den ersten Gliedern jener Gemeinde, und dienten somit auch hier, wie in der Stadt und dem Staat Newyork, den wesleyanischen Evangelisten den Weg zu bereiten; denn William Looser, der erste Reiseprediger in Canada, betrat dieses Feld erst ums Jahr 1790.

Paul Heck starb 1792 zu Augusta im Frieden mit Gott und den Menschen; „er war," so wird er von einem seiner Bekannten beschrieben „ein offner, ehrlicher Mann, auf dessen Wort man unbedingt vertrauen durfte." Barbara Heck lebte nach seinem Tode noch etwa 12 Jahre. Sie starb 1804 in dem Hause ihres Sohnes nahe Augusta im 70. Jahre. Ihr Ende entsprach ihrem Leben. Ihre alte deutsche Bibel, die Führerin ihrer Jugend in Irland, ihre Zuflucht während ihres Rückfalls ihrer Landsleute in Newyork, die beständige Gefährtin auf ihren Wanderungen im nördlichen Newyork und Canada, war bis zu ihrem Ende ihre Richtschnur und ihr Trost. Man fand sie, das wohlgebrauchte, theure Buch geöffnet in ihrem Schooße liegend, todt in ihrem Lehnstuhl. So lebte und starb die fromme Barbara Heck, welche unter der Leitung der Vorsehung Gottes einen so wichtigen Antheil an der Gründung des amerikanischen Methodismus hat.

Die Nachkommen von Embury und Heck sind in Ober- wie Untercanada weit verbreitet und als Christen und

Bürger allgemein geachtet. Manche von ihnen haben als Reiseprediger oder kirchliche Beamte dem Methodismus und dem Reiche Gottes bedeutende Dienste geleistet; nicht wenige Urenkel der alten Pfälzer nehmen gegenwärtig im Staate und in der Kirche achtbare und verantwortliche Stellungen ein, und alle haben die alte, einfache, aber innige und solide Frömmigkeit, sowie den Fleiß und die Sparsamkeit ihrer Ahnen bewahrt, ja, es wird berichtet, daß man ihren deutschen Ursprung schon aus ihrem kräftigen Körperbau und ihrer guten Gesundheit folgern könne

Dort in dem Friedhof der „blauen Kirche" zu Augusta ruhen Barbara Hecks irdische Ueberreste, und neben derselben die ihres Gatten, nebst die der andern Pfalz-Irländer, die Gott erkoren, den Baum des Methodismus in dies große Westland zu verpflanzen. Dorthin lenkt mancher dankbare Wanderer seine Schritte, denkt über die großen Dinge nach, die der Herr gethan hat, und segnet das Andenken der Schlafenden. Ja, fürwahr: „Der Gottlosen Namen wird verwesen, aber das Gedächtniß des Gerechten bleibt im Segen."

Elisabeth Frey.

Geb. 1780. † 1845.

Während durch große Stürme und durch große Männer, auch durch bedeutende Frauen in das kirchliche und häusliche Leben Deutschlands und der Schweiz alter Kern in neue Furchen gesäet wurde, und nach gründlicher und stiller deutscher Art in den Herzen zu wurzeln und ins Leben zu treiben, ist der evangelisch werkthätige Geist in England und Nordamerika zu einer weltumfassenden Glaubens- und Liebesmacht fortgewachsen. Die Mission daheim und draußen, die Bibelverbreitung, die Belehrung und Erziehung der untern Klassen, die Fürsorge für Arme und Gefangene, die Befreiung der Sklaven, fand dort offene und thätige Herzen und Hände früher als bei uns. Von dorther nahm Deutschland seit den Befreiungskriegen Vorbild und Antrieb zur äußern und „innern" Mission. Ein Vorbild ersten Ranges ist die durchaus einzige Elisabeth Frey.

Am 21. Mai 1780 wurde Elisabeth Gurney in einer durch innere und äußere Güter und Bildung ausgezeichneten Familie in Norwich in England geboren, ein zartes, nervenschwaches, furchtsames Kind. Die düstern religiösen

Eindrücke, die sich aus Erzählungen, wie die vom Opfer Abrahams, in frühester Jugend ihr einprägten, und die trüben Bilder, die ihr der Anblick menschlichen Elends, namentlich in der Gestalt der armen „Betty Einarm," in die Seele drückten, erhielten durch den Hauch zarter Familienliebe und durch ansprechende Weckung des Sinnes für Naturschönheit auf einem lieblichen Landsitze durch ihre geistvolle Mutter Mischung und Linderung. — Doch die Mutter starb von sieben Töchtern weg, als Elisabeth erst zwölf Jahre zählte. Die Schwestern, reich an Gaben und Anziehungskraft, überließ der beschäftigte, von Natur vertrauende Vater dem Verkehr in den geselligen Kreisen, wie sie damals von Frankreich her mit Kritik, Witz, Geist durch Voltaire versehen wurden, jenseits des Kanals und diesseits des Rheins. Der Geist der Zweifelsucht und Verneinung war natürlich am wenigsten geeignet, die einen höheren Beruf als für den Stickrahmen in sich fühlende Weiblichkeit zur Erkenntniß der ihr eigenthümlich zugewiesenen Lebensthätigkeit zu führen. Der Drang, der in dem Weibe sich regte nach geistiger Gleichstellung mit dem männlichen Geschlechte, ging in jenem einseitigen Triebe nach der „Bildung" auf, welche nur ein krankhaft überreiztes, eingebildetes Selbstgefühl, die Hoffart des Geistreichseins erzeugte. Nur in einem naturgemäßen Wirkungskreise wächst und blüht jenes Selbstgefühl, das im Bewußtsein einer Zweckerfüllung so glücklich macht. Abgesehen von dem Schaden an Herz und Haus, bleibt dieser auf den Kopf gestellten Weiblichkeit immer das drückende Gefühl, daß all dieß Wissen, all diese Geistesbildung doch immer nur ein erborgtes sei.

Nicht Gelehrsamkeit, sondern Thätigkeit, nicht Bildung, sondern Uebung ist das rechte Ziel jenes Dranges nach einem höheren Berufe im Weibe. Aber, wie gesagt, Verneinung und Zweifel, Unglauben und blos natürliche Religion vermochten den Weg zu diesem Ziele nicht zu weisen. Eine Familie, wie die Gurney'sche, eine Natur, wie unsere Elisabeth ward jedoch nicht nur vor Abwegen bewahrt, sondern sie fand auch die lebendige Quelle, deren Strömung sie auf die grüne Aue jener höheren, die Weiblichkeit adeluden und ausfüllenden Thätigkeit gelangen ließ, nämlich die geoffenbarte Religion, die allein den Weg, die Wahrheit und das Leben für suchende Herzen und sich versuchende Kräfte bietet.

Elisabeth war eine gewandte Reiterin geworden, hatte eine liebliche Stimme und sang mit ihrer Schwester Rahel vortrefflich, namentlich Naturweisen. Ihre zarte, schlanke Gestalt mit der Fülle blonden Haares und dem süßen Ausdruck ihrer milden Züge nahm sich höchst anziehend aus. Ihr tiefes Sehnen aber blieb ungestillt von jenem Wetlgeiste und jener Naturreligion. Wie ein Schiff ohne Steuermann sieht sich die sechszehnjährige Jungfrau auf dem Meere der Freuden und Leiden umhergetrieben. Sie ringt nach „Wahrheit und Tugend" und sucht Gott in der Natur, aber sie ruft aus: „ich sehe alles im Dunkeln: alles scheint mir Thorheit, ich zweifle an allem."

Da kam 1798 ein Abgeordneter der „Gesellschaft der Freunde," wie sich die Quäker bekanntlich nennen, aus Amerika nach England. William Savery, selbst ein Neubekehrter, predigt auch in Norwich, und am selben

Tage schreibt Elisabeth in ihr Tagebuch: „heute habe ich gefühlt, daß ein Gott ist." Ein tiefer Ernst kam über sie mit Kräften eines höheren Lebens. — Um sie von dieser auffallenden Verwandlung zurückzubringen, schickte der Vater sie in die große Welt Londons. Vielfach ergötzt, noch mehr belehrt, war sie nur selten befriedigt. Sie kehrte heim, ebenso religiös entschieden, als sie früher gleichgiltig oder zweifelhaft gewesen. Mit reinem Gemüthe hatte sie der Freuden sich erfreut, sie konnte sich ihnen entziehen, ohne die Freuden und Pflichten des Lebens aufgeben zu müssen. Sie hatte gelernt, daß „die Religion uns nicht unbrauchbar für die Pflichterfüllung machen darf, sondern uns ein Sporn und eine Hilfe sein soll, diese auf die rechte Art zu üben."

Hatte sie sich von jeher nicht glücklicher gefühlt, als wenn sie jemand auch nur den kleinsten Liebesdienst erzeigen oder eine Sorge erleichtern konnte, so bringt sie auch jetzt noch im scharlachenen Reitgewande bald einer fremden kranken Offizierswittwe ein Körbchen mit feinerer Labung, und ist dann spurlos auf schnellem Rosse entschwunden; bald tröstet sie einen kranken Diener am Sterbebette mit der Hoffnung der Unsterblichkeit, besucht und pflegt die Kranken der Umgegend; aber jetzt versammelt sie eine Schaar armer Kinder Sonntags um sich, die sie mit hingebender Liebe unterrichtet. Sie fing mit einem armen Knaben an, bald wurden es siebenzig.

Ihre Familie hatte mannigfache Verbindungen mit den Quäkern, welche das innere Licht an die Stelle der kirchlichen Gnadenmittel setzen, kein Abendmahl und keine kirchliche Predigt haben, sondern Mann und Weib in ihren

Versammlungen beten und reden lassen, wie und wenn „der Geist sie treibt.“ Ein Prediger dieser Gesellschaft hatte unsere Elisabeth sich und ihrem Gotte zurückgegeben; kein Wunder, wenn sie, obschon nicht ohne Kampf, dem Zuge in diese Gesellschaft nachgab, deren eigenthümliche Formen, die einfache Tracht und das „Du“ in der Anrede gegen jedermann sie den Ihrigen entfremden konnten und von ihren bisherigen Umgangskreisen und Gewohnheiten völlig losschneiden mußten. Sie legte nach und nach die hellern Farben und allen Schmuck ab, und um 1799 wird sie geschildert „im schieferfarbenen Gewande, ins reiche blonde Haar einen schwarzen Schleier gewunden, dessen Enden zur Seite herabhängen.“

Auch den Tanz und Gesang gab Elisabeth weiterhin auf, weil er sie in ihrer innern Sammlung störte; streng gegen sich selbst, blieb sie aber mild im Urtheil über andere. Vielleicht war es für sie nöthig, in solch engeres Gefäß ihren Reichthum zu fassen; vielleicht wurde sie eine Heldin der im Glauben thätigen Liebe von wahrhaft reformatorischer Bedeutung, nur weil sie Quäkerin war.

Im Jahre 1800 vermählte sie sich mit dem reichen Londoner Handelsherrn und Mitglied der Gesellschaft der Freunde, Joseph Fry. Nach wolkenlosem Brautstande trat sie mit voller Gesundheit des Leibes und der Seele in die innerlich glücklichste, äußerlich vielgeprüfte Ehe. Zweiundvierzig Jahre später stellte sie nach manchen Todesfällen dem König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, der in England ihr einen Besuch zurückgab, acht Töchter und Schwiegertöchter vor (drei waren abwesend), ferner sieben Söhne und fünfundzwanzig Enkel. Die Pflichten der

Mutter und Hausfrau wie die Pflichten der Tochter und Schwester erfüllte sie mit einer Aufopferung und Zartheit, mit einer Treue und Tapferkeit, wie irgend eine ihres Geschlechts. Es gab Zeiten, wo sie von Krankenbett zu Sterbelager eilen mußte; ihre zarte Natur und Gesundheit fiel bei so viel wachen, sorgen und pflegen mehr als einmal dahin, doch wie jener Apostel litt sie Trübsal, aber sie ärgerte sich nicht; ihr war bange, aber sie verzagte nicht; auch nicht, als sie aus der Fülle der Güter und Bequemlichkeiten geworfen wurde durch den Fall eines fremden Handlungshauses, mit dem das Geschäft ihres Mannes verbunden war. Da wußte sie auch ärmer zu werden, um nur desto mehr reich zu machen.

Elisabeth Frey war die Mutter ihres Hauses mit der Kraft, mit welcher die Liebe in aller Schwachheit des Weibes so großes zu leisten vermag. Sie war zugleich von einer, obschon nicht vollendeten geistigen und von einer geselligen Bildung, welche es ihr möglich machte, mit Personen und Kreisen höchsten Ranges zu verhandeln. Doch war sie nicht über das Maaß dessen hinaus, was im häuslichen und im gebildeten Kreise die Begabteren ihres Geschlechts leisten. Das war vielmehr ihre Größe, daß sie ganz im Hause stehend sich eine weibliche Wirksamkeit außer dem Hause eröffnete, welche ihren Namen als einer Wohlthäterin der Menschen nicht bloß durch Europa, sondern über das Weltmeer trug, so daß später einmal selbst von den Sandwichsinseln der König Kumehameha III. sie um ihre Verwendung für ein Verbot der Einführung geistiger Getränke in sein Königreich ersuchte, das er nicht vergiften lassen wollte. In der Fülle leiblichen und geistlichen

Reichthums stehend, wußte sie sich in die Tiefe leiblicher und geistlicher Armuth zu stellen, und wie mit Königen, so mit dem Bettler und Missethäter zu verkehren. So hat sie dem weiblichen Geschlechte und der menschlichen wie der gebildeten Gesellschaft eine ganz neue Welt entdeckt.

Ihre musterhafte Ordnung im Hauswesen, ihre gewissenhafte Zeiteintheilung und der Aufblick nach Oben setzten sie in Stand zu solcher Wirksamkeit nach außen. So sehen wir die junge Mutter trotz der schweren Krankheit ihres Erstlings eines Tages mit dem Worte: „dein Wille geschehe, nicht der meine," dennoch ihre gewohnten Gänge machen in die elendesten Gegenden Londons, um eine arme Frau aufzusuchen; sie konnte sie nicht auffinden, und war von der Bittstellerin ohne Zweifel hintergangen, allein sie wurde dadurch zu zwei andern geführt, die ihrer Hilfe bedürftig waren. An einem kalten Wintertage sprach eine arme Frau sie auf der Straße um ein Almosen an; sie trug ein keuchhustenkrankes Kind auf dem Arm. Vom Anblick des Kindes zum Mitleid, durch die ausweichenden Antworten des Weibes zum Mißtrauen erregt, erbot sich Elisabeth Fry, sie nach Hause zu begleiten und dort ihrem Mangel abzuhelfen. Die Frau lehnt es ab; aber festen Schrittes folgt Elisabeth ihr in eine entlegene ärmliche Gasse, wo in einem düstern, schmutzigen Häuschen sich ihr der traurige Anblick einer großen Zahl kleiner, kranker, vernachläßigter Kinder darbot, nicht allein jeder Pflege entbehrend, sondern dem bittersten Elende preisgegeben. Als sie am andern Tage den Arzt ihrer eigenen Kinder dahin gesandt, sich der Elenden anzunehmen, fand dieser das Haus leer. Auf Befragen der Nachbarn erfuhr man, daß

das Weib, dem die armen Kinder des Sprengels in Pflege gegeben, sie in diesem Zustande erhielt, nicht allein um Bettelei mit ihnen zu treiben, sondern auch in der Absicht, ihr Leben zu verkürzen und so, indem sie ihren Tod verhehlte, die spärliche Vergütung zu ihrem Unterhalte fortzubeziehen.

Wie sie den Scharfblick der Liebe üben lernte, mag folgender Zug beweisen. Sie ging einst am Arme eines Freundes, als sie plötzlich denselben losließ, um ein anständig gekleidetes Frauenzimmer anzureden, das sehr bekümmert aussah. Dasselbe bat nicht um Hilfe, suchte keine Aufmerksamkeit zu erregen. Elisabeth fühlt sich getrieben, zu ihr zu treten. „Du scheinst in großer Bedrängniß, ich bitte, vertraue mir die Ursache deines Kummers, vielleicht kann ich dir Hilfe bringen." Keine Antwort. Doch jene ließ nicht ab, führte sie in das Haus ihres Bruders, das in derselben Straße war, und auf ihr liebevolles Andringen erhielt sie endlich vollen Aufschluß über das Herzeleid der Unglücklichen. Sie bedurfte nicht Geld, nur frommen, besonnenen Rath. Sie gestand hernach, daß sie auf dem Wege zur Themse gewesen. Elisabeth wurde ihre Retterin Leibes und der Seele.

Bei diesen ihren Liebesgängen und Thaten wußte sie sich überall Stützen zu schaffen; innerhalb ihrer Familie stellte sich eine Schwägerin, besonders aber ihr Lieblingsbruder, Joseph Gurney, der treue Mitarbeiter des eifrigen Sklavenbefreiens Buxton, ihr zur Seite. Ihre wesentlichsten Hilfsmittel bezog sie indeß aus ihrem reichen Herzen und ihrem ewig reichen Gott. Die angeborne Schüchternheit verließ sie nie, aber sie ward ihr zum Muthe der Demuth, die Hartnäckigkeit des Kindes war weise Entschiedenheit

geworden, die kindliche Schlauheit zu einer seltenen Gabe gereift, das Innere des Menschen zu durchschauen und auf die Gemüther zu wirken. Mit leichtester Auffassung verband sie eine ächt englische Geschäftsgewandtheit, und so wurde sie des immer sich erweiternden eigenen Hauses Herr, wie ihres sich bald über die Weltstadt und England ausdehnenden Berufes. Von den Mühen des letztern, von den vielen Prüfungen des erstern fand sie Erholung unter den Kindern und Blumen auf ihrem lieblichen Landsitze. Aber nie konnte sie blos sich und den Ihrigen leben. Unmittelbar dem Thore ihres eben bezogenen Landgutes gegenüber lag ein altes, verfallenes Gebäude. Hier lebte ein ältliches Geschwisterpaar von spärlichem Einkommen, von Gartenbau und Kaninchenzucht. Es gelang Elisabeth, das verschlossene Herz der Unzugänglichen sich zu öffnen und durch milden Zuspruch in das verkommene Innere den Strahl einer höheren Hoffnung zurückzuführen. Mit dem alten Bau hängt ein neuer Saal zusammen, wohlgeeignet zu einem Schulzimmer. Wiederum gelang es der sanften Ueberredungsgabe unserer Heldin, die Einwilligung der alten Leute zu erlangen, daß sie wirklich eine Mädchenschule für das Kirchspiel hier einrichten durfte. Eine junge Frau, welche die Lancastersche Lehrweise erlernt hatte, war bald gefunden und unter dem Beistande des Ortsgeistlichen und seiner Gattin wurde eine Schule von siebzig Mädchen errichtet, die jetzt noch blüht. Dies war das Werk einer Sommerfrische, die ihr an Krankenlagern angegriffener Körper bedurfte, während andere ihre Zeit und Kraft in einem geisttödtenden Bade oder auf einer vergnügungsfähiger Reise vergeuden.

Die leiblichen Bedürfnisse der Armen, besonders in Krankheitszeiten, nahmen immer ihre Achtsamkeit in Anspruch. Sie hatte stets einen großen Vorrath von Kleidungsstücken aus Kattun und Flanell, so wie eine kleine Hausapotheke bereit. In strengen Wintern wurde in einem Vorhause Suppe in ausreichender Menge bereitet, für hunderte von Armen.

Unfern von ihrem Gute standen zwei lange Reihen elender Hütten mit einem größern Hause in der Mitte, eines schmutziger als das andere, die Fenster mit Lumpen und Löschpapier verklebt, die wenigen heilen Fensterscheiben trüb, Pfützen schwarzer Jauche vor den Thüren, barfüßige Kinder, Mütter mit struppigem Haare, Schweine in vertraulichem Umgange mit der Familie, ein Paar Hühner, mit den Kindern die Kartoffeln theilend — es war eine irische Niederlassung. — Bald gewann Elisabeth Zugang bei diesem wilden, warmfühlenden, mitten in seiner Verwahrlosung oft poetischen und komischen Volke. An einem hellen Wintermorgen nahm sie einmal die Kinder mit dahin. Da lag auf dem Bette eine junge Mutter mit der Starrheit und Bläße des frischen Todes auf dem fast schönen Antlitz; die Kinder am Boden, der Vater im Winkel, das Gesicht in den Händen bergend. Elisabeth sprach Worte des Friedens zu ihm und erinnerte ihn an die Wünsche seines Weibes für sein und seiner Kinder Wohl, die jetzt allein auf ihn angewiesen seien. Sie versprach ihm ihren Beistand, nachdem sie ihn aufgerichtet hatte. Das Leinenhemd und die Krone Immergrüns zum Schmucke der Dahingeschiedenen gewährte ihre Hand. — Mit hochaufgeschürzten Röcken sehen wir sie

dann ihren Weg durch Kinder und Ferkel in der Irländer Straße fortsetzen, verfallene Stiegen hinauf, durch enge Gänge, um, oben angelangt, geduldig das Klagelied der Noth zu vernehmen, oder auch den Jammer über die Unart der Kinder und die Mißhandlung des Mannes. Um sie mehr an Ordnung zu gewöhnen, gab sie zur Ermunterung kleine Geschenke an Kleidung; sie gewann einige dafür, ihre Kinder in die Schule zu schicken, und mit Bewilligung des alten ehrwürdigen Priesters vertheilte sie Bibeln.

Einmal, zu besonders harter Winterzeit, sah man sie leidend, allein in einem großen mit Flanellröcken hochaufgestapelten Wagen sitzend, nach der irischen Gasse fahren, wohin die Ihrigen zur frohen Austheilung vorausgegangen waren. So wußte sie die, den Armen gewährte Hülfe zu einem Vergnügen für die Kinder zu machen durch die heitere Art, mit der sie dabei verfuhr. Die Kinder erzog sie dabei zu thätiger Liebe, indem sie dieselben als Almosenspender brauchte, wobei jedoch immer genaue Rechenschaft vom beobachteten Verfahren abgelegt werden mußte; so blieb und wuchs die Mutter der Armen zugleich als Mutter ihrer Kinder.

Stets führte sie auch erbauliche kleine Schriften zur Vertheilung mit sich, aber immer legte sie zugleich selbst die Hand an die Nothdurft des Volkes, geistlich oder leiblich, ließ nie blos andere reden oder handeln. Die Kuhpockenimpfung, die damals erst einzuführen war, empfahl sie nicht blos, sondern sie übte sie auch mit leichter geschickter Hand, nachdem sie das einfache Verfahren von einem der ersten Beförderer der heilsamen Entdeckung er-

lernt hatte. Von Zeit zu Zeit hielt sie förmliche Umschau im Stempel, und bald waren die ächten Pocken im Bereiche ihres Einflusses ausgestorben.

Auch die Zigeuner, die jährlich vorbeikamen, entgingen nicht ihrer liebevollen Aufmerksamkeit. An Kinder und Alte wurden Kleider ausgetheilt, so wie ärztliche Berathung und Heilmittel. Mehr noch suchte sie für ihre Seelen zu thun; durch Belehrung in Wort und Buch wies sie ihnen die bittere Frucht der Sünde nach, von der sie dieselben abzuziehen suchte. Ihr Wahlspruch war: „die Pflege der Seele ist die Seele der Armenpflege."

Indeß ruhte ihre eigene Seele nicht in diesen ihren Werken der Liebe, ihren Frieden fand sie nur im Glauben an ihren Gott. Die Forderung dieses Gottesfriedens durch Wort Gottes, Gebet und Jagen nach der Heiligung war der immer frische Springquell für die immer weiter und breiter auch in's öffentliche Leben überströmenden Werke der Barmherzigkeit. Bei dem ersten Bibelfeste zu Norwich im Jahre 1811 trat Elisabeth Frey selbst zum erstenmale mit einer die Hörer überwältigenden Ansprache auf.

In den Kreis ihrer ersten Religiösität wußte sie ihr ganzes Haus sammt Gesinde zu ziehen. Wie sie dasselbe zum Hausgottesdienst sammelte, so sehen wir sie auch einen alten Diener auf seinem Sterbebette mit Trost und Fürbitte laben, bis er im Frieden heimging. Bei aller Enge ihres Bekenntnisses bewahrte sie sich die niemand ausschließende Liebe, die es wohl dulden konnte, wie ihre eigenen Geschwister und Kinder sich nicht an das Quäkerthum

anschlossen, und die in allen, welche die Wahrheit lieb haben, Gefährten auf dem Weg zum Leben begrüßte. So kam es ihr auf ihren spätern Lebensgängen auch nie darauf an, ob die Armen und Gefangenen Protestanten, Katholiken oder Juden waren. Die Liebe Christi war ihr Leben und sie fühlte, daß diese sich auch denen verkündigen läßt, die seinen Namen nicht kennen.

Von ihrem Landsitze nach London zurückgekehrt, betritt und bricht die „priesterliche" Elisabeth eine neue Bahn. Am 16. Februar 1813 kam sie erstmals in das Gefängniß Newgate, um den äußern Bedürfnissen der armen weiblichen Gefangenen abzuhelfen und zugleich ein Wort des Segens zu hinterlassen. Im Januar 1813 hatten vier Männer, darunter ein Freund der Elisabeth, einige verurtheilte Gefangene besucht; ihre Schilderung bewog die unermüdliche Frau, selbst hinzugehen. Weinend lag vor ihr und ihrer Begleiterin das arme Volk auf den Knieen im elendesten Zustande, als sie durch die Reihen gingen. Da waren in zwei Sälen und zwei Zellen auf etwa 190 Quad.Ellen 300 Weiber zusammengepfercht, verurtheilte und nichtverurtheilte, ohne Rücksicht auf das Verbrechen, ohne Unterschied, unter der Aufsicht eines einzigen Mannes und seines Sohnes! Bekannte gingen ab und zu, eine Unzahl Kinder war bei ihnen; in demselben Raume kochten, wuschen, schliefen sie. Sie schliefen auf dem Boden ohne Matte, Bretter waren Kopfkissen, einige waren fast nackt. Sie tranken Branntwein, der innerhalb des Gefängnisses selbst ausgeschenkt wurde, und wozu sie mit lärmender Gier sich das Geld erbettelten. In's Ohr gellten schreckliche Flüche, Alles starrte von Schmutz, der

Geruch war unerträglich. Der Gouverneur von Newgate betrat nur in Begleitung eines schützenden Aufsehers diesen Schauplatz der Verworfenheit und Schande. Als Elisabeth Frey mit ihrer künftigen Schwägerin Buxton dahin gehen wollte, suchte jener sie zurückzuhalten; wenigstens sollten sie Uhr und Börse ablegen. „Ich danke dir, ich fürchte mich nicht, ich werde nichts einbüßen," antwortete Elisabeth. Sie trat in einen Raum, wo 160 dieser Unglücklichen sie mit Verwunderung anstarrten. Ihre hohe Gestalt, die Ruhe, Würde und Reinheit ihrer Züge bannte und sänftigte die wilden Weiber. Diese vernahmen ihre sanfte Stimme und lauschten aufmerksam, als sie anhub: „Ihr scheint sehr unglücklich, ihr entbehrt der Kleidung; würd' es euch lieb sein, wenn Jemand käme, eurem Mangel abzuhelfen?" — „Gewiß, aber wo sollten wir solch' einen Freund finden? Niemand kümmert sich um uns?" — „Ich bin mit dem Wunsche gekommen, euch nützlich zu sein: wenn ihr mich unterstützt, hoff' ich euch helfen zu können." Sie sprach Worte des Friedens, ließ Hoffnung blicken, gab zu verstehen, sie sei nicht gekommen zu richten. Als sie wegging, drängten sich die Weiber um sie her, um sie zurückzuhalten: „Sie werden nicht wiederkommen!" — „Ja, ich komme wieder!"

Sie kam wieder; aber erst nach vier Jahren voll Prüfungen und Trauerfällen in ihrer Familie. Wir sehen sie an Krankenlagern und Gräbern, dann wieder in Küche, Keller, Vorrathskammer und Waschhaus, „feste Hand im Hausstand," üben und dabei an die Kinder, krank oder gesund, die glücklichste, geschickteste Hand legen. Den älteren Töchtern wird jeder ein besonderes Amt angewie-

sen, im Hause, bei den Kindern und bei den Armen, neben Lernen und Erholung. Sie hofft den Tag zu erleben, da sie dieselben nicht bloß zu Armen und in Schulen, sondern auch in Gefängnisse und Krankenhäuser führen kann.

Die Verbesserung des Gefängnißwesens ging von Nordamerika aus; hier zuerst hat man durch Klassenabtheilung, Beschäftigung und Unterricht eine Besserung der Gefangenen anzubahnen gesucht. In England hatte zwar Howard sich der Gefangenen menschenfreundlich angenommen, aber sein Eifer fand keinen Wiederhall. Im Jahre 1815 wurden die englischen Gefängnisse zum erstenmal mit einigen äußerlichen Verbesserungen versehen. Es bildete sich weiter eine Gesellschaft zur Verbesserung der Gefängnißzucht, angeregt durch den Eifer Buxtons, des Schwagers unserer Elisabeth. Es fand sich, daß trotz der neuen Beschlüsse des Parlaments in hundert Gefängnissen, die nur auf 8546 Gefangene berechnet waren, 13,750 zu gleicher Zeit gefangen saßen. Auch eine Gesellschaft zur „Besserung jugendlicher Verbrecher" ward durch Buxton und seine Freunde gestiftet. Die Bestrebungen und Gespräche dieser christlichen Menschenfreunde veranlaßten Elisabeth, um Weihnachten 1816 ihre Besuche in Newgate wieder aufzunehmen. Auf einige Stunden mit den Weibern allein gelassen, las sie das Gleichniß vom Weinberge des Herrn und den Arbeitern der eilften Stunde vor. Einige fragten, wer Christus sei? Andere fürchteten, für sie sei die eilfte Stunde schon vorüber. Da fiel Elisabeths Blick auf die nackten, welken Kleider in den Armen dieser verworfenen Mütter, von denen sie als erstes Stammeln

Fluchen und Lästerungen lernten. Sie schlug vor, eine Schule für sie einzurichten. Freudenthränen waren die Antwort. Das Muttergefühl, dieser einzige vergleichsweise noch heile Fleck in diesem vom Krebs der Sünde angefressenen Herzen, war der Punkt des Archimedes, von dem aus die scharfblickende Frau sichern Taktes und liebevollen Gemüthes diese Welt des Elends aus den verrosteten Angeln zu heben, und eine Wiedergeburt ihres inneren und äußeren Daseins einzuleiten verstand. Die Schulaufseherinnen sollten die Weiber aus ihrer eigenen Mitte wählen. In der That war die erste Wahl, die auf eine ganz junge Frau fiel, welche wegen eines Uhrendiebstahls hierher gekommen war, eine sehr glückliche. Die Behörde und der Vorstand billigte den Entwurf, obschon die Achseln zuckend. Eine Zelle fand sich als Schulzimmer, und Elisabeth Frey, begleitet von einer Freundin, eröffnete die Schule mit der neuen Lehrerin für etwa dreißig Kinder und einigen Personen unter 25 Jahren. Die Weiber drängten sich wetteifernd zum Unterricht in die kleine Zelle. Ausschließung erschien fast wie ein Strafurtheil. Diese Weiber, die bisher nichts thaten als betteln, stehlen, streiten, fluchen, singen, tanzen, Männerkleidung anlegen, und alles Schändliche, baten jetzt um die Wohlthat des Unterrichtes. Weiteres mußte geschehen, um Ordnung und Fleiß in Newgate einzuführen. Das aber betrachteten die Behörden als das Traumbild einer schönen Seele. Doch Elisabeth ließ sich nicht entmuthigen.

Im Jahre 1817 brachte sie die Gattin eines Geistlichen und eilf Quäkerinnen in einen „Frauenverein zur Besserung der weiblichen Sträflinge in Newgate" zusammen.

Derselbe sollte für Kleidung, Unterricht und Beschäftigung der Weiber sorgen, sie zur Kenntniß der heiligen Schrift anleiten, und an Ordnung, Nüchternheit und Fleiß gewöhnen, um sie lenksam und friedfertig zu machen während des Gewahrsams, ehrlich und ehrbar nach der Freigebung. Wie nun da eines sich aus dem andern ergab, eines zum andern fand durch die unermüdliche Sorge und die tiefe Menschenkenntniß dieser Frau und ihrer Freundinnen, welche lange Zeit abwechselnd eine oder ihrer zwei den ganzen Tag im Gefängnisse zubrachten, ein Körbchen mit Nahrung mit sich nehmend, oder sich auch ohne diese behelfend, bis die neuen Regeln, welche die Gefangenen selbst annahmen und billigten, eingeführt, die Aufseherinnen und Werkmeisterinnen eingeübt waren: wie trefflich diesem Geiste der Liebe Christi das unsagbar schwere Werk gelang, das bezeugten die Behörden von 1817 durch einmüthigen Beschluß öffentlichen Dankes an Frau Elisabeth und ihre Mitarbeiterinnen. Noch lohnender waren die Zeugnisse dankbarer Herzen, die von den Gebesserten aus Neu-Südwallis über den Ocean herüber den edlen Frauen nachtönten. — Nun wurde auch, namentlich durch Robert Owen, die allgemeine Aufmerksamkeit des Landes auf die Erziehungsweise der Gefangenen gelenkt. Jedermann wollte dieselbe kennen lernen, und Elisabeth ließ sich unverdrossen brieflich und persönlich darum angehen. —

Indessen nahm eine neue Sorge die Aufmerksamkeit des Frauenausschusses in Anspruch. Den nach Neu-Südwallis weggeführten Verurtheilten sollten die langen und schweren Monate der Fahrt erleichtert und zum Heil gewendet werden. Unter selbstgewählten Aufseherinnen

sollen die Abtheilungen, Ordnung, Beschäftigung und Unterricht erhalten. Mit der ganzen Erfindsamkeit der Liebe setzte Elisabeth alles in's Werk. Einmal war sie selbst nach Gravesend gefahren, um Abschied von den unglücklichen Weibern an Bord des Sträflingsschiffes zu nehmen. Auf der Rückfahrt überfiel sie ein Windstoß und Regenschauer mit immer stärker brausendem Nordwinde. Der Kapitän des Ramsgater Dampfschiffes schoß eben die Themse hinauf in der Hoffnung, zwei Nebenbuhler einzuholen. Diese beiden Schiffe eilten an dem hilfesuchenden Boote vorüber, das schwach gegen Windstoß und Ebbestrom ankämpfte. Die zwei Frauengestalten, die völlig durchnäßt darin saßen, getrauten sich nicht, auch dem dritten Schiffe ein Zeichen zur Rettung zu geben. Der Kapitän, ein braver Seemann, erzählt selbst, wie er in der Klemme war. Vor ihm die Hoffnung auf siegreiche Wettfahrt mit zwei eilenden Schiffen, neben ihm zwei schwache Frauen, an der knapp anliegenden Tracht als Quäkerinnen erkennbar, in der gefährlichsten Lage. Er war bald entschieden, ließ den Steuermann neben dem Boote hinstreifen, warf den ermatteten Ruderern ein Tau zu, schnell waren die Frauen an Bord, und der Adler flog wieder die Themse entlang. „Diese beiden Frauen haben einen unauslöschlichen Eindruck auf mich gemacht; die eine hielt meine Hand gefaßt, und dankte mit würdigem, aber wunderlieblichem Ausdruck: „Es war freundlich von dir, Kapitän, und wir danken dir." In der Damenkajüte umgekleidet, kam sie bald wieder aufs Deck. Ich sah sie zu einigen Leuten der Mannschaft reden, die sehr ernsthaft darein sahen, als sie ihnen kleine

erbauliche Schriften anbot und nach mir herüberschielten, ob mir's recht sei. Ich hatte allerdings Vorurtheile gegen Sekten; allein wer konnte dieser schönen, sanft überredenden, himmlisch gesinnten Frau widerstehen? Sie sehen, hieß sie lieben; sie hören, war ein Gefühl, als zeige euer Schutzengel euch den Weg, den Versuchungen und Uebeln des Lebens zu entfliehen, um in der Heilandsliebe einen ewigen Zufluchtsort zu finden. In ihr konntet ihr vereinigt sehen, was ein Weib anziehend macht, verklärt durch die lichten Strahlen reiner Menschenliebe, die Blüthe der Jugend, der Gesundheit und Anmuth hinopfernd im Dienste ihres himmlischen Meisters. Nicht gering ist die Gabe anzuschlagen, die ihr in diesem Antlitz verliehen war, das in jedem Blicke und in jeder unwillkürlichen Bewegung das Ueberwallen des reichen Herzens kund that. So war sie — das bezeugte später jener Kapitän, — ein demüthiges Werkzeug in der Hand der Versehung, hochbegnadigt unter den Frauen."

Einst besuchte sie am Nachmittage eines stürmischen Märztages ein weibliches Sträflingsschiff, das andern Morgens die Anker lichten sollte. Als sie vom Bord zurückkehrte, war das Dunkel mit Sturm und Regen hereingebrochen. Der Admiral Young mit den Seinigen lud sie dringend zu einer Erquickung vor der beschwerlichen Heimfahrt ein: sie eilte von dannen, denn sie hatte eines ihrer Kinder krank zurückgelassen.

Was sie zu Hause that, unterließ sie noch weniger auf Reisen, wo sie von Anfang Siechen-, Irren- und Gefängnißhäuser als tröstender Engel besuchte. Sie wußte da überall den Weg zum Herzen und Verständnisse des Kin-

des zu finden, wie zum Gemüthe des verhärtetsten Verbrechers, des Leidenden auf seinem Siechbette, wie des wilden und des irreredenden Wahnsinnigen. Die von ihr empfohlene und auf ihren Rath angewendete milde Behandlung der Irren ist jetzt in der ganzen gesitteten Welt zur anerkannt ersten Bedingung der Heilung oder Linderung geworden.

Auf diesen Segensgängen durch die Häuser des Unglücks wird die vierzigjährige Elisabeth geschildert als groß, schlank, gehalten, mit sanftem, aber scharf beobachtendem Antlitz, unaussprechlich lieblich in Sprachton und Sprachweise, mit offener und unbefangener Mittheilsamkeit, beim ersten Blick und Wort Sympathie erregend. Wir sehen sie in den wildesten Zwangsanstalten in die Mitte der versammelten Weiber treten, sie legt ihren kleinen Strohhut ab, setzt sich auf einen niedrigen Stuhl ihnen gegenüber, blickt sie an mit einem milden, aber unwiderstehlich festen Blicke, der mit dem Auge gegenüber es aufnimmt, und fängt an: „Es ist eben so gut, daß ich euch gleich sage, weshalb wir gekommen sind." Sie habe es mit einer großen Anzahl von Weibern zu thun gehabt, recht gottlos, gottloser als irgend eine hier, die seien von ihren übeln Wegen abgebracht worden. „Möchtet ihr nicht auch euch abkehren vom Bösen? Möchtet ihr nicht, daß Frauen euch besuchten, Trost zusprächen und euch hilfen, besser zu werden? Gewiß würdet ihr ihnen euren Kummer mittheilen, denn die Böses gethan, haben viel Betrübniß in ihrer Seele." Dann liest sie die Regeln vor; wer sie billigt, soll die Hand aufheben. Alle Hände fahren empor, einer jungen, schönen Dirne schwimmen die

Augen in Thränen, eine alte Frau wird immer bewegter, alle beugen sich vor ihr. Da ergreift sie ihre Bibel, liest mit wunderbar bewegter und bewegender Stimme das Gleichniß vom verlornen Sohne vor, häufig innehaltend, und mit milder Freundlichkeit die „Armen" anblickend; dann nach einer feierlichen Pause sinkt sie vor ihnen, mit ihnen, für sie betend, auf die Kniee. —

Das Senfkorn des in Liebe thätigen Glaubens, das die einfache Quäkerin in den empfänglichen Boden ihres Vaterlandes gelegt, war aufgegangen, und es breiteten sich Aeste und Wurzeln bereits über das Meer hinüber. Elisabeth hatte Briefe zu wechseln nach Amsterdam und Turin, St. Petersburg und Kopenhagen. Zugleich erweiterte sich daheim das Arbeitsfeld rettender Liebe durch immer neue Absenker. Und mitten in dieser Arbeit an einem allumfassenden Netze der Barmherzigkeit wurde der Heldin derselben erst eine Schwester durch den Tod entrissen, dann eine Tochter verheirathet, und ein Jahr darauf, am nämlichen Tage ihr letztes Kind, das eilfte, und ihr erster Enkel geboren.

Im Sommer 1824 war sie in Brighton, um ihre sehr angegriffene Gesundheit zu stärken. Zwei neue wohlthätige Einrichtungen bezeichnen ihren Aufenthalt daselbst. Nach der Armenpflegweise des Dr. Chalmers in Edinburg gründete sie einen Bezirks-Besuchsverein unter den wohlhabenden und wohlthuenden Einwohnern Brightons, welche den Armen mehr durch Ermunterung zur Selbstthätigkeit, Sparsamkeit und Mäßigkeit, sowie durch Zuweisung von Arbeit in gesunden, durch ärztlichen Beistand in kranken Tagen, als durch baare Unterstützung zu Hilfe

kommen sollten. War so für die, den Tag über sie umbettelnden Armen gesorgt, so fiel ihr Blick mit gleich liebender Sorge auf die armen einsamen Küstenwächter, die sie in ihren schlaflosen Nächten auf dem Kies des Strandes einherschreiten sah. Sie sind gegen den Schleichhandel aufgestellt, sind begreiflicherweise von der Bevölkerung nicht wohl gelitten, dazu durch strenge Gesetze von jedem Verkehr mit Menschen auf ihren Posten abgeschnitten, und führen durch Nachtwachen ermüdet, der Unbill des Wetters, den Ueberfällen der Schleichhändler ausgesetzt, ein Leben voll Mühe und Gefahr. Alles, was für sie gethan werden konnte, war, ihrer Langeweile und Geistesverödung abzuhelfen. Dazu sollten Bibeln helfen und andere gute Schriften. Die ersten Bibeln gab die Bibelgesellschaft auf ein Schreiben an ihren Sekretär, Dr. Steinkopf, bereitwillig her. Schon 1836 waren 620 Büchersammlungen von zusammen 52,464 Bänden angelegt. Im selben Jahre stiftete Elisabeth eine ähnliche Büchersammlung für die armen Schafhirten der Ebene von Salisbury und 1842 für die armen Fischer von Cromer.

Im Winter 1825 gründete sie einen Verein „zum Wohl der dienenden Klasse," an deren Leib und Seele Sonntag und Werktag sich zumal die höhern Stände so sehr versündigen, daß man sich heutzutage gar nicht verwundern darf, wenn sich tüchtige, treue, anhängliche Dienstboten in aller Welt wenig mehr finden lassen. Durch Rede und Vorstellungen, noch mehr durch das Beispiel zarter Sorge bis auf's Sterbebette wirkte sie zu Hause und auf Reisen für die Achtung, die den niedern Ständen gebührt.

Im Jahre 1827 gab sie ihre werthvollen „Bemerkungen über den Besuch, die Beaufsichtigung und die Leitung weiblicher Gefangenen“ in Druck. Hierauf trat Elisabeth eine Reise nach einem Hauptschauplatze menschlichen Jammers an, nach Irland. Ihr Ernst und ihre Liebe gilt allenthalben den Gefängnissen, Irren- und Siechenhäusern mit einer bis in's kleinste gehenden Beachtung, die der Verbesserung den Weg bahnen soll. Fast in allen Gefängnissen, die sie auf ihrer nicht gefahrlosen Reise berührte, saßen Mörder. Wie dankbar lauschte das wurmblütige Irenvolk den Worten und Thaten der Rettung! — Auch die Volksschulen entgingen ihrem Auge nicht bei diesem so wie bei spätern Besuchen, die sie der armen Aschenbrödel unter Englands grünen Inseln widmete.

Im Jahre 1827 kam wieder eine Zeit innerer Läuterung durch Trauer- und Unglücksfälle. In Folge eines fremden Bankbruches mußte sie ihren schönen Landsitz, den Geburtsort aller ihrer Kinder, verkaufen, und sich in die engen Gassen der Londoner Altstadt bannen lassen Einschränkungen aller Art waren nöthig; wie gern trug sie dieselben, wenn nur ihre Armen sie nicht fühlten! In ihrem äußern Glücke bis auf die Grundfesten erschüttert, von Trauer über den Verlust geliebter Familienglieder gebeugt, verlor sie nicht ihre Haltung. Mit dem Ausdruck tiefen Leidens verschmolz sich der Wiederschein eines unerschütterlichen Friedens. Ihre sanfte, volltönende Stimme, mit der sie jeden Hörer einnahm, ward weicher, gedämpfter, aber sie blieb lieblich wie immer; ein mildes Lächeln umspielte ihre Lippen, wenn sie auf bessere Tage

hindeutete, und die Stärke ihrer Urtheilskraft, klar, scharf, eindringend bis auf's kleinste, womit sich ein rascher Ueberblick zu entscheidender Schlußfolge verband, gab Gewähr für die Erfüllung gläubiger Hoffnungen noch hienieden.

Inmitten ihrer persönlichen Kümmernisse erfreute sie sich an den Nachrichten, die von dem Fortgange der guten Sache aus der Ferne eingingen, namentlich von einem Frauenverein zum Besuche weiblicher Gefangenen in Berlin. Elisabeth verfaßte ein biblisches Spruchbüchlein für die Armen und Gefangenen, das seitdem Tausenden Erquickung und Erkenntniß gebracht hat. Sie selbst vertheilte unzählige dieser Büchlein, nicht zwei mit denselben Worten darreichend; sie wußte gleich jenem großen Apostel „allen alles zu werden." Sie hatte Selbstbeherrschung, Einblick in Lagen, Charaktere, Umgebungen, die ihr überall Eingang verschafften. Dieses Geschick, mit Menschen umzugehen, war natürlich angeboren, aber die Liebe hat es erzogen, das Wort Gottes hat es begründet, die Selbsterkenntniß und Selbstprüfung hat es vertieft. Sie überwand im Dienste ihres Herrn auch die natürliche Furchtsamkeit, mit Hochgestellten zu wandeln und zu handeln. — So wirkte sie denn fort und fort, nah und fern, bald mit Buxton und Wilberforce zur Abschaffung der Sklaverei, bald mit aller Lebhaftigkeit für die zum Zwecke der Sittigung Afrika's im Jahre 1841 ausgerüstete Nigerexpedition; bald nahm sie den tiefsten Antheil am Loose der sich erhebenden Griechen, bald (1843) an der Angelegenheit des Opiumhandels mit China; bald trat sie mit Lord Ashley in Berührung, bald saß sie in Paris

neben Guizot am Mittagstisch und verwendete sich bei ihm für die Sandwichsinseln; bald stand sie vor einem Ausschusse des Unterhauses (1832), der ihren Rath zur Verhütung von Verbrechen verlangte; bald half sie zu einem Bazar zum Besten des Krankenschiffes, das auf der Themse lag; bald besprach sie sich mit der Königin Adelheid über Gegenstände der Wohlthätigkeit, bald besuchte sie auf den Kanalinseln Siechen-, Irren- und Arbeitshäuser; bald widmete sie sich barfüßigen Stubenmädchen und bemützten Kellnern in einer schottischen Kneipe; bald entwarf sie an Friedrich Wilhelm III. von Preußen ein von ihm gut, obschon ohne Erfolg aufgenommenes Bittgesuch um Einstellung der unbegreiflichen Verfolgungen gegen die preußischen Altlutheraner.

Die letzten Jahre ihres Lebens, von 1838 bis 1845, brachte Elisabeth großentheils auf wiederholten Reisen durch das europäische Festland in Angelegenheiten ihres großen Lebensberufs zu. In Brienz in der Schweiz verweilend stiftete sie eine Büchersammlung. Auf dem See fahrend erfährt sie von dem armen Knaben am Ruder, daß seine Mutter dort in der Hütte am Ufer krank liege. Alsbald ließ sie an der schwierigen Stelle landen, findet das arme, schwer heimgesuchte, aber fromme Weib, die Bibel neben ihr, auf dem Schmerzenslager, und die paar Worte des Trostes und der Ermuthigung, welche sie der tiefgebeugten in die Seele thauen ließ, waren Leben und Stärkung für die Todesmatte. Im Jahre 1842 suchte Friedrich Wilhelm IV. von Preußen sie in ihrer eigenen Behausung heim und gab ihr die Gelegenheit, den Antrag auf völlige Gewissensfreiheit in seinem Reiche zu stellen.

die er auch sogleich versprach und nachher im Toleranzedikt gewährte.

Im Jahre 1843 feierte sie ihren 46sten Geburtstag in Paris mitten in Sorgen und Werken der Liebe. Zum Abschiede ließ die Königin von Frankreich ihr eine prachtvolle Bibel mit ausgewählten Kupferstichen verehren. Mit dem Vorgefühle, daß es die letzte Reise gewesen, kehrte sie heim zu einer unausgesetzten Folge von Trübsal und Leiden. Schlag auf Schlag brach ihren alternden Körper. Einzelne Freudenschimmer fehlten indessen nicht von außen, sie zu erheitern, und der innere Friede blieb ungetrübt und nahm in den letzten Kämpfen und Schmerzen nur zu. In der dunkeln, trüben Nacht des 13. Oktobers 1845, zwanzig Minuten vor vier Uhr, verhauchte sie den letzten Seufzer im Kreise ihrer Lieben zu Ramsgate. Glänzend darauf brach der Morgen herein, wie eine helleuchtende Feuerkugel strahlte aus dem Meere tauchend die Sonne ins Fenster des Zimmers, in dem Elisabeth verblich.

Die ganze Bevölkerung bezeigte ihren Antheil an dem Verluste, den England und die Menschheit erlitten. Die Läden der Stadt schlossen sich vor dem Sarge, die Küstenwächter thaten, „was geschah, wenn die Königin gestorben wäre": die Flaggen wurden bis auf die Hälfte der Masten herabgelassen, bis die Leichenfeier vorüber war. Ein Laut der Klage durchzog bei der Trauerkunde Britanien und Europa. „Der Fischer an seinem Netze, der Seemann am Steuer, der einsame Wächter am Strande, der Gefangene im Kerker, das Verirrte von der Heerde, das Kind auf seinem Spielplatz, der Kranke auf seinem Lager, der Arme in seiner Blöße, der oft auf seinem Throne so

Einsame" — alle hatten eine Freundin verloren, die sie mit reicher Liebe umfaßt, gesegnet und gelabt.

„Sie war nur das Sinnbild ihres Zeitalters, eine Erläuterung der umfassenden Menschenfreundlichkeit, die ihren Einfluß durch alle Klassen ausbreitet." Sie hat mit großen Kräften Großes gewirkt durch Treue im Kleinen.

Florence Nightingale.

Geb. 1823.

Florence Nightingale ist von allen lebenden Frauen Englands, selbst die von ihrem Volke hochverehrte Königin nicht ausgenommen, Diejenige, deren Name mit der wärmsten Liebe und Verehrung von der englischen Nation ausgesprochen wird. Die Königin umgiebt ein "prestige," ein Nimbus, den der Engländer aus allen Kräften aufrecht zu erhalten sucht; aber man verwechsele die Huldigungen, die der Königin von England als solcher gebracht werden, nicht mit denen, die ganz allein dem persönlichen Verdienst gelten. Das laute Hurrah, das überall erschallt, wo sich die Königin zeigt, ist herzlich und hat seinen Werth; aber es ist etwas durchaus Anderes als der ehrfurchtsvolle Ernst, mit dem der Name Florence Nightingale in England ausgesprochen wird.

Florence Nightingale's Verdienste als Krankenpflegerin sind weltbekannt; aber Vieles, was wohl der Mittheilung werth ist und allen Menschenfreunden Interesse einflößen muß, ist nicht in die kurze biographische Skizze, die vor einigen Jahren veröffentlicht wurde, aufgenommen worden. Wir übergeben mit Nachfolgendem unsern deutschen

Lesern eine Lebensskizze, die sowohl durch mündliche Mittheilungen als durch Auszüge aus Zeitschriften, die Miß Nightingale's Leben und Wirken behandelten, ergänzt wurden.

Der Vater Florence's ist ein wohlhabender Gutsbesitzer, William Edward Nightingale auf Lea Hurst in Derbyshire. Lea Hurst war wegen seiner landschaftlichen Schönheit allen Naturfreunden Englands wohlbekannt, auch schon ehe sich der Zauber des Namens seiner jetzigen Bewohnerin daran knüpfte und es zum Wallfahrtsort dankbarer Menschen machte. Dort auf dem schönen Landsitz ihres Vaters hat Miß Nightingale einen Theil ihrer Jugend zugebracht, aber ihr Geburtsort ist es nicht. Ihre Eltern scheinen, wie alle ihre wohlhabenden Landsleute, viel auf dem Continent gelebt zu haben, und es war in Florenz, wo sie im Jahre 1823 geboren und zu Ehren ihres Geburtsorts „Florence" getauft wurde. Ihr Großvater von mütterlicher Seite ist der als eifriger Verfechter der Sklavenemancipation bekannte William Smith.

Florence zeigte schon als Kind ein liebreiches Herz und war stets opferwillig, wenn es galt, Armen und Leidenden Hülfe zu bringen. So wird unter anderm von ihr erzählt, daß sie als ganz kleines Mädchen die Pflege aller Beulen und Wunden übernahm, die unter den „Cottagers" vorkamen. Es waren dies dieselben armen Landleute, denen sie in ihrem spätern Leben und noch bis auf den heutigen Tag durchgreifende Unterstützung zu Theil werden läßt. Sie sagen jetzt mit Stolz, daß sie die berühmt gewordene Krankenpflegerin, die edle, jetzt von

allen englischen Federn gepriesene Frau eher gekannt und erkannt haben als irgend Jemand anders.

Das milde, warme Auge, das wie ein sanfter Stern die finstern Nächte von Tausenden in der Krim dahinsterbenden Soldaten verklärt hat, dies milde Auge hatte schon aus dem Kindesantlitz heraus zu dem Kranken gesprochen: „Ich liebe euch, ich gehöre euch an!" Es heißt nicht blos von Miß Nightingale's Eltern, daß es charaktervolle, biedere Menschen sind, die ihr im Allgemeinen eine vortreffliche Erziehung gaben, es ist ganz speciell bekannt, daß der Vater sie zu einer guten Mathematikerin ausbildete, mit ihr die Classiker las, sie in Musik, Malerei und den modernen Sprachen unterrichten ließ und vor allem die ihr angeborene Menschenliebe in ihr nährte. Es that auch wohl, in diesem Falle auch einmal einer Gouvernante mit Anerkennung erwähnen zu hören. Man sagt von Miß Nightingale's Erzieherin, daß sie sich aller Menschen Hochachtung durch ihre ungeschminkte Wahrhaftigkeit und Redlichkeit gewonnen habe.

Miß Nightingale, deren Gesundheit von jeher nicht zu den starken gehört, hatte, wie gesagt, eine ganz besondere Theilnahme für Kranke, und es ist merkwürdig, wie sie schon in frühester Jugend ihre ausgedehnten Reisen dazu benutzte, um den Zustand der Hospitäler kennen zu lernen. In welchem Umfange dies der Fall war, beweist folgende Thatsache:

Als sie sich im Jahre 1854 großmüthig erboten hatte, als Krankenwärterin nach der Krim zu gehen, wurde ihr von der englischen Regierung die Frage vorgelegt, wie lange es her sei, seitdem sie ihre Aufmerksamkeit den

Hospitälern zugewendet und welche Hospitäler sie besucht habe? Ihre Antwort lautete wörtlich: „Es sind dreizehn Jahre her, seitdem ich den Zustand der Hospitäler genau kennen zu lernen mich bemüht habe. Ich kenne alle Hospitäler in London, Dublin, Edinburg; ich kenne fast alle im Innern Englands, sowohl die für Land- als die für Seesoldaten. Ich habe die Hospitäler in Paris, Lyon, Turin, Rom, Konstantinopel, Alexandrien und Brüssel besucht. In Paris habe ich bei den Soeurs de charité und in Kaiserswerth am Rhein bei den Diakonissen praktische Krankenpflege erlernt." Wenn man das hört, so kann man nicht daran zweifeln, daß Miß Nightingale auf dem Lebensgebiete, dem sie hauptsächlich ihre Kräfte zugewandt hat, bereits Erfahrungen seltener Art gemacht hatte, schon ehe sie ihr großartiges Wirken in der Krim begann. „Ihrem liebreichen Herzen," sagt ihr erster Biograph, „genügten nicht die Blumen und Früchte eines spekulativen, ästhetischen Daseins, wie sie es in ihrem schönen, mit allen Reizen der Natur und Kunst geschmückten Elternhause hätte führen können. Sie sehnte sich nach Besserm. Sie hatte Thränen gesehen, welche getrocknet, Laster, welche ausgerottet, Elend, das gemildert werden konnte; dabei wollte sie thätig sein, danach verlangte sie.

Aber die Hospitäler sind nicht die einzigen öffentlichen der Reform bedürftigen Anstalten, denen Miß Nightingale ihre Aufmerksamkeit zuwandte; auch die Schulen und Besserungsanstalten in England und auf dem Festlande hat sie kennen gelernt, und im Jahre 1854 von ihrem dreimonatlichen Aufenthalte in Kaiserswerth zurückgekehrt, opferte sie all' ihre Zeit und einen Theil ihres Vermögens

einem Krankenhause, welches unter dem Namen „Das Krankenhaus für Gouvernanten" in Harley-Street in London bekannt ist.

Diese Anstalt bestand schon seit vielen Jahren, aber sie bedurfte bedeutender Reformen, und die finanziellen Verhältnisse erlaubten nicht, diese zu unternehmen. Ehemals zitterte bei diesem Stand der Dinge jedes hier erkrankte junge Mädchen, wenn ihr keine andere Aussicht blieb als Harley-Street. Es schwebte ihr eine Sarah Gamp aus „Martin Chuzzlewit" vor, in der Charles Dickens die englische bezahlte Krankenwärterin schildert, wie sie ehemals und leider! auch jetzt noch zur Qual der armen Leidenden, die in England auf gezahlte Krankenpflege angewiesen sind, existiren. Es sind die rohesten Geschöpfe, die man sich nur denken kann. Das Krankenzimmer, in das sie treten, wird im Augenblick von ihnen taxirt: Wie viel Bequemlichkeit, wie viel Gewinn kann es möglicherweise für sie abwerfen? Der Kranke ist ihnen nur Mittel zum Zweck, ein Mittel für ihre Behaglichkeit zunächst. Der Armstuhl an seinem Bett wird der bequeme Sitz, auf dem sie ihre täglichen Räuschchen ausschlafen, und die ärztlichen Verordnungen erfüllen sie nur gerade so weit, als es ihnen zusagt, d. h. nur so weit, als sie in keiner Weise ihre Ruhe und Bequemlichkeit beeinträchtigen. Seitdem nun, wie gesagt, Miß Nightingale sich die Reform des Gouvernanten Krankenhauses hat anlegen sein lassen, seitdem sie selbst darin gewohnt, die Geldverhältnisse regulirt, die Schulden bezahlt und alles auf's beste darin eingerichtet hat, ist diese Anstalt schon vielen unserer jungen Landsmänninnen zum Segen geworden.

Als Miß Nightingale mit ihrem Werke in Haley-Street zu Ende war, fühlte sie sich sehr angegriffen; und mit der Absicht, sich auszuruhen und ihre eigene Gesundheit zu kräftigen, ging sie zu ihren Eltern nach Lea Hurst. Aber — hat thätige Menschenliebe jemals Zeit zum Ausruhen? Häufen sich nicht die Arbeiten, je mehr deren vollendet werden? Und wachsen sie nicht an in dem Maße, als sie sich mehren? Doch ehe wir mit diesen Fragen mit andern Abschnitten aus dem Leben unserer Heldin antworten, müssen wir unsere Leser bitten, sich im Geiste mit uns nach dem fernen Osten, nach dem Schauplatz des blutigen Kriegs zu versetzen, der gewöhnlich mit dem Namen „der Krimkrieg" bezeichnet wird.

Viele unserer Leser erinnern sich ohne Zweifel noch des beispiellosen Elends, dem im Winter 1854 bis 1855 Tausende der englischen Soldaten vor Sewastopol unterlagen. „Der Krieg," hieß es damals in allen englischen Blättern, „tödtet, rafft zu Tausenden darnieder, die Cholera und das Fieber zu Zehntausenden!" Aber auch auf die Gefahr hin, nur Bekanntes ins Gedächtniß zurückzurufen, müssen wir hier jene Schreckensbilder wieder an's Licht ziehen. Wir werden dabei gewissenhaft den Berichten des berühmten Times-Correspondenten, W. H. Russel, folgen. Ja, insoweit es der beschränkte Raum gestattet, werden wir seine Berichte wörtlich wiedergeben.

„Am 25. November 1854. Im Lager vor Sewastopol. Es regnet in Strömen. Der Himmel ist schwarz wie Tinte, der Sturm heult durch die hin- und herschwankenden Zelte, in denen das Wasser zuweilen fußhoch steht. Unsere Soldaten haben weder warme, noch wasserdichte

Anzüge. Sie sind täglich zwölf Stunden hintereinander in Schanzgräben (trenches), mitten in dem unvermeidlichen Elend einer Wintercampagne, und es scheint, daß kein Mensch Mitgefühl für sie hat, keiner an ihrem Leben, geschweige denn an ihrem Ergehen Theil nimmt. Das ist eine bittere Wahrheit, aber England muß sie hören! England soll hören, daß der elendeste Bettler, der durch die Straßen Londons im Regen wandert, das Leben eines Prinzen führt, verglichen mit dem unserer Soldaten! Sie haben kein Obdach, keinen Schutz gegen die Witterung. Die Zelte, welche so lange von der bulgarischen Sonne ausgetrocknet wurden, lassen jetzt den Regen wie Siebe durch."

„Am 27. November. Die Soldaten leiden alle sehr dadurch, daß sie fortwährend dem Regen und der Kälte ausgesetzt sind. Die vorherrschenden Krankheiten sind: Fieber, Cholera, Typhus. Die Röcke der Soldaten sind fadenscheinig und zerlumpt, sie schützen nicht gegen die Witterung. Ein anderer Uebelstand ist der, daß sie in der Schlacht an der Alma, während sie, vom Durst gequält, auf jenen vom Blute schlüpfrig gewordenen Anhöhen kämpften, durch ihre Tornister und sonstiges Gepäck belästigt wurden und, um sich Erleichterung zu verschaffen, ihr Kochgeschirr (campkettles) wegwarfen. Es wurde später nur Weniges davon wiedergefunden, und die Folge davon ist, daß ihnen die Möglichkeit, sich ein Mahl zu bereiten, beträchtlich erschwert ist."

Während so das Elend von Tag zu Tag wuchs und eine grauenhafte Form annahm, während die Wege mit Sterbenden und Todten bedeckt waren und nur noch

Todtkranke die Sterbenden warteten, wurden keine durchgreifenden Anstalten gemacht, um Hülfe zu bringen, und es stellte sich mehr und mehr heraus, daß in der militärischen Verwaltung die allertraurigste Unordnung herrschte. Es waren gar keine Vorkehrungen für den voraussichtlichen Fall von Krankheiten getroffen (wie dies z. B. in musterhafter Weise im französischen Lager der Fall war), die Hospitäler entbehrten aller Vorräthe, und in dringenden Fällen wurde ein Hospitalaufwärter mit einem Goldstück in der Hand nach Thee, Zucker oder Wein ausgeschickt, kam aber meistens mit leeren Händen zurück; denn entweder war das, was er bringen sollte, in dem vier bis fünf englische Meilen entfernten Balaklawa nicht zu haben oder man forderte so hohe Preise, daß nur die reichsten Offiziere sie zu zahlen im Stande waren. Bald aber fehlte es nicht blos an Stärkung und Medicin für die Kranken, es fehlte an aller und jeder Nahrung für Menschen und Vieh. Der Regen hatte die Wege unfahrbar gemacht und ein ungeheurer Sturm die Segelschiffe umgeschlagen, die im Hafen lagen und in denen für zwanzig Tage Proviant aufgehäuft lag.

Das Verpflegungsamt (commissariat-department) hatte zwar lange vorher, ehe Sturm und Regen ausbrachen, sagen hören, daß die Wege in der spätern Jahreszeit unfahrbar werden und daß dann gar nicht mehr daran zu denken sei, täglich von Balaklawa aus Vorräthe nach dem Lager zu schaffen; es war auch Allen klar gewesen, daß die Gegend von Winterstürmen ausgesetzt sein müsse, — dennoch waren keine Maßregeln getroffen worden, um dem Elend einer Hungersnoth vorzubeugen. Ungeheure

Massen Zimmerholz, aus welchem wasserdichte Häuser für die ganze Armee hätten erbaut werden können und das auch noch für die Winterheizung zugelangt hätte, lag faulend im Hafen, bis der Sturm es wegschwemmte. Aber wehe dem armen Burschen, der es sich jemals hätte einfallen lassen, ein Stückchen Holz ohne einen Erlaubnißschein wegzutragen, und der vom Profoß-Marschall dabei ertappt worden wäre! Den armen Soldaten war nicht einmal der Trost geblieben, ihre kummerschweren Herzen durch briefliche Mittheilung zu erleichtern, denn die für den Transport bestimmten Pferde blieben im Moraste stecken oder fielen, ausgehungert, wie sie waren, todt auf dem Wege nieder. Der Weg vom Lager nach Balaklawa war mit Pferdegerippen besäet, kranke Hunde nagten an ihnen, umschwärmt von Krähen und Geiern, die mit ihrem Geschrei die Luft erfüllten und jenen das Recht an ihrer leckern Mahlzeit streitig machten. In einem in der Krim geführten Tagebuch heißt es: „Unser graues Pferd Hiob starb heute vor Hunger, nachdem sein Schweif ihm während der Feldwache von seinen hungrigen Nachbarn bis zum Rumpfe heruntergenagt war."

Als die Türken endlich eine Art Weg nach Balaklawa zu Stande gebracht hatten und die ausgehungerten Pferde wieder Fleisch, Zwieback, Heu und Korn herbeischaffen konnten, konnten nur halbe Rationen ausgetheilt werden und der Frohndienst des mühevollen Herbeischaffens mußte, wie ehemals, täglich wiederholt werden. „Die Pferde," sagt der Times Correspondent, „welche erschöpft auf dem Wege niederfallen, werden den überlebenden aufgebürdet, die unter der vermehrten Last Schritt für Schritt

mit dem Tode ringen. Die Soldaten waten durch den Morast, setzen sich, ausruhend, auf einen hervorragenden Stein und sind Bilder unaussprechlichen Elends. Zuweilen sieht man welche sterbend niedersinken. Die Offiziere wandern auch viel hin und her, aber wer würde unsere feinen aristokratischen Herren in ihrem jetzigen Aufzuge erkennen! Ihre Kleidung ist zerrissen und schmutzig, sie sind unrasirt und beladen mit Säcken voll Kartoffeln und Zwiebeln, die sie heim in ihre Zelte tragen, froh, daß sie solcher Leckerbissen, die sie mit Gold aufwiegen, habhaft geworden sind."

Als Miß Nightingale diese und noch andere wahrheitsgetreue Berichte über das Elend ihrer Landsleute las, stieg in ihr der Gedanke auf, selbst nach der Krim zu gehen und so viel Hülfe und Trost zu bringen, als in ihren Kräften stand. Sie schrieb deshalb an Sidney Herbert, den damaligen Staats-Kriegssekretär; aber noch ehe ihr Brief an Ort und Stelle angekommen war, erhielt sie einen von Sidney Herbert, der sie fragte, ob es nicht möglich wäre, eine Anzahl freiwilliger Krankenpflegerinnen für die Krim zu gewinnen (zu allererst war dieser Gedanke in einer Lady Maria Forester aufgestiegen), und ob sie nicht selbst dahin gehen möchte?

Jetzt zögerte sie natürlich keinen Augenblick länger, sondern machte ihren Plan möglichst vielen bekannt, und angefeuert durch ihren Heldenmuth, meldeten sich so viele Frauen zu der Expedition, daß Sidney Herbert in einem veröffentlichten Briefe darauf hinwies, wie schwer die vorliegende Aufgabe sei und wie erforderlich Geschick und starke Nerven wären. „Viele Damen," heißt es in dem

Schreiben, „die sich mit großem Enthusiasmus melden, ahnen gar nicht, was für Gefahren ihrer dort warten, und daß sie Scenen beiwohnen werden, vor denen auch die stärksten Nerven erzittern. Wenn Alle, die sich melden, angenommen würden, so würden wir nicht allein sehr ungeübte Wärterinnen, sondern auch Nervenkranke bekommen, welche selbst der Pflege bedürfen, statt sie andern zu geben."

Und die Folge zeigte, wie richtig das war. Trotzdem, daß Viele zurückgewiesen wurden und Andere noch eiligst als Zöglinge in Londoner Hospitäler eintraten, ehe sie von der Regierung das erforderliche Zeugniß als Krankenwärterinnen erhielten, unterlag doch gleich anfangs eine beträchtliche Anzahl in der Krim und mußte, im besten Falle, nach England zurückgeschickt werden.

Am 23. Oktober 1854 brachte die „Times" die officielle Nachricht, daß Miß Nightingale von der englischen Regierung zur Oberaufseherin der achtunddreißig Krankenwärterinnen ernannt worden sei, die am 27. Oktober nach der Krim abreisen würden. Dies geschah auch wirklich. Miß Nightingale stand unter dem persönlichen Schutze einer befreundeten Familie, Namens Bracebridge, mit der sie vor Jahren eine Reise nach Aegypten und Griechenland gemacht hatte und für die auch die Türkei kein unbekanntes Land war. Die „Schwestern," wie die weiblichen Auswanderer häufig genannt wurden, hatten sich ziemlich gleich uniformirt; es war ein sehr einfacher, grauer Anzug, wie er für den Zweck am passendsten schien; das Haar war von einem weißen Häubchen festgehalten. Sie reisten von London mit der Eisenbahn ab,

um sich erst in Marseille einzuschiffen. Viele Segenswünsche folgten ihnen nach. In Frankreich wurden ihnen bei ihrer Durchreise die mannigfachsten Beweise von Hochachtung und Bewunderung zu Theil, man erzählte, daß sie nicht blos in Boulogne von den Autoritäten der Stadt herzlich begrüßt wurden, sondern daß sich die Fischweiber herandrängten, um ihnen ihr Gepäck unentgeltlich nach der Eisenbahn zu tragen, wo sie wiederum von den Beamten mit den Zeichen der größten Hochachtung empfangen wurden. Ja, ein pariser Journal ging in seiner Bewunderung so weit, daß es erklärte: „Miß Nightingale's Toilette war reizend, fast so graziös, als die einer Pariserin."

In Marseille schifften die Frauen sich ein. Der Kapitän des Dampfschiffes sowohl wie die Mannschaft thaten alles Mögliche, um zu zeigen, wie stolz sie auf ihre Passagiere waren. Schon am 5. November langten die Schwestern in Konstantinopel an. Ein seltsamer Ort für solche Gäste! Man kann kaum umhin, sich einen Augenblick das Erstaunen des Muselmanns vorzustellen, als sich die Thätigkeit dieser Frauen vor seinen Augen zu entwickeln begann, und es ist schwer, sich bewußt zu bleiben, daß die Puppen, aus denen der Muselmann sein Spielzeug macht, und jene Krankenwärterinnen zu derselben Gattung Geschöpfe gehören.

Die achtunddreißig Schwestern wurden an dem Abende ihrer Ankunft in einem Thurme einquartiert, der sich am äußersten Ende des einen Hospitals zu Skutari, das „Barrack-Hospital" genannt, befand und in dem fünf Zimmer waren, die zuerst für die Aufnahme von ver-

wundeten Offizieren bestimmt gewesen, jetzt aber für die Ankömmlinge eingerichtet waren. Die Türken hatten den englischen Truppen zwei große Gebäude in Skutari (nahe bei Konstantinopel, aber zur asiatischen Türkei gehörend) eingeräumt. Das eine war eine türkische Kaserne gewesen, und da war es, wo die Frauen ihr Lager aufschlugen. Aus jenen Thurmzimmern sollte Hülfe und Rettung kommen für die Versäumten und Verlassenen, die laut den Berichten in vier englische Meilen langen Reihen verpesteter Schlafsäle lagen.

Wie natürlich, erregte die Erscheinung der Frauen die wärmsten Gefühle des Dankes und des Entzückens in den Kranken. Einer unter ihnen rief unter Thränen aus: „Ich kann mir nicht helfen, ich muß weinen, wenn ich sie sehe! Stellt euch nur vor, wie gut es von ihnen ist, daß sie von England hierher kommen, um uns zu pflegen!"

Schon in der ersten Nacht sehen wir Miß Nightingale mit einer Lampe in der Hand ihre nächtlichen Wanderungen beginnen. Das herzbrechende Elend, das sie sah, und der Schmutz, in dem Die, die sich gar nicht mehr regen konnten, buchstäblich verkamen, übertraf Alles, was an ähnlichen Schilderungen jemals existirt hat. Ihre Nerven erbebten, aber ihr Muth sank nicht; ihr Herz blutete, aber ihre Augen wurden von keinen Thränen verdunkelt. Sie mußte ihr Werk beginnen und that dies, indem sie ihren Gefährtinnen Arbeit anwies. Sie wurden, je nach den nothwendigsten Bedürfnissen und ihren Geschicklichkeiten, Gehülfinnen der Wundärzte, Köchinnen, Wäscherinnen, Verbandnäherinnen, Kissen- und Polsterfabrikantinnen. Nur wenige Stunden nach der

Ankunft der Frauen waren 600 Mann eingebracht worden, die in der Schlacht bei Inkerman verwundet und deren Wunden noch nicht verbunden waren.

Miß Nightingale, immer die Thätigste, die Unermüdlichste, ließ sich nicht durch Bedenklichkeiten oder durch Furcht vor Verantwortlichkeit abhalten, das zu thun, was sie als das einzig Richtige erkannte. Was den Leuten der Disciplin als unüberwindlich geschienen hatte, das überwand sie durch ihre Menschenliebe; diese war größer als ihre Menschenfurcht. Wie viele Schwierigkeiten ihr auch in den Weg gelegt wurden durch Engherzigkeit, Pedanterie, Festhalten an der sogenannten militärischen Ordnung, durch Eifersüchtelei, durch das Vorurtheil, das dieser unmilitärischen Einmischung entgegenkam, sie ließ sich so wenig davon abschrecken, daß sie einmal, in einem sehr dringenden Falle, die Thüre zu einem Vorrathshause erbrach, weil ihr in Ermanglung des vorschriftsmäßigen Scheins die Lieferungen, die sie verlangte, abgeschlagen wurden.

Gewiß brauchte sie zu dieser That die klarste Uebersicht der Verhältnisse, denn Miß Nightingale ist eine Freundin des Gesetzes und der Ordnung, wie wenige. Damals standen die Verhältnisse aber so, daß W. Russell bei einer ähnlichen von einem Chirurg ausgeübten That ausrufen konnte: „Es wäre ein großes Glück, wenn wir mehr Leute von so wünschenswerther Rücksichtslosigkeit hätten.“ „Jeder Tag,“ so heißt es in der schon einmal oben erwähnten biographischen Skizze Miß Nightingale's, „brachte seine besonderen Prüfungen und Kämpfe einer Frau, die so schwere Verantwortlichkeit auf sich genommen

hatte. Oft, wenn neue Kranken von Balaklawa ankamen, war Miß Nightingale zwanzig Stunden hintereinander auf den Füßen, Stuben und Lager anweisend, Vorräthe ausgebend, den Schwestern Arbeit zutheilend und, wenn sie dadurch Trost oder Hülfe geben konnte, den schmerzvollsten Operationen beiwohnend. Je schrecklicher der Krankheitsfall war, desto sicherer konnte man sein, ihre schlanke Gestalt am Bett des Kranken, über ihn hingebeugt, zu finden; sie verließ den Platz dann auch nicht eher, als bis der Tod ihn erlöst hatte." Es war ihre weiche Hand, die ihm das Kissen zurechtlegte, seine Stirn fühlte, ihm den letzten Trank bereitete und reichte; es war ihre Stimme, die ihm Grüße von den Entfernten brachte, ihm von der Heimath sprach. Was die Kranken empfanden, als ihnen plötzlich, wie durch ein Wunder, Theilnahme und sorgfältige Pflege gegeben wurde, als plötzlich ein Wesen neben ihrem Lager stand, das ein warmes Herz für ihre Leiden hatte und immer Mittel fand, ihnen Erleichterung zu bringen, das drückte ein einfacher Soldat so aus, als er, heimgekehrt, von Miß Nightingale's Wirken in den langen, düstern Krankensälen sprach: „Sie sprach zu Einem und dem Andern und nickte Diesem und Jenem freundlich zu; zu jedem Einzelnen konnte sie selbst nicht immer kommen, denn wir lagen zu Hunderten da, wie ihr wißt, aber wir küßten ihren Schatten, wenn er auf uns fiel, und legten, damit zufrieden, unsern Kopf auf unser Kissen nieder." Der Dichter Longfellow hatte diese Aeußerung zu einem Gedichte benutzt, das er „Sancta-Filomena" überschrieb, in Erinnerung an eine spanische Heilige, das ins Deutsche übertragen, also lautet:

Ward Edles je vollbracht
Und Großes ausgedacht,
Schwillt überrascht voll Lust
Hoch die entzückte Brust.

Die Flut, die Andre füllt,
In uns auch überquillt,
Hebt unvermerkt und weit
Auch uns aus Niedrigkeit.

Heil Jedem, dessen That
Uns bahnt des Lebens Pfad,
Deß überwallend Herz
Auch uns hebt himmelwärts!

So — als ich las bei Nacht
Von unsres Heeres Schlacht,
Wie Hunger, Frost und Tod
Aus feuchten Gräben droht —

Von Opfern sonder Zahl
Wundkrank im Hospital,
In trostlos langen Reih'n
Auf hartem, kaltem Stein — —

Und in dem Elend stand,
Die Lampe in der Hand,
Ein Weib; im matten Strahl
Eilt sie von Saal zu Saal.

Wie wenn im Traum er ist,
Sprachlos der Kranke küßt
Ihr Schattenbild, eh's schwand
Dahin an dunkler Wand.

Als ob der Himmel hell
Sich öffn' und schließe schnell,
Kommt die Gestalt und geht —
Das Licht erglänzt — verweht.

Auf England fort und fort,
Auf Rede, Sang und Wort
Fällt dieses Lichtes Strahl
Aus ferner Zeit Portal.

Wie sie die Lampe trug,
Steht sie in Klio's Buch —
Ein Bild zur ew'gem Ruhm
Von Frauenheldenmuth.

Die Palme, Lilie, Speer
Sind die Symbole hehr,
Die altersgraue Zeit
Sanct-Filomenen weiht.

Im Januar 1855 kamen fünfzig Krankenwärterinnen in Skutari an und wurden von Miß Nightingale theils dort, theils in die Hospitäler in der Krim selbst eingeführt. Mittlerweile waren auch neue Vorräthe von England angekommen; das ganze Land, erschüttert durch die Berichte, die fortwährend einliefen, hatte zu dem sogenannten "Times fund" 20,000 Pf. St., die eine Nationalsubscription zusammenbrachte, beigetragen, und mit diesen Vorräthen wurde besser Haus gehalten. Mr. Macdonald, dem die Verwaltung dieses Fonds übertragen wurde, setzte sich sogleich mit Miß Nightingale in Verbindung und konnte oft in dem seither berühmt gewordenen Thurmzimmer der Skutari-Kaserne gesehen werden, wie er, inmitten des regen Lebens, das dort herrschte, Listen anfertigte von Allem, was Miß Nightingale für ihre Kranken verlangte. Der Reverend Godolphine Osborne giebt in seinem Werke: „Skutari und dessen Hospitäler," eine lebhafte Schilderung der rastlosen Thätigkeit im Thurmzimmer, in welchem er selbst oft gewesen, vielleicht

um sich durch den Anblick uneigennützigster Wirksamkeit für sein eigenes philanthropisches Wirken zu stärken. „Wo auch immer Versäumniß sein mag, in dem Thurme der Schwestern ist keine!" Aus ihm fließt der wohlgeleitete Strom unermüdenden Wohlwollens und liebreicher Anstrengung, der jetzt verdientermaßen der Gegenstand so vielen Lobes ist. Hier ist man nie müßig, ruht nie, wartet auf keine Befehle von Hause, witzelt nicht, wenn Requisitionen gemacht werden; man theilt heiter die Vorräthe aus, über die man zu verfügen hat... In dem großen Zimmer, aus dem eine Thür in das Schlafzimmer der Schwestern führt, erblickt man Mrs. C., die Hohepriesterin dieses Gemachs; niemals ist sie abwesend, niemals unbeschäftigt. Auf dem Tische vor ihr nimmt sie in Empfang, was die Schwestern aus der Küche und den Vorrathskammern senden und was die dienenden Schwestern wiederum zu holen kommen, um es den Kranken nach allen Theilen dieser Riesenhospitäler zu bringen. Da kann man lernen, was vernünftiges, wahres Wohlwollen zu wirken vermag! Es kommen unaufhörlich neue Requisitionen. Der Boden ist mit Gepäck bedeckt, Alles Dinge, die für die Kranken bestimmt sind. Ganze Ballen Hemden, Socken, Pantoffeln, Schlafröcke, Flanelljacken. Es ist ein kühner Versuch, für Alles zu sorgen, was von so verschiedenen Verwaltungsfächern versäumt worden ist... In dem Wohnzimmer von Miß Nightingale und ihren Freunden, Herrn und Frau Bracebridge, werden alle Berathungen gehalten, bei denen die erstere mit vielem Talent den Vorsitz hat, und die den Zweck haben, den täglichen, mannigfachen und dringenden Be-

dürfnissen der Hospitäler entgegenzukommen. Von da aus wird die Thätigkeit des ganzen weiblichen Corps geleitet und geordnet, und von da aus werden auch die vielen Briefe an die Regierung, an Freunde und Wohlthäter versendet. Aber eine erschöpfende Beschreibung alles dessen zu geben, was in diesem Zimmer betrieben wird, geht über meine Kräfte. Man strebt danach, gutzumachen, was die Behörden versäumten, und mit beschränkten Mitteln Ordnung herzustellen."

Miß Nightingale's Einfluß auf Alle, die mit ihr in Beziehung kamen, wuchs mit jedem Tage und offenbarte sich bald in dem völlig veränderten Thun und Treiben in und außer den Hospitälern und vor allem in der Abnahme der Krankheiten, in dem erträglicheren Zustande der Kranken und in der sich mindernden Zahl der Todesfälle. Es entstanden neue Wohnungen, Vorrathskammern und Waschhäuser. Bis zu ihrer Ankunft hatte es nur elende, rauchende Küchen gegeben, kaum mit den nothdürftigsten türkischen Küchenapparaten versehen, in welchen die Soldaten selbst das nothdürftigste auf die miserabelste Weise gekocht hatten. Was die Kranken erhielten, war meistens ungenießbar für sie gewesen, nachdem sie tagelang vergebens darauf gewartet hatten. Zehn Tage darauf war schon eine provisorische Küche in Stand gesetzt, in der für 800 Mann gesunde Speisen wohl bereitet und ihnen zu rechter Zeit und auf die reinlichste Weise zugebracht wurden, und im März trat ein Gesundheitscommittee, Miß Nightingale an der Spitze, zusammen; infolge dessen wurde Mr. Soyer, der berühmte französische Koch, mit der Verbesserung und Leitung der allgemeinen Küchen be-

auftragt und in den kleinen sogenannten Extradiät-Küchen, welche ihre Entstehung der Freigebigkeit der Lady Redcliffe, der Gemahlin des Gesandten, verdankten, waren vier Frauen unaufhörlich mit der Zubereitung von leichten Speisen und Delicatessen für die Kranken beschäftigt. Nicht allein, daß jetzt die Kranken gern in dem Hospital waren, auch die Hergestellten blieben länger darin als sie sollten; es gab Kämpfe, ehe sie sich zum Abzuge entschlossen. Miß Nightingale's Name war in aller Munde. Im Hospital wie auf dem Felde und in den Schanzen war sie und ihr segensvolles Wirken das gewöhnliche Thema aller Unterhaltungen. Aber welche Wunder hatte sie auch bewirkt! Die Hospitäler vor den Verbesserungen glichen den Hospitälern nach den Verbesserungen (nach Miß Nightingale's eigenen Worten), wie die Gefängnisse des vorigen Jahrhunderts, die wahre Pesthäuser waren, den Gefängnissen gleichen, die nach Oberst Jebb's Angabe 1857 eingerichtet und die gesundesten Gebäude sind, die es geben kann.

In welchem Grade die Sterblichkeit unter den Soldaten nach diesen preiswürdigen Verbesserungen abnahm, geht aus den statistischen Tabellen hervor, die Miß Nightingale den Behörden vorgelegt hat. Nach selbigen starben während der ersten sieben Monate in der Krim infolge von Krankheiten sechszig Mann von hundert, welches die Sterblichkeit übertrifft, die in London stattfand, als die Pest wüthete; während der letzten fünf Monate des Kriegs starben nur zwei Drittel so viel Soldaten, als durchschnittlich in demselben Zeitraum in der Londoner gesunden Garde sterben.

Während Miß Nightingale so segensreich wirkte und von Tausenden gesegnet wurde, erhoben sich, so unglaublich es klingt, Stimmen gegen sie, nicht allein im Auslande, wo ihre Verdienste die Mißgriffe und das verbrecherische Handeln Vieler an das Tageslicht brachten, sondern auch im eigenen Vaterlande. Der vorurtheilsvollen Beschränktheit derjenigen Damen, die Miß Nightingale's Wirken unter den Soldaten für unstatthaft und unweiblich erklärten, wollen wir hier, als einer Thatsache, nur ganz vorübergehend gedenken. Wie sie Hand und Fuß nur nach gewissen, festgesetzten Regeln bewegen, so muß, nach ihrer Ansicht, auch das Herz immer in gleichem Tempo schlagen. Weder Mitleiden, noch Mitfreude darf es lauter pochen machen. Ungewöhnliches Handeln ist für diese Wesen gleichbedeutend mit unpassendem Handeln.

Im Februar unterlagen sieben Feldärzte dem bösen Fieber, welches in dem Hospital, Barrack-Hosptal genannt, grassirte. Miß Nightingale drückte zweien derselben die Augen zu. Acht andere, wie auch mehrere der Schwestern, lagen gefährlich darnieder. Zu dieser Zeit schrieb Mr. Macdonald in einem seiner Briefe, die in der „Times" veröffentlicht wurden: „Wo die Krankheit in ihrer gefährlichsten Erscheinung auftritt und die Hand des Todes traurig nahe ist, da kann man gewiß sein, diese unvergleichliche Frau (Miß Nightingale) zu sehen; ihre milde Nähe hat selbst noch dann einen trostreichen Einfluß, wenn die Natur im letzten Kampfe ringt. Sie ist ohne Uebertreibung ein helfender, dienender Engel in diesen Hospitälern, und wenn ihre schlanke Gestalt geräuschlos

durch die Schlafsäle schwebt und die armen Burschen sie erblicken, dann werden ihre Gesichter weich durch den Ausdruck der Dankbarkeit. Sobald die Aerzte sich zur Nachtruhe zurückgezogen haben und Schweigen und Finsterniß in diesen meilenweiten Reihen darniederliegender Kranken herrschen, dann macht sie ihre einsame Runde mit einer kleinen Lampe in der Hand. Das Gefühl des Volks war ein richtiges, als es sie bei ihrer Abreise von England wie eine Heldin begrüßte. Ich wünsche nur, daß sie nicht zu einem höhern, aber traurigern Ehrentitel erhoben werde! Niemand, der ihre zarte Erscheinung beobachtet, kann sich nicht der trüben Ahnung erwehren, daß sie unterliegen müsse. Mit dem Herzen einer Frau, wie sie sein soll, und mit so feinen Manieren, wie man sie selten an einer Dame sieht, verbindet sie eine überraschende Ruhe des Urtheils und Entschiedenheit des Charakters."

In Bezug auf den Vorwurf, der Miß Nightingale gemacht worden ist, daß sie den Offizieren nicht so viel Sorgfalt gewidmet habe, als den gemeinen Soldaten, ist zu sagen, daß Miß Nightingale und ihre Begleiterinnen von Anfang an beschlossen hatten, letzteren hauptsächlich ihre Dienste zu weihen; denn die Offiziere waren unvergleichlich viel besser daran, indem die meisten ihre Bedienung und hinreichende Mittel bei sich hatten, um sich das nothwendigste zu verschaffen. „Dennoch," fügt Mr. Osborne hinzu, „wird Miß Nightingale gewiß nie aus unbedeutenden Gründen die Gelegenheit vorübergehen lassen, sich ihren Mitmenschen hülfreich zu erweisen, und hat mehr als einmal trostspendend am Sterbebett von Offizieren gestanden."

Zu Anfang des Frühjahrs erkrankten mehrere der Wärterinnen. Es kehrten demnach einige von ihnen in die Heimath zurück. Miß Nightingale hatte auch den Schmerz, eine liebenswürdige junge Freundin, Miß Smithe, die unter ihr die Krankenpflege erlernt hatte, durch den Tod zu verlieren.

Kurz darauf reiste sie nach Balaklawa, um die dortigen Hospitäler zu besuchen, in die sie einige Monate vorher Krankenwärterinnen eingeführt hatte. Sie fand viel zu thun vor; aber kaum hatte sie Alles in Ordnung und Gang gebracht, als auch sie zusammenbrach. Das sogenannte Krimfieber hatte sie erfaßt und warf ihren zarten Körper auf's Lager. Sie wurde nun selbst ins Hospital getragen. Dort lag sie vierzehn Tage in heftigem Fieber. Zu den wenigen Personen, die sie während dieser Zeit besucht haben, gehörte General Lord Raglan. Wohl mag er, als er das bleiche Gesicht der Leidenden erblickte, für deren Leben alle zitterten, für deren Erhaltung viele Gebete zu Gott stiegen, nicht geahnt haben, daß sie, die Zarte, Schwächliche, bald wieder thätig umherwandeln, er selbst aber, der noch in voller Kraft an ihrem Lager stand, bald unter den Todten ruhen würde.

Als Miß Nightingale genas, ergingen vielfache Bitten an sie, jetzt, da sie ihr Werk so wohl eingerichtet hatte, nach England zurückzukehren und ihre Gesundheit zu stärken. Sie wies diese Vorstellungen sehr bestimmt ab und verlangte nach Skutari zurück, wo, wie sie wußte, das weiteste Feld für ihre Thätigkeit war. Da sie noch zu schwach war, um von der Höhe, auf der das Hospital lag, bis an das Schiff zu gehen, wurde sie von den Soldaten hinabgetra-

gen. Mit welcher Sorgfalt und Ehrfurcht mögen die dankerfüllten Männer das gethan haben!

Das darauf folgende Jahr war verhältnißmäßig nicht so schwer für unsere Heldin. Mit der Abnahme der Kranken wurden einige Hospitäler geschlossen. Dies geschah selbst mit dem großen „Barrack-Hospital" in Skutari, welches wieder, seiner alten Bestimmung gemäß, zu einer Kaserne eingerichtet wurde. Wir hören, daß Miß Nightingale eine Summe vorschoß, um ein Kaffeehaus in Inkerman einrichten zu lassen; daß sie dem ersten Feldprediger bei Einrichtung von Lesezimmern, Schulen und Vorlesungen für die Soldaten behülflich war, und wissen genau, wie freundlich sie die Vertheilung von deutschen Büchern übernahm, die ihr zu diesem Zweck von deutschen Frauen aus London zugewandt wurden, weil dieselben gehört hatten, daß unsere Landsleute in der Fremdenlegion ein großes Verlangen darnach trugen. Sie schrieb Briefe für die Soldaten, sorgte dafür, daß deren Ersparnisse nach England an die Angehörigen befördert wurden, und hatte den Kummer, daß ihr die Hospital-Authorities untersagten, das Zelt aufzuschlagen, das sie hatte anfertigen lassen, um den Genesenden einen Schutz gegen die Sonne zu geben, wenn sie frische Luft schöpfen wollten. Diese fortgesetzten kleinlichen Quälereien von Seiten der Behörden, die es ihr nicht vergeben konnten, daß ihr Wirken sie dem Urtheil der Welt bloßgestellt hatte, dauerten fort, auch noch, nachdem Miß Nightingale's Ruf ein europäischer geworden war und ihr von allen Seiten Zeichen der Verehrung und des Dankes überschickt wurden. Einen sogenannten "Nightingale fund," der von ihren dankbaren

Landsleuten zusammengebracht werden sollte (zu dem, beiläufig gesagt, Jenny Lind-Goldschmidt und ihr Gemahl 2000 Pf. St. — den Ertrag eines von ihnen gegebenen Concerts — beitrugen), lehnte sie, wie es sich voraussehen ließ, sehr bestimmt ab. Die Königin Victoria übersandte ihr mit einem herzlichen Dankschreiben ein Diamantkreuz, der Sultan ein Armband als Zeichen seiner Hochachtung und Ergebenheit, und als Resultat einer in London gehaltenen großen Versammlung wurde das zusammengebrachte Kapital, welches Miß Nightingale abgelehnt hatte, zur Erbauung eines nach ihrer Anweisung einzurichtenden Hospitals bestimmt. Die Verhandlungen dieser Versammlung wurden zu Protokoll gebracht, und eine Copie davon wurde ihr nach der Krim geschickt.

Darauf Bezug nehmend, schrieb sie an Mrs. Herbert: „So sehr ich den Mißdeutungen und Mißverständnissen auf diesem Felde einer neuen und verwickelten Thätigkeit ausgesetzt bin, so gereicht es mir wiederum zum dauernden Trost, daß mir auf der andern Seite viel Sympathie und Anerkennung inmitten der fast überwältigenden Arbeiten und Schwierigkeiten zu Theil wird. Ich muß jedoch hinzufügen, daß ich meine hiesige Thätigkeit mit keiner vertauschen werde, so lange es mir scheint, daß noch etwas unvollendet ist. Ich bitte Sie daher, dem Committee mitzutheilen, daß ich seinen Vorschlag, ein Hospital nach meinen Anordnungen errichten zu lassen, annehme, vorausgesetzt, man überläßt es mir, die Zeit für die Ausführung selbst zu wählen." Dagegen erhob sich natürlich kein Widerspruch.

Die Zeitverhältnisse beschleunigten ihre Rückkehr mehr,

als sie es damals für wahrscheinlich gehalten hatte, und mit dem Friedensschlusse und der Genesung der letzten Kranken sah sie ihr dortiges Werk für beendet an. Sie hatte aus den jammervollsten Hospitälern Musterhospitäler gemacht und ganz Europa gezeigt, wie Kranke, sei es in Kriegs- oder Friedenszeiten, verpflegt werden sollen. Da es sich voraussehen ließ, daß ihre Ankunft, wenn in England bekannt, einen Sturm von Demonstrationen hervorrufen würde, so bereitete Miß Nightingale, die nichts so sehr für ihre Person scheut als die Oeffentlichkeit, ihre Abreise von Konstantinopel ganz im Geheimen vor. Sie schiffte sich auf einem französischen Schiffe ein, reiste bei Nacht durch Frankreich und kam an einem Augusttage des Jahres 1856 auf ihrem Familiensitze Lea Hurst an.

War ihr jetzt die, wie es schien, so nothwendige Ruhe beschieden? Kaum schwiegen die Kriegsstürme, als ein neuer Sturm in Form einer Untersuchungscommission (Commission of inquiry) ausbrach. Das englische Volk, im höchsten Grade aufgeregt, verlangte, daß, was bis dahin nur als Vermuthung ausgesprochen war, jetzt durch unzweideutige Zeugen bewiesen werden sollte, nämlich: Daß Tausende seiner Mitbürger als Opfer einer mangelhaften, ja verbrecherischen Verwaltung gefallen wären. Daß es bewiesen werden konnte, daran zweifelte Niemand mehr. Zu diesem Zweck kam die Commission zusammen und — erfüllte ihre Aufgabe, indem sie so viel an's Tageslicht brachte, als sich „den Mächten, die im Finstern walten," abringen ließ. Freilich war das noch nicht immer genug für Die, die am heißesten nach voller Klarheit und

Rache dürsteten. Aber es war mehr als genug, um keine Art von Zweifel darüber zu lassen, daß von den ungeheuern Vorräthen, deren Ankauf von der englischen Regierung officiell bewilligt war und die dem Elend und den Krankheiten, wenn nicht ganz vorgebeugt, so doch gewiß den dringendsten Bedürfnissen der Kranken und Verwundeten abgeholfen haben würden, wenig oder nichts zur rechten Zeit oder zur rechten Stelle angekommen war. In einigen Fällen konnte es gar nicht nachgewiesen werden, daß diese Vorräthe jemals von England abgegangen waren, vielleicht weil Der, der den Einkauf besorgt, damit seiner Pflicht genügt und mit dem Einschiffen gar nichts zu thun gehabt hatte; in anderen waren sie in irgend einem türkischen Hafenplatze aufgespeichert liegen geblieben, bis sie verfault waren. Die Formalitäten, durch die zu gehen war, ehe der Arzt für seine Kranken, der Freund für den Freund das erhielt, was Leben und Kraft erhalten hätte, waren so zahl- und endlos, daß Jeder sich scheute, diese Spießruthen zu laufen. Es war das Ende davon gar nicht abzusehen und — es fürchteten sich die Meisten auch davor, den Vorgesetzten lästig zu fallen.

Für diese letztere Behauptung können wir Miß Nightingale's eigene Worte anführen. Als nämlich die Untersuchungscommission zusammengekommen war, wurde auch sie aufgefordert, ihr Zeugniß abzulegen, und es wurden ihr zu diesem Ende schriftliche Fragen von der Commission vorgelegt und diese wie ihre Antworten, die sich in den „Blaubüchern" befinden, brachten die traurigsten Enthüllungen an den Tag. Eine dieser Fragen lautete:

„Woran lag es, daß es so schwer war, Nahrungsmittel

oder Decken, kurz, die Vorräthe zu erlangen, die von nöthen waren?"

Antwort: „Die Besorgniß, ein 'lästiger Bursche' genannt zu werden, hielt, wie es mir persönlich bekannt wurde, die Feldchirurgen ab, wiederholt um die Dinge einzukommen, welche für die Kranken und Genesenden nothwendig waren. Sie fürchteten, daß solch Verfahren ihnen bei ihrer Carrière nachtheilig werden dürfte. Man wird dies in Abrede stellen, aber es bleibt doch wahr!"

Miß Nightingale's Zeugniß war von großem Werthe; sie sprach unerschrocken die Wahrheit, daran zweifelte Niemand, und sie erwarb sich neue Ansprüche auf die Dankbarkeit der englischen Nation, indem sie nicht blos mehr Klarheit über die traurigen Zustände in der Krim verbreitete, sondern auch indem sie die Aufmerksamkeit von dort ab auf noch bestehende Mißbräuche und falsche Einrichtungen zu Hause lenkte. Sie hatte einen klaren und tiefen Einblick in die Einrichtungen der Hospitäler und Kasernen erlangt und legte vor der Commission das Resultat ihrer Beobachtungen nieder. Sie wies unwiderlegbar nach, daß die verhältnißmäßig große Sterblichkeit in dem Heere — auch in Friedenszeit — die Folge abwendbarer Uebel ist. Zu letztern rechnet sie die überfüllten Schlafsäle der Kasernen, in denen die Luft ganz verpestet ist; die schlechte Ventilation und die mangelhaften Wasserleitungen, die Kost, die vom Anfang bis zu Ende des Jahres aus gekochtem Rindfleisch besteht, der Magen des Soldaten möge dagegen revoltiren oder nicht; endlich die Langeweile, die gerade aus den thatkräftigsten Menschen zu allererst Trunkenbolde und Taugenichtse macht.

wenn sie lange Zeit Soldaten sind. Aus den von ihr angefertigten statistischen Tabellen ersieht man, daß die Sterblichkeit in dem Heere noch einmal so stark ist als die der Nicht-Soldaten von gleichem Alter. Sie versäumt dabei nicht, darauf aufmerksam zu machen, daß nur gesunde und starke Männer für die Armee gewählt werden und daß dieselbe noch überdies durch ein unaufhörliches Zuströmen von frischem, gesundem Leben, aus der übrigen Bevölkerung geschöpft, verstärkt werde, während jetzt nur die durch den Dienst aufgeriebenen der übrigen Bevölkerung zufallen.

Ihre scharfen Beobachtungen, klar und einfach vorgetragen, und ihre Vorschläge für Reformen, die dem Kriegsministerium vorgelegt wurden, haben bereits die heilsamsten Veränderungen in den englischen Kasernen hervorgerufen.

Ein sehr geachtetes Londoner Journal erwähnte dies kürzlich und erzählte, daß dieselben Reformen jetzt in Indien vorgenommen werden sollen, und fügte hinzu, daß die Sterblichkeit in der Armee, die ehemals 19 auf 1000 gewesen, sich jetzt zu 8 auf 1000 verringert hätte.

Wie einst Elisabeth Fry's Name von den Gefangenen gesegnet wurde, so segnen jetzt die Kranken Florence Nightingale, und zahllos sind die Leben, die sie gerettet hat.

Dies Bewußtsein muß ihr eigenes Leben erhellen, das durch körperliches Leiden getrübt ist. Immer von zarter Gesundheit und an einem Herzübel leidend, ist letzteres durch die schweren Jahre in der Krim und später durch jene heftigen Gemüthsbewewegungen vermehrt worden, die ihr die Enthüllungen zur Zeit der Untersuchungscommission verursacht haben. Ihr thätiger Geist ruht aber

nicht. Sie fährt fort, trotz ihres eigenen Leidens, das sie seit langer Zeit an ihr Zimmer bannt, sich lebhaft für die Anstalten zu interessiren, für die sie die Zinsen des sogenannten "Nightingale fund" (13,000 oder 15,000 Pf. St.) verwendet. Es ist dafür kein neues Hospital errichtet, sondern es ist zu Anbauten an ein bestehendes Hospital verwendet worden (St. Thomas Hospital), in denen Frauen, die sich der Krankenpflege widmen wollen, Aufnahme finden und von den erfahrenen Schwestern und dem Arzte unterrichtet werden.

Miß Nightingale's Buch: "Notes on nursing" (Bemerkungen über Krankenpflege) ist während ihrer Krankenzeit geschrieben worden. Es enthält höchst beachtenswerthe Weisungen für Kranke und Gesunde, und jedes fühlende Herz muß bewegt werden durch das innige, eindringende Mitgefühl, das Miß Nightingale für unsere leidenden Mitmenschen hat. Nichts entgeht ihrer Beachtung, was dem Kranken unlieb und schädlich oder lieb und heilsam sein dürfte; sie weiß immer richtig anzugeben, auf welche Weise das erstere zu vermeiden, das letztere herzustellen ist. Gegen gedankenlose oder gar selbstsüchtige Krankenpfleger ist sie unerbittlich streng.

All den Frauen, die nicht glücklich sind, weil ihnen die rechte Lebensarbeit fehlt, mag dies Charakterbild zeigen, was eine Frau zu thun im Stande ist, die Menschenliebe im Herzen hat und sich für andere zu vergessen vermag.



